



Air Commodore «Freddie» West, V.C., C.B.E., M.C.

P. R. REID

**DIPLOMAT
ZWISCHEN DEN FRONTEN**

EIN LEBENSBERICHT

Mit 14 Abbildungen

P. R. Reid Diplomat zwischen den Fronten



VERLAG HUBER & CO. AG, FRAUENFELD

Die Übersetzung besorgte Duri Troesch
nach der englischen Originalausgabe
«Winged Diplomat,
The Life Story of Air Commodore Freddie West»
(Chatto & Windus, London 1962)



1963 Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld
Satz und Druck von Huber & Co. AG, Frauenfeld
Umschlagentwurf: Atelier der Werbeagentur Roland Hauert, Zürich
Printed in Svritzerland
Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

VORWORT

Ich traf Air Commodore Freddie West, Träger des Viktoria- und des Militärkreuzes, gegen Mitte des zweiten Weltkrieges in der Schweiz, wo er seit Kriegsbeginn – mit dem britischen Gesandten und einer Handvoll anderer Gesandtschaftsbeamten – trotz dem vernichtenden Spott seiner deutschen Gegenspieler, ihren Intrigen und sonstigen Winkelzügen die «Festung» für Grossbritannien hielt.

Ich wusste, dass sein Leben bedroht war.

Aber während des ganzen Krieges gelang es ihm immer, über den Dingen zu stehen und ihnen eine heitere Seite abzugewinnen. Neugier und Bewunderung spornten mich an, das Freddie West und sein Wesen umhüllende Geheimnis zu lüften.

Ich brauchte fünfzehn Jahre, bis ich sein Vertrauen gewonnen hatte und er mir einen Einblick in sein Leben gestattete. Das so erhaltene Bild habe ich nachfolgend wiederzugeben versucht. Es ist die Lebensgeschichte eines Mannes, der noch unter uns weilt. Aus diesem Grunde wird der Leser sicher verstehen, dass die Weglassung einiger weniger Tatsachen unumgänglich war.

P. R. Reid

KINDHEIT IN MAILAND

Meine Mutter, das sah ich, war tieftraurig. Sie hatte gerade meinen Vater verloren und kleidete sich jetzt ganz schwarz, während sie sonst farbenfrohe Kleider liebte. Jene langen, glänzenden Seidenjupes, die mit Rüschen abgesetzt waren, standen ihr gut. Und mit ihren zartrosigen Wangen und den grossen dunklen Augen, die unter den breitrandigen Hüten jener Zeit hervorschauten, war meine Mutter eine überaus schöne Frau. Damals glaubte ich allerdings, dass sie jeden Tag einen neuen Hut trug - und alle glichen umgestülpten Blumentöpfen.

An meinen Vater kann ich mich nicht erinnern. Aber sehr gut weiss ich noch, wie man mir erzählte, dass irgendwo Krieg war, der Burenkrieg. Und meine Mutter sagte mir, dass auch Daddy ausgezogen sei, um gegen die Buren zu kämpfen. Eines Tages kam meine Mutter mit zerfurchtem und verweintem Gesicht in das Kinderzimmer und berichtete mir schluchzend, dass die Buren Daddy wahrscheinlich getötet hatten; er werde vermisst.

Mummy tat mir leid. Damals - es war 1902 - lebten wir am Princes Square, London W. 2, in einem zweistöckigen, mit grauem Stuck verzierten Haus im Stil der Jahrhundertwende. Mir erschien das Haus gross, mit weiten Räumen und weissen Decken, die von mehreren Reihen geschnitzter Holzbänder eingerahmt waren. Als die Vermisstmeldung meines Vaters bestätigt wurde, beschloss meine Mutter, nach Italien zu ziehen.

Meine Mutter war Französin. Bevor sie heiratete, stand ihr der Titel Comtesse Clémence de la Gard de Saignes zu. Ihre Familie stammte aus der Auvergne. Aber warum sollten wir nach Italien

gehen? «Ich habe dort eine Schwester», beantwortete sie meine Frage. Ich war als ein englischer Junge aufgewachsen. Meine Mutter hatte mir nie viel über Frankreich oder Italien erzählt. Sie hat das – ich bin sicher – meines Vaters wegen unterlassen, den sie innig geliebt hatte. Als er uns verliess, übertrug sie die ganze Liebe auf mich. Ich war ihr einziges Kind.

Meine Eltern hatten 1894 geheiratet, als Vater achtundzwanzig und Mutter achtzehn Jahre alt war. Vater stand im Dienste des East-Lancashire-Regimentes; als dieses Regiment aber ins Ausland verlegt wurde, nahm er seinen Abschied, um bei Mutter bleiben zu können. Dann kam der Burenkrieg, und er meldete sich sofort als Freiwilliger.

Erst Jahre danach erfuhr ich, warum wir England verlassen hatten, um nach Mailand zu gehen. In der Familie meines Vaters hatte es einen Zwist gegeben. Er begann, als er eine Ausländerin heiratete, und wurde vertieft, als er seinen Abschied vom Regiment nahm. Nach dem Tode meines Vaters trat eine völlige Entfremdung zwischen seiner Familie und meiner Mutter ein.

Meine Tante in Italien hiess Mary, und Mutter erzählte mir, sie lebe in einem grossen Kloster als Nonne. Ich stellte mir vor, dass eine Nonne eine unfehlbare und wachsame Kinderfrau sei, die auf das Jesuskind aufpasse; und dass ein Kloster ein Ort sei, den man meiden müsse, weil es dort viel zu viele wachsame Kinderfrauen gab.

Als wir in die Wohnung im fünften Stock einzogen, die meine Mutter ganz oben in dem zu jener Zeit höchsten Gebäude von Mailand, einem Palazzo in der Via Brera, gemietet hatte, trat die kleine, nur etwa einen Meter sechsundfünfzig grosse Adèle in mein Leben. Adèle war das Dienstmädchen meiner Mutter und sollte sich von Zeit zu Zeit auch um mich kümmern. Ich betrachtete sie als Spielkameradin. Ihre runden schwarzen Augen sagten mir alles, was ich wissen wollte – was hiess, dass ich genau wusste, wie weit ich gehen konnte, wenn ich sie neckte. Ihre Augen waren wie die eines Hundes, eines Pudels, und sie blickten so zärtlich, dass ich Adele deswegen oft neckte.

Wenn ich schnell zu ihr sprach, blickten ihre Augen verwirrt und erschrocken. Sie verstand kein Englisch, aber sie wollte mich ver-

stehen. Meine Mutter schickte mich oft mit ihr zum Spielen in die nahen öffentlichen Parkanlagen, die fast im Zentrum der Stadt lagen, etwa drei Kilometer vom grossen Bahnhof entfernt.

«Du darfst einmal in der Kutsche mit den Ziegen fahren», sagte meine Mutter, «aber benimm dich so, dass die anderen Kinder sehen, wie wohlgezogen ein kleiner englischer Junge ist.» Die offene, hellgelb gestrichene Kutsche mit den vier grossen Rädern bot genug Platz für Adèle und mich. Zwei langhaarige Ziegen mit gebogenen Hörnern waren nebeneinander an langen, mit Metallknöpfen und Glöckchen verzierten Lederriemen vor die Deichsel gespannt. Der Kutscher, ein runzlicher alter Mann mit weissem Bart – er war kaum grösser als Adèle – schritt neben den Ziegen her. Er hatte eine Peitsche wie ein Droschkenkutscher, seine Uniform bestand aus einer gelbgrauen Tunika und einer roten Hose; aber erst seine Mütze mit schwarzem Schirm, die einer französischen Offizierskappe glich, verlieh ihm seine volle Würde.

Ich erinnere mich nicht mehr an das erste Zusammentreffen mit meiner Tante, aber sehr wohl noch an die Begegnung mit der Mutter Oberin. Schon nach wenigen Minuten sprachen die Erwachsenen angeregt französisch miteinander, während ich es mir auf dem Knie der Ehrwürdigen Mutter bequem machte. Sie plauderten über Weihnachten und eine Krippe. Die Ehrwürdige Mutter bewunderte meine langen blonden Locken und fuhr ganz entzückt mit ihrer Hand hindurch. «Würdest du deine Locken dem Jesuskind opfern?» fragte sie mich, und ich sagte: «Nein!» Ihr grosser weisser Brustlatz war genau vor meiner Nase. Ich tupfte ihn an, um zu sehen, wie steif er war. Die Beule, die ich dabei hinterliess, war höchst eindrucksvoll. Und ich machte mich daran, noch mehr solcher Beulen zustande zu bringen. Ich merkte, dass die Grossen mehr an meinem Haar interessiert waren als an mir selbst, und ich hatte recht. Es waren für mich prächtige Minuten, als es abgeschnitten wurde. Selten aber hatte ich meine Mutter so eifrig französisch sprechen hören, wie in dem Augenblick, als wir uns zum Gehen anschickten und bei Licht meine Beulen plötzlich sichtbar wurden. Ich starrte ganz erschrocken zu ihr hinauf, als sie auf englisch weitersprach und mich ausschimpfte. Ich konnte nicht

mehr an mich halten und schluchzte bitterlich. Meine eigene Mutter verstand mich nicht.

Ein paar Tage nachdem meine Locken verschwunden waren, wurde ich wieder in das Kloster mitgenommen, gegen das ich nun grosses Misstrauen hegte. Diesmal sollte ich den Kaplan, Monsignore Ratti, kennenlernen. Er war untersetzt, kräftig gebaut und ruhig in seiner Art. Er schien mich auch durch seine goldgeränderte Brille kaum zu bemerken. Zuerst hatte ich Angst, beobachtete ihn aber trotzdem in der Sakristei der Kirche, vorsichtig hinter einem Rockzipfel meiner Mutter hervorschauend.

Mutter Oberin, die uns vorstellte, sagte: «Ich habe eine Überraschung für Sie, Monsignore, einen kleinen englischen Jungen. Freddie ist unser neuer Zögling und wäre gut geeignet als Messknabe.» Monsignore, plötzlich interessiert, drehte sich um und sah mich an. «Seine Arme sind stark; er kann an Sankt Benedikt das Weihrauchgefäss tragen», meinte er.

Dieses Weihrauchgefäss wurde für mich zu einer glänzenden Unterhaltung. Ich fühlte mich wie Aladin mit der Wunderlampe, wenn sich der blaue Rauch aufwärtsschlängelte und dabei einen fremdartigen Duft verbreitete. Das war ein Spass! Ich liebte diesen Geruch und die wogenden Rauchschwaden. Dann und wann riech ich an dem Weihrauchgefäss, um zu sehen, ob es nicht zufällig doch eine Zauberlampe sei. Ich bildete mir ein, in dem Rauch Gesichter zu erblicken. Gleichzeitig war ich beeindruckt von der bedeutsamen Aufgabe, die ich auszuführen hatte. Ihre Wichtigkeit wurde von dem scharlachroten Talar und dem weissen, mit Spitzen versehenen Gewand, das ich hatte anziehen müssen, nachdrücklich unterstrichen.

Ich hatte wirklich genügend Gelegenheit, meiner Aufgabe mit Fleiss und Begeisterung nachzukommen; während der Messe füllte ich das Weihrauchgefäss mehrere Male wieder auf und sorgte so für Rauch. Die anderen Messknaben waren italienische Jungen, die sich gegenseitig Verhaltensmassregeln zuflüsternten; aber da ich Englisch sprach und sie Italienisch und wir uns nicht verstehen konnten, kicherten sie nur über mich.

Monsignore Ratti stand oben am Altar, hoch über uns. Ich war

eifrig damit beschäftigt, den Weihrauch teelöffelweise in mein neues funkelndes Spielzeug zu laden. Dann stellte ich mich in die Mitte und schwang das Weihrauchgefäss. Auf und ab ging es zu meinen beiden Seiten, und blaugraue Wolken stiegen auf und hüllten mich bald ganz ein. Viele Jahre später wurde ich wieder daran erinnert, als ich ein Öldepot in Flammen aufgehen sah. Natürlich war die Flamme anders, aber der beizende Rauch verbreitete sich ebenso schwer.

Ein Fieber nicht mehr unterdrückbaren Tatendrangs und der Pflichterfüllung ergriff mich. Mit dem Massstab der Erwachsenen gemessen, hatte ich die Gewalt über mich verloren. Monsignore Ratti war zu einer himmlischen Erscheinung auf Wolken geworden, die ihn umwogten. Die leuchtendroten Gewänder meiner Kameraden auf den unteren Stufen dieser heiligen Stätte verschwammen langsam im Rauch. Ein unterdrücktes Flüstern wurde von den Nonnen hinter mir hörbar, inmitten eines Höllenlärms von Gehuste, Gekeuche und Schnauben. Kurz darauf trat eine Schwester mit erstickter Stimme, rauschenden Gewändern und klapperndem Rosenkranz aus dem Nebel hervor an meine Seite. Der Anstand verbot jegliche Gewalttätigkeit. Sie führte mich, so schnell sie konnte, zur Sakristei. Die Türe war gerade noch sichtbar. Schliesslich hörte ich auf, das Weihrauchgefäss zu schwingen. Die Schale glühte in einem trüben Rot.

Nach der Messe erlauschte ich das Gespräch zwischen Monsignore Ratti und meiner Mutter. «Bitte machen Sie sich keine Gedanken darüber», hörte ich ihn sagen. «Er wird eines Tages Messknabe sein, wenn er Italienisch sprechen und verstehen kann. Ich hoffe, dass ich ihn wiedersehen werde», fügte er nicht ohne Hintergedanken hinzu; und mit einem etwas schiefen Lächeln: «In einem Jahr.» Monsignore Ratti hatte also Sinn für Humor. Und dieses Thema weiterverfolgend, sagte er zu meiner Mutter: «Ich mag einen solchen Jungen, der voller Energie steckt und eigene Initiative zeigt - je früher, desto besser. Ich weiss, dass ich solchen Jungen eher vertrauen kann als den andern.» - Mir wurde wesentlich wohler zumute, obwohl ich nur ungefähr verstand, was er damit meinte.

In Mailand besuchte ich eine Privatschule, die von einem älteren Schweizer Ehepaar geleitet wurde. Es waren auch italienische Lehrer

im Kollegium und – nicht zu vergessen – zwei freundliche englische alte Jungfern. Ich war überglücklich in ihren Stunden, denn sie allein verstanden nicht nur, was ich sagte, sondern auch alles, was ich sagen wollte, aber nicht in Worte fassen konnte.

Meine Zeugnisse, mit Bemerkungen unseres alten Direktors Heinz, waren etwas unterschiedlich. Sätze wie»... seine englische Herkunft übt manchmal einen schlechten Einfluss auf die anderen Kinder aus...» verwirrten meine Mutter. Aber ich wusste, worauf der Direktor anspielte. Ich hatte einmal meine Zinnsoldaten in die Schule mitgenommen, englische Grenadiere in Rot und Blau und einen Offizier zu Pferde mit einem Federbusch und einem silbernen Schwert. Dann hatte ich alle Hereinkommenden zu einer Schlacht auf dem Fussboden des Klassenzimmers gezwungen. Die feindlichen Heerscharen – italienische Bersaglieri und Alpini – waren ebenfalls aufmarschiert.

Die Schlacht begann. Gegen mich war eine Kanone gerichtet, und weil meine Soldaten sie bald erbeutet hatten, behauptete der Feind, ich hätte gemogelt. So versteifte ich mich weiterhin auf die Eroberung der Kanone, als mich die Jungen erneut angriffen. Es waren im ganzen fünf; die vier Mädchen unserer Klasse standen dabei und quietschten abwechselnd vor Freude und Angst, als wir uns gegenseitig verdroschen. Zum Schluss, als ich neben dem Lehrerpult in die Enge getrieben war, schleuderte ich die Kanone durch das Fenster. Das Glas klirrte – doppelt so laut das Geschrei –, und unser Lehrer kam herein.

Mit neun Jahren war ich unbestreitbar der Anführer der ganzen Schule. Ich war körperlich ein bisschen grösser und stärker als alle Rivalen. «Du wirst nun für die Schule von Direktor Heinz zu alt», sagte meine Mutter; «wir müssen an eine höhere Schule – das Gymnasium – denken.» Und sie beschrieb mir die grosse Gemeindeschule von Mailand, die in den nächsten fünf Jahren mein zweites Zuhause werden sollte.

In meiner Klasse im Gymnasium waren fünfunddreissig Schüler, davon sechs Mädchen. Bald wusste ich, dass ich in dieser Klasse mit-

kommen konnte, obschon einige meiner Mitschüler bis zu achtzehn Monate älter waren. Die Mädchen sassen in der ersten Reihe, ich in der Reihe hinter ihnen. Es gab zwei Sitzabteilungen, in der Mitte war ein Gang, wie bei der Anordnung der Bänke in einer Kirche. Die Mädchen kamen immer als letzte in den Klassenraum und verliessen ihn zuerst. Sie führten ein von uns sehr abgesondertes Leben, da die Eltern oder Hausangestellte sie zur Schule brachten und auch von dort abholten.

Ausserhalb des Klassenraumes gab es kein Gemeinschaftsleben. Man schimpfte sich nicht aus, man neckte sich wenig, und überraschenderweise gab es auch, soweit ich mich entsinne, keine Prahlereien. Im Ganzen gesehen, führten sich die Kinder sehr ordentlich auf, und ihr Betragen in der Klasse war musterhaft. Den Lehrern wurde grosse Ehrfurcht entgegengebracht, und ihre Anordnungen wurden sofort befolgt. Ein widerspenstiger Schüler, der ungehorsam war und Dummheiten im Kopf hatte, war etwas Unerhörtes.

Bis 1908 war ich völlig uninteressiert an allen Dingen, die das weibliche Geschlecht betrafen. Ich war zwölf Jahre alt und hatte gerade gelernt, wie man eine gute Schleuder bastelt, als ich zum erstenmal die List, den Charme und die skrupellose Unbarmherzigkeit des weiblichen Geschlechts zu spüren bekam. Maria war das einzige Mädchen, das mich jemals angelächelt hatte. Sie bemerkte meine Schleuder. Ja, ich richtete es sogar immer so ein, dass sie sah, wie gut ich damit bei den häufigen Geschicklichkeitsübungen umgehen konnte, die damit endeten, dass die Jungen erstaunte Gesichter machten und sich verduzt am Hinterkopf kratzten.

Dann, eines Tages in der Klasse, verführten mich Eva und die Schlange. Maria sass am Tisch genau vor mir. Mit der Hand vor dem Mund konnte sie unbemerkt zu mir reden. Sie flüsterte schüchtern: «Du bist wie der grosse Wilhelm Teil!» Darüber dachte ich einen Moment nach. Dann bemerkte ich zum erstenmal, obwohl ich schon seit Monaten diesen Anblick gewohnt war, dass Maria einen wohlgeformten, schneeweissen Hals hatte, der unter dem pechschwarzen Haar hervorschimerte, das leicht und in vielen Locken auf ihre

Schultern fiel. Als sie sich umdrehte und mich anblickte, sah ich, wie gross, blau, voller Lebhaftigkeit und Schalk ihre Augen waren, welche verführerische lange schwarze, seidige Wimpern bedeckten. Sie wollte gerade etwas sagen, als... «Aufgepasst!» von Professor Besta zu hören war, der unser Lehrer für Botanik und Zoologie war und nun finstere Blicke über den Rand seines Kneifers warf. Wir waren gerade eingehend mit der Beschaffenheit der Laubbäume beschäftigt. Auf der äussersten Kante seines Podests stehend, würde er sich nun wieder langsam, als wenn er selbst noch wachsen müsste, auf die Zehenspitzen erheben, sich dann mit seinem kleinen, aber dicken Bauch Vorwärtsneigen, bis alle Schüler, in der Erwartung, ihn vornüberkippen zu sehen, den Mund aufsperrten. Aber gerade in dem Augenblick, wenn er sich keine Sekunde länger aufrechterhalten konnte und alle Kinder sich vor Aufregung von ihren Sitzen erhoben, pflegte er von seinem Podest herunterzuspringen und schnellen Schrittes den Mittelgang zwischen den Tischen entlangzugehen, um unsere Zeichnungen von Blättern und getrockneten Blumen zu prüfen oder eine Darstellung von Insekten aus der Nähe zu begutachten.

Es war während eines dieser Gänge, als die Schlange wieder sprach. Schnell und aufgeregt zischte sie: «Schau dir mal Professor Bestas kahlen Kopf an. Er hat nur drei Haare obendrauf.» In diesem Moment hatte sich der Professor, uns den Rücken zukehrend, über das Zeichenheft eines Schülers gebeugt und zeichnete mit ruckartigen Bewegungen. Ich konnte die wenigen schwarzen Haare auf seinem Kopf genau sehen; sie standen aufrecht wie die Federn eines Indianers.

«Wilhelm Teil könnte diese Haare treffen, ohne den Kopf dabei zu berühren», flüsterte Maria angestrengt. Dann drehte sie sich um.

Es schien mir, als ob ich sie plötzlich langweilte. Ich fragte mich, warum. Dann aber war die Schleuder blitzartig aus der einen Hosentasche und die Munition aus der anderen hervorgeholt. Die Geschosse waren Brotkrumen, angefeuchtet und zu kleinen harten Kugeln verknetet. Ich zielte haargenau. Dann hörte man einen dumpfen Aufprall. Professor Besta zuckte hoch wie ein getroffenes Tier. Er flüchtete mit eichhörnchenhaften Sprüngen auf sein Podest und rief: «Assassini! Mörder!» Auf dem Podest drehte er sich um. «Was ist das

gewesen? Was war das? Etwas hat mich hart getroffen. Wer war das?»

Unterdrücktes Gekicher; dann legte sich Totenstille über die Klasse, da der entsetzte Blick des Professors uns zum Schweigen gebracht hatte. Ich war unruhig und verlegen. Wilhelm Teil hatte versagt. Meine Eitelkeit kämpfte gegen die bevorstehenden Demütigungen und mein Gewissen gegen beides. Sollte ich beichten? Die Ungeheuerlichkeit dessen, was ich getan hatte, dämmerte mir plötzlich auf.

Man liess mir keine Zeit zu einer Entscheidung, denn ein dreimalgescheites Mädchen mit einer grossen grünen Schleife im Haar stand auf. «Ich habe diesen Inglese mit einer Schleuder gesehen, und er hat auf Ihren Kopf gezielt, Signor Professore», sagte sie. «Er wollte Sie töten!» Nach einem Moment Stille wurden sofort Massnahmen ergriffen. Professor Besta entliess die ganze Klasse. Ich wurde beim Kragen gepackt, zum Lehrerzimmer abgeführt und musste dort auf einer Bank vor der Tür warten. Innerhalb der nächsten zehn Minuten schon wurde ich vor den Leiter der Schule, Professor Rostagno, geführt. Er trug den gewichtigen Titel eines Rektors. Professor Besta, leichenblass um die Nasenspitze, ergriff das Wort. Er betonte die barbarischen Triebe in einem Engländer und gab zu verstehen, dass der augenblickliche Stand ihrer Kultur dürftig und es nur zu bedauern sei, dass die Römer, die ihnen die Zivilisation gebracht hatten, nicht länger dort geblieben seien! Eine solche Rasse sei nicht dazu geeignet, italienisch erzogen zu werden.

«Der einzige Punkt, der in diesem Fall für Milde spricht», sagte der Rektor, «ist, dass es bei dieser Neigung zur Wildheit empfehlenswert erscheint, es auch weiterhin zu versuchen, diese Anlage in dir auszurotten, anstatt dich von der Schule zu weisen. Du hast deine Prüfungen gut bestanden, und bis heute ist auch dein Betragen ordentlich gewesen. Ausserdem bist du Ausländer, deshalb wirst du nicht von der Schule verwiesen. Du bist jedoch für eine Woche vom Unterricht ausgeschlossen, zudem wird dich Professor Besta unverzüglich so bestrafen, wie er es für nötig hält und wie du es verdienst.»

Und Professor Besta kam dabei auf seine Rechnung! Er besass eine

Menge Glasgefässe, in denen er eine Sammlung der grössten, hässlichsten schwarzen, braunen und gesprenkelten Käfer aufbewahrte, zu deren Anblick ich jemals verdammt wurde. Sie stammten aus den tropischen Gebieten des Kongos und des stickigen Amazonas, und mir liefen bei ihrem Anblick heisse und kalte Schauer über den Rücken. Er machte es mir für die restliche Zeit des Schuljahres zur Aufgabe, diese übelriechenden, vielbeinigen gepanzerten Biester zu füttern und nach einer bestimmten Zeit in saubere Gefässe mit frischem Laubwerk zu setzen.

Ich erinnere mich noch, wie ich im September 1909, als ich dreizehn Jahre alt war, mit Giovanni, der während dieser Zeit mein bester Freund war und den Spitznamen «Ricky» führte, zum Domplatz ging, um den Verlauf eines Ereignisses zu verfolgen, das in die Geschichte eingehen sollte. Ein bekannter peruanischer Pilot namens Chavez wollte zum ersten Male die Alpen überfliegen. Von Brig in der Schweiz aus wollte er starten und in Italien, nicht weit von Mailand, landen. Die Mailänder harrten voller Begeisterung der Heldentat, die sich da ereignen sollte, und der Platz war schwarz von Menschen.

Über den Verlauf des Fluges berichtete man mit Hilfe von Signalen, die neben der «Madonnina», einer vergoldeten Statue, die den Turm des Domes überragte, hochgezogen wurden. So konnten die letzten Nachrichten übertragen werden, die einige grosse Zeitungsredaktionen telephonisch erhielten. Spannung und Ungewissheit lagen in der Luft. Eine Woge der Begeisterung ging durch die Menge, als das erste Signal, eine grüne Flagge, hochgezogen wurde – und das bedeutete nämlich, dass der Pilot gestartet war.

«Wird der Mensch die Alpen erobern – sich mit Schwingen über ihre höchsten Gipfel erheben?» lauteten an jenem Morgen die Schlagzeilen der Zeitungen.

Zwei alte, in schwarze Tücher gehüllte Frauen, die dicht neben uns standen, murmelten sich gegenseitig etwas zu, als die grüne Flagge sichtbar wurde.

«Das wird zu keinem guten Ende kommen», sagte die eine.

«Das fordert nur den Allmächtigen heraus», meinte die andere, «und die Gesetze der Natur.»

Wir hörten zu, machten grosse Augen und sperrten den Mund auf. In unserer neugierigen Erwartung waren wir von zwei Gefühlen erfüllt: von dem sadistischen Wunsch, dass es Feuer und Schwefel vom Himmel regnen möge - vielleicht würde der Allmächtige sogar selbst erscheinen -, und dem Verlangen, die Maschine über dem Dom heranfliegen zu sehen.

Plötzlich wurde eine blaue Flagge neben der «Madonnina» hochgezogen. Sie zeigte an, dass die Maschine von einem Beobachter in den Alpen gesichtet worden war. Die Menge gab laut klatschend und schreiend ihren Beifall kund: «Viva - viva Chavez!»

Lange Zeit blieben wir nun ohne Nachricht. Die Ungewissheit brachte die Menge zum Schweigen. Wir wussten, dass der Versuch nun in die entscheidende Phase getreten war. Chavez musste den Simplon überfliegen, also eine Höhe von dreitausendzweihundert Metern erreichen. Nach einer endlos scheinenden Verzögerung - von vielleicht nur dreissig Minuten - bewegten sich die Seile am leeren Flaggenmast. Langsam kam der Zipfel einer Fahne zum Vorschein - rot! Er hatte es geschafft! Die Menge auf der Piazza brüllte laut Beifall und wogte in wilder Bewegung hin und her. Hüte, Zeitungen und Taschentücher flogen in die Luft.

Mein Freund und ich hatten die zwei alten Frauen in der vor Begeisterung tobenden und jubelnden Menschenmenge aus den Augen verloren. Schon begann sich ein Teil des Publikums zu zerstreuen, im Glauben, das Ereignis sei vorüber, als ein Ruf die Menge zurückhielt, der urplötzlich vom anderen Ende des Platzes herüberscholl. Alles richtete den Blick auf die Kathedrale, und die Gesichter wandten sich der «Madonnina» zu. Die rote Fahne war verschwunden, und an ihrer Stelle wurde eine schwarze aufgezogen. Noch bevor sie den Masttop erreichte, wurde das Flüstern lauter und lauter und schwoll zu einem Gemurmeln an.

«Was ist los Was ist passiert?»

«Chavez ist verunglückt, als er zur Landung ansetzte!»

Ein langgedehnter Seufzer der Enttäuschung, gemischt mit Ent-

setzen und Grauen, stieg aus Tausenden von Kehlen auf. Es klang wie das Stöhnen und Mahlen der See an steinigem Strand.

Noch Tage danach hatte ich das Bild der Menge immer wieder vor Augen. Ich war zutiefst beeindruckt. Chavez war dreiundvierzig Minuten geflogen. Er hatte bei Domodossola notlanden müssen, dabei ging die Maschine in Trümmer. Wenige Tage darauf erlag er seinen Verletzungen. Zu meinem Gefühl der Bewunderung für einen Mann, der bereit gewesen war, für ein Abenteuer zu sterben, kam die Enttäuschung über den Allmächtigen, der sein Hoheitsrecht über die Luft so eifersüchtig zu verteidigen schien. Warum sollte der Mensch nicht fliegen? Ich war kein Fisch, und doch erhob niemand Einwände gegen mein Schwimmen. Was würde ich nicht alles getan haben, wenn ich hätte fliegen können!

DAS FAHRRADRENNEN

Im Januar 1910 feierte ich meinen vierzehnten Geburtstag. Meine Interessen hatten sich verlagert. Ich war ein sportbegeisterter Hilfsreporter geworden.

In der Via Santa Margherita befand sich ein Hallenschwimmbad, das ich häufig aufsuchte, um schwimmen zu lernen. Anfangs schwamm ich in einem Stil, den ich mir selbst beigebracht hatte: etwa in der Art eines Hundes. Dann versuchte ich einen unteretzten, sehr breit und muskulös gebauten Mann von ungefähr fünfunddreissig Jahren nachzuahmen, der mit der Geschwindigkeit eines Aales durch das Wasser glitt. Er sprang so vollendet von Sprungbrettern jeder Höhe, dass ich jedesmal den Atem anhielt. Mein eigener naiver Versuch, seinen vogelgleichen Flug vom höchsten Sprungbrett nachzuahmen, endete mit einem Bauchklatscher; ihm folgte ein schmerzhaftes Brennen auf Brust und Bauch, das mich noch eine Woche später an meinen tollkühnen Sprung erinnerte.

Dieser Mann, er hiess Arturo, nahm sich meiner an. «Du schwimmst ganz ordentlich, mein Junge», sagte er eines Tages zu mir, «vergeudest dabei aber viel zu viel Kraft. Ich werde dir einen ruhigeren Schwimmstil beibringen und dir auch einige Tips geben, wie man richtig springt und taucht. Hast du Lust dazu?»

Das war der Beginn einer Freundschaft, die über zwanzig Jahre dauern sollte, fast gleich lang wie die mit Fritz, der das Schwimmbad ebenfalls regelmässig besuchte. Fritz und Arturo arbeiteten im gleichen Büro. Fritz war Schweizer – ein bisschen älter als Arturo –, Reporter der «Gazzetta dello Sport» für Radrennereignisse und selbst Radrennfahrer. Arturo war bei der gleichen Zeitung Berichterstatter

für alle Fussball-, Schwimm-, Ruder- und allgemeinen Sportereignisse. Meine ersten Schreibversuche als Sportjournalist und meine Begeisterung für Sport jeglicher Art wurden durch diese Bekanntschaft mit den beiden Journalisten ungemein gefördert.

Heute wundere ich mich, dass ich schon damals, im Alter von vierzehn Jahren, mit der Berichterstattung über kleinere Sportereignisse beauftragt wurde. Da aber Arturo und Fritz ganz einfach nicht bei allen Sportereignissen dabei sein konnten, durfte ich über die kleineren schreiben, während sie sich auf die wichtigen konzentrierten. Zu meiner grossen Befriedigung wurden meine Berichte schon nach kurzer Zeit von ihnen ohne wesentliche Korrekturen angenommen. Gewöhnlich las ich dann meine eigenen, einfachen Sätze, die auf der zweiten Seite abgedruckt wurden, voller Stolz immer und immer wieder durch.

Während meiner Gymnasialzeit kam ich nur noch selten ins Kloster, wo ich als Privatschüler so oft ein und aus gegangen war. Dennoch befreundete ich mich mit Monsignore Ratti, dem all meine Bewunderung galt, da er ein grosser Sportfreund war. Dieser Geistliche, der allgemein seiner Gelehrsamkeit wegen hoch angesehen war, wurde in meinen Augen zum Helden, weil sein Name in der «Gazzetta dello Sport» stand. Seine besondere Liebe galt dem Bergsteigen, dem er seine ganze Freizeit widmete.

«Freddie, mein Junge», sagte er eines Tages zu mir, «du wirst ja immer grösser und kräftiger. Woher kommt das?»

«Ich schwimme eben viel, Monsignore», entgegnete ich.

«Würdest du gerne bis zur Spitze eines hohen Berges steigen und dann von dort auf die Welt hinunterblicken?»

«O ja!»

«Schön! Am Freitag werde ich bei Vollmond den Monte Resegone besteigen. Ich werde deine Mutter fragen, ob du mitkommen darfst.»

Man kann sich meine Freude vorstellen, als meine Mutter mir erlaubte, Monsignore Ratti auf dieser Bergtour zu begleiten. Den ganzen Tag ruhte ich mich aus. Abends um sechs Uhr holte ich den Geistlichen im Kloster ab. Auf dem Wege dorthin spürte ich bei jedem

Schritt die dicken Nägel, die mir der Schuster eigens für diese Wanderung in die Sohlen meiner Stiefel geschlagen hatte.

Wir fuhren mit dem Zug zu den Bergen im Norden von Mailand. Als wir Lecco erreichten, stand der Mond schon hoch am wolkenlosen Himmel. Der Weg führte die ganze Nacht bergauf, immer weiter hinauf durch Pinienwälder, taufeuchte Wiesen und vom Mond hell beschienene Waldschneisen bis zu den baumlosen Höhen. In regelmässigen Abständen rasteten wir. Die Luft war herrlich zu atmen; die Nacht blieb wolkenlos, und die Sterne wurden von Stunde zu Stunde grösser und heller. Doch das grösste Erlebnis dieser Nacht war für mich das Wandern des Mondes: Zuerst stand er als purpurn glühende Kugel im Südwesten; dann durchdrang er, karmesinrot verfärbt, von einem Hof rötlichen Dunstes umflossen, den Nebel, der schwer über der Umgebung von Mailand und der noch von der Hitze des Tages dampfenden Ebene im Süden lag; danach erschien er in allen Regenbogenfarben, bis er in einem kristallklaren, blendenden Weiss unbehelligt seinen Weg am Himmel fortsetzte; völlig frei schwebend, wie von magischer Kraft in dieser endlosen Leere festgehalten. Ich begann die Welt ganz neu zu begreifen.

Wir verliessen Erve im ersten Morgenlicht, um den achtzehnhundert Meter hohen Gipfel zu erklimmen. Monsignore Ratti schritt voran. Wir hatten uns nicht angeseilt, denn der Aufstieg war nicht so schwierig, wie er aussah. Nach fünf Stunden erreichten wir die Monzeihütte, und vor uns lagen noch einmal drei Stunden anstrengenden Kletterns bis zum Gipfel. Monsignore sprach wenig, und wenn, dann nur um mich auf sichere Auftrittsstellen aufmerksam zu machen und mich vor lockerem Geröll und Felsvorsprüngen zu warnen, bei denen man nicht wusste, ob sie hielten.

Kurz nach Mittag erreichten wir den Gipfel. Oben angekommen, kniete Monsignore Ratti vor einem verwitterten Holzkreuz nieder, das in einer Nische auf einem Sockel aufeinandergeschichteter Platten aus rotem Gestein befestigt war. Er entnahm seiner Wandertasche ein Brevier und betete.

«Monsignore», sagte ich, «ich bin sicher, dass Sie eines Tages Bischof sein werden, ja ich glaube sogar, dass Sie es bis zum Kardinal bringen.»

Er lachte. «Hast du eine Phantasie, Freddie! Und was glaubst du, wirst *du* sein, wenn du erwachsen bist? Ich bin nur ein Priester und bescheidener Wissenschaftler, liebe das Bergsteigen und studiere gern morgenländische Schriften. Mein Schicksal hegt in Gottes Hand, aber ich glaube, dass Er mich fürs Beten und Studieren ausersehen hat.» Jahre später, als ich ihn wieder traf, war Monsignore Ratti nicht nur Kardinal, sondern Seine Heiligkeit der Papst.

Im Sommer des Jahres 1910 erhielt ich das Diplom des Gymnasiums, den Abschluss für fünf Jahre Schwerarbeit. Zur besonderen Belohnung durfte ich die langen Sommerferien in England verbringen. Dort traf ich einen gleichaltrigen Jungen, John Parkinson, der das Xaver College besuchte, welches gleich hinter Brighton in einer Ebene lag. Er lud mich ein, ein Fussballspiel seiner Mannschaft anzusehen. Ich war so begeistert von dem Spiel, dass John mit dem Sportlehrer der Schule sprach und mir die Erlaubnis einholte, mit den anderen Jungen am Training teilzunehmen. Schon bald war ich in der Collegemannschaft für Knaben unter fünfzehn Jahren und spielte während der restlichen Ferienzeit mit diesen Boys.

Im Oktober kehrte ich nach Mailand zurück. Arturo beauftragte mich, Fussballberichte zu schreiben, was mir rasch ein ganz hübsches Taschengeld einbrachte. Angeregt durch das, was ich in England gesehen hatte, konnte ich unter diesen Umständen dem Gedanken nicht widerstehen, selbst eine Fussballmannschaft aufzustellen. So etwas gab es damals weder in Mailand noch in ganz Italien. Wenn auch das Fussballspiel für Erwachsene schon grosse Fortschritte gemacht hatte – verschiedene Vereine hatten englische Trainer –, so wurde das Fussballspiel der Jugendlichen doch vernachlässigt. In der Schule stiess ich auf einen Jungen, der ebenfalls Fussball spielen konnte, Thomas Origoni, den Sohn eines reichen Industriellen. Bald war auch er Feuer und Flamme für meine Idee. Gemeinsam überzeugten wir einen weiteren Jungen, Ettore Pallaroni, den Sohn eines Friedensrichters, dass dieses Spiel das einzige war, wofür es sich zu leben lohnte. Ettore brauchten wir nicht lange zu überreden, er ging ohnehin schon zu jedem Fussballspiel, das er sich ansehen konnte.

Wir errichteten selbstgezimmerter Torpfosten auf einem Stück Brachland in einem der Randbezirke Mailands. In der Nähe lag der Bahnübergang einer Haupteisenbahnlinie, der unter dem Namen «Acqua Bella» - «Schönes Wasser» - bekannt war, obwohl das einzige Gewässer in der Nähe ein schmutziger Bach in einem Graben war. Arturo stiftete einen nagelneuen gelben Fussball, und damit schien der Grundstein für den Fussballsport, der in Italien später zu einem Nationalsport werden sollte, gelegt worden zu sein. Damals dachten wir natürlich nicht in solch hochtrabenden Phrasen, wahrscheinlich aber hatten wir den Ausgangspunkt für diese spätere Entwicklung geschaffen.

Wir begannen zu trainieren. Am ersten Tag blieben einige Laufburschen stehen, um uns zuzusehen; sie piffen, schrien einige unverschämte Bemerkungen herüber und gingen weiter. Am zweiten Tag bestand unsere Zuschauerschaft aus schmutztriefenden Rangen, einigen Strolchen und noch mehr Laufburschen. Diesmal schauten sie ohne zu spotten zu. Beim dritten Mal begannen sie den Ball zurückzuschliessen, wenn er in ihre Nähe geriet. Am vierten Spieltag konnten sie nicht mehr an sich halten. Schon nach einer halben Stunde spielten sie mit uns - und balgten sich und jauchzten vor Freude. Alle waren sie an der heissen Verfolgungsjagd nach einem runden gelben Ball beteiligt, und ihre Lieferkörbe lagen völlig vergessen am Strassenrand.

Das waren die Anfänge des Klubs der Lambratejungen. Nach etwa einer Woche hatten wir zweiundzwanzig Mitglieder und einen Schiedsrichter - normalerweise war das Origoni oder ich selbst und manchmal sogar Arturo -, und wir spielten gar nicht so schlecht.

In dem Durcheinander junger Burschen, die später mit von der Partie waren, gab es ein temperamentvolles und ständig lachendes Mädchen mit leuchtenden Augen, das immer an den Seitenlinien auf und ab lief und anscheinend gern mitgespielt hätte. Es hiess Teresa, war zwölf Jahre alt, und sein vierzehnjähriger Bruder war ein auffallend guter Mittelstürmer. Sie übernahm das Waschen unserer Fussballdresses, der dreckigsten Hemden und Hosen, die man sich vorstellen kann. Während sich die Jungen nie darüber Gedanken mach-

ten, in welchem Tenue am nächsten Tag weitergespielt werden sollte, sorgte unsere kleine Wäscherin dafür, dass wir etwas anzuziehen hatten. Der stinkige kleine Bach an der Bahnlinie schien Teresa dazu wie geschaffen.

Unsere Fussballspiele verliefen nicht immer ohne Zwischenfälle. Während einer spannenden Spielszene vor dem einen Tor hatte niemand eine wuterfüllte stämmige Person bemerkt, die mit einer breit gestreiften flatternden Schürze das Spielfeld betreten hatte. Bevor der Schiedsrichter noch zu pfeifen vermochte, hatte sich die aufgeregte Mutter den gerade blendend dribbelnden Halbrechten mit eisernem Griff vom Elfmeterpunkt weggeholt und ohne viel Federlesens vom Spielplatz gezerrt.

Und dann erlitten wir einen sehr schweren Verlust: Teresa ging uns verloren. Eines Tages wurde sie von ihrer Mutter am Bach entdeckt, als sie gerade einen Stapel Fussballhemden wusch. Sie wurde nach Hause geführt wie ein aus der Art geschlagenes Kind, das man in eine Besserungsanstalt bringt.

In der zweiten Spielsaison wurde die Treue unserer jugendlichen Mitglieder auf die Probe gestellt – und sie bewährte sich, denn keiner schloss sich einem der vielen anderen Klubs an, die nun wie Pilze aus der Erde schossen. Dafür trugen wir bald am laufenden Band Spiele gegen diese neuen Klubs aus. Der italienische Juniorenfussball war geboren.

Mein nächstes Abenteuer in der Welt des Sports widerfuhr mir im Frühjahr 1911, kurz nachdem die Fussballsaison zu Ende gegangen war.

Radrennen waren in Italien sehr beehrt geworden, und durch meine Freundschaft mit Fritz war auch ich schnell davon begeistert. Nachts lag ich stundenlang wach und träumte von Männern, die über die Lenkstangen ihrer Räder gebeugt, die Strassen Italiens entlang radelten, an denen sich heiserschreiende Zuschauermengen Späher bildeten. Mir selber teilte ich dabei die verschiedensten Rollen zu, doch als Rennorganisator erschien ich mir am geeignetsten.

Ich vertraute Ettore, einem meiner Fussballfreunde, meinen Plan an. «Freddie», sagte er, «ich gerate immer in Unannehmlichkeiten, wenn

ich dir bei der Durchführung deiner Pläne helfe. Aber die Idee ist wirklich glänzend...»

Kurz danach erschien in der rosaroten «Gazzetta dello Sport» ein grosser, fett gedruckter Artikel, der ein grosses Radrennen über hundert Kilometer ankündigte, zu dem an einem bestimmten Tag um acht Uhr morgens bei der Porta Vittoria gestartet werden sollte. Die Teilnehmer hatten ihr Nenngeld entweder einzuschicken oder sich damit bis zu einem bestimmten Tage bei der genannten Stelle zu melden. Daraufhin würden sie die Rennnummern erhalten, die zur Teilnahme am Wettbewerb berechtigten. Gold- und Silbermedaillen mit besonderen Widmungen winkten den Hauptgewinnern, ausserdem sollten die nächsten zwanzig Fahrer, die durchs Ziel gingen, Bronzemedaillen bekommen. Fritz hatte mir geholfen, den Text dieses Artikels zu verfassen, und ich trug die Zeitung stets mit mir herum und las sie immer und immer wieder voller Stolz.

Dann versuchte ich Adèle für mich zu gewinnen. Sie war eine ausgezeichnete Näherin, und ich bat sie, mir bei meinem Plan zu helfen und die mit Nummern versehenen Armbinden zusammenzunähen.

«Was sagt deine Mutter dazu?»

«Sie weiss nichts davon», erwiderte ich.

«Und was wird sie dazu sagen?»

«Ich weiss es nicht.»

«Sie könnte darüber sehr böse werden. Ich finde, du solltest nichts unternehmen, bevor du ihr nicht alles erzählt hast.»

«Aber dazu ist es zu spät. Die Ankündigung ist schon heute Morgen in der ‚Gazzetta‘ erschienen.» Erwartungsvoll hielt ich sie ihr hin. Sie las und rief: «Misericordia! Das ist ja Wahnsinn!» Plötzlich zitterte sie am ganzen Körper. Alles hatte ich erwartet, nur das nicht.

«Mutter hätte sich darüber nur wieder aufgeregt», argumentierte ich; «so ist es viel besser. Sie wird nichts davon erfahren, bis alles fix und fertig ist. Wenn ich ihr dann alles erkläre, wird sie sich freuen.»

Wir wurden durch ein lautes Klopfen an der Tür unterbrochen. Adèle – immer noch nervös zitternd – öffnete. Es war mein erster Kunde. Adèle, die kaum imstande war, ihre Panikstimmung zu beherrschen, begann vor Schreck zu stottern und sagte ihm, die Arm-

binden würden nicht vor Mittag erwartet. Ob er wohl freundlicher-weise später noch einmal wiederkommen könne?

Nachdem sie die Tür geschlossen hatte, begann sie die Hände zu ringen und brach in Weinen aus. Ich warf ihr einen beruhigenden Blick zu. «Also gut», sagte ich schliesslich, «ich werde Mutter alles erzählen – es sollte zwar eine Überraschung sein.»

Wieder klopfte es laut an der Türe. Der zweite Wettbewerbsteilnehmer meldete sich. Danach kam ein dritter, und innerhalb weniger Minuten kamen noch zwei. Dann brach der Zustrom überhaupt nicht mehr ab. In Adèles Augen stand panischer Schrecken. Die Wartenden wurden ungeduldig.

Meine Mutter, die den Lärm gehört hatte, kam aus dem Salon, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Ich stand trotzig in der Mitte der Halle und liess mich nicht unterkriegen – zeigte auch keine Reue. Adèle geriet in innere Konflikte, als sie zwischen ihrer Treue zu mir und der Ergebenheit meiner Mutter gegenüber hin und her gerissen wurde. Sie verlor die Beherrschung, und mit einer für diese kleine Person erstaunlich lauten Stimme fing sie an, mich zu tadeln und über mich zu klagen, melodramatisch, opernhaft, als sei ich ein ränke-schmiedender Schuft. Sie sah sich in diesem Augenblick wohl als Mittelpunkt eines Dramas.

Meine Mutter brauchte einige Minuten, um sich von Adeles «fortissimo contralto» zu erholen. Schliesslich wandte sie sich ganz ruhig mir zu und sagte: «Freddie, du wirst immer unmöglicher. Aber jetzt können wir nichts mehr ändern. Wir müssen sofort die Armbinden machen – alle zusammen.» Sie drehte sich zu Adèle. «Sagen Sie den fungen Männern an der Tür, dass sie morgen Nachmittag wiederkommen können. Dann laufen Sie schnell ins Kloster. Melden Sie, dass ich sofort drei Näherinnen brauche, und bringen Sie sie gleich mit. In der Zwischenzeit werde ich den Stoff, den Faden und die Nadeln besorgen.»

Ich stiess einen Seufzer der Erleichterung aus – meine Mutter hörte mich und sah mich an. «Mein Junge, eines Tages wirst du dir mehr zumuten, als du ertragen kannst. Lass dir das eine Lehre sein. Und nun komm mit, du kannst mir die Pakete tragen.»

Das Näherinnen team – insgesamt fünf mit meiner Mutter und Adèle – schaffte hundertfünfzig mit Nummern versehene Armbinden. Es arbeitete bis spät in die Nacht und noch den ganzen nächsten Vormittag. Unterdessen hatte sich Adèles tiefe Entrüstung in hohe Begeisterung verwandelt. Nun war sie es, die zur Tür eilte, um die Armbinden auszuteilen.

Der Tag des Rennens kam. Es war ein Sonntag. Lärmend versammelten sich die Radfahrer; viele kamen zu spät, und ausserdem konnten Ettore und ich sie nicht davon überzeugen, dass wir die Organisatoren des Rennens waren und sie zu tun hatten, was wir anordneten. Manche schüttelten nur den Kopf, andere wiederum lachten, und einige wurden sogar böse und sagten, wir sollten uns hinwegscheren und die für das Rennen zuständigen Leute holen. Ettore und ich waren dem Verzweifeln nahe. «Jetzt ist aber Schluss!» schrie Ettore; «ich werde mich nie wieder in eines deiner Vorhaben verwickeln lassen.» Dann kam mir ein Geistesblitz. Die Medaillen hatten wir in einer Schachtel hinter der Theke einer Trattoria an der Ecke bei der Porta Vittoria zurückgelassen. Ich borgte mir einen Tisch und eine Tischdecke vom Wirt, breitete die Medaillen in der Sonne aus und rief, so laut ich konnte, damit man auf mich aufmerksam würde. Schon bald kamen einige der Teilnehmer und begutachteten mit prüfenden Blicken die Preise. Die Gemüter beruhigten sich. Schliesslich hörten die Rennfahrer auf unsere Anweisungen und befolgten die Vorschriften, die wir erliessen. Es war ein mürrischer Haufen, der achselzuckend sich neben den Strassenbahnschienen aufzustellen begann. Indessen sammelten sich die Zuschauer auf dem Bürgersteig an. Es war unmöglich, die Verkehrs Vorschrift «links halten», die damals in Italien galt, zu befolgen. – Jahre später führte Mussolini den Rechtsverkehr ein.

Schliesslich konnten wir das Startband über die Strasse zwischen den Bürgersteigen spannen. Es war mit bunten Wimpeln verziert. Sobald es die Teilnehmer sahen, ging alles wie am Schnürchen. Wir hielten das Band in Hüfthöhe und zogen es straff. Die erste Reihe der Fahrer, die nun Schulter an Schulter dicht gedrängt dastand, rückte langsam vor, da sie von hinten geschoben wurde.

Auch wir gingen mit dem Band etwas weiter vor. Bei einem Zeichen, das wir vorher verabredet hatten, liessen Ettore und ich das Band fallen. Die Zuschauer riefen Beifall, die Radfahrer stürmten davon. Wie ein aufgestauter Strom, der plötzlich wieder frei wird, flutete der Verkehr in die Lücke, die die Radfahrer hinterliessen. Eine Strassenbahn bimmelte unaufhörlich.

Ettore und ich zogen uns in die Trattoria an der Ecke zurück. Wir hatten ausgerechnet, dass das Rennen, das über vier Kontrollposten führte, ungefähr vier Stunden dauern werde. Die Durchschnittsgeschwindigkeit für hundert Kilometer auf einem Rad aus dem Baujahr 1911 konnte mit gut fünfundzwanzig Stundenkilometern angenommen werden.

«Due gelati!» - «Zwei Eiscremes!» - rief ich dem Ober durch den Eingang der Trattoria zu. Das Eis kam bald. Stunden voller Zufriedenheit vergingen. Die Hitze und der von der Strasse aufgewirbelte Staub brachte uns zum Schwitzen. Wir sassen da und warteten.

Endlich kam der erste Radfahrer in Sicht, dicht darauf folgten andere. Ettore und ich standen auf dem Bürgersteig, um sie zu begrüßen, genau da, wo das Band mit den Wimpeln quer über der Strasse lag. Ich fragte den Sieger nach seinem Namen - es war Pignoli -, überreichte ihm die Goldmedaille mit der Widmung und notierte mir seine Adresse für die «Gazzetta»; dann interviewte ich ihn über das Rennen. Doch schon trafen dicht hintereinander der zweite und dritte Fahrer ein, die fast ein unentschiedenes Rennen fuhren. Sie bekamen nacheinander die silberne und eine Bronzemedaille.

Ich war mit meinen Notizen über die ersten noch nicht weit gekommen, als schwitzend zwei weitere Fahrer ankamen und mir ziemlich deutlich zu verstehen gaben, dass die Leute an den Kontrollposten längs der Strecke und am Wendepunkt lächerlich jung und unerfahren waren. Ich dachte bei diesem Tadel einen Augenblick an unseren Fussballklub. Der Fahrer, der Dritter geworden war, wurde unangenehm und schrie jedermann an. Er war nahe daran, mich anzugreifen, aber Pignoli brüllte ihn an: «Lass den Kleinen in Ruhe!»

«Bist du nicht zufrieden?» fragte ich ihn. «Ihr habt die Medaillen bekommen, die wir angekündigt hatten, und ausserdem folgt ein grosser Bericht in der ‚Gazzetta‘ – was willst du noch mehr?»

Etwas besänftigt zog er sich zurück. In diesem Augenblick trafen weitere fünfundzwanzig Fahrer ein, wild durcheinander schreiend und noch mehr Unruhe stiftend. Zu unserer Erleichterung ergriffen die zuerst Eintreffenden unsere Partei. Erzürnte, schwitzende junge Männer schoben einander herum, rempelten sich an und gingen mit ihren Rädern aufeinander los. Sie stritten miteinander, fuchtelten wild mit den Armen und spuckten sich gegenseitig an. Es herrschte dicke Luft. Gerne wären wir von der Bildfläche verschwunden – aber vorher mussten wir ja noch die Medaillen an die weiteren zwanzig Fahrer verteilen. Pignoli drehte sich nach uns um, und ich konnte in seine Nähe gelangen. Er war nun unser fester Verbündeter und kämpfte für uns. Ich übergab ihm den Sack mit den Medaillen und rief ihm dabei durch den Lärm zu: «Bitte verteile die Medaillen für uns.» Er nickte mit dem Kopf und wandte sich den Fahrern zu. Im gleichen Augenblick bahnten sich drei Polizisten einen Weg durch die Menschenmenge. Die Radfahrer wichen zurück und wurden still. Die Gesetzeshüter stellten sich ruhig neben Pignoli auf und griffen nicht ein. Wir standen hinter ihnen. Der Verkehr kam zum Stocken, denn die Strasse war mit Menschen verstopft.

Unser Champion erklärte kurz und bündig, dass er den nächsten zwanzig Gewinnern je eine Bronzemedaille überreichen werde, wenn sie im Gänsemarsch an ihm vorbeiziehen würden. Die Ordnung war wiederhergestellt, und unter Aufsicht der Polizisten wurden die Medaillen ausgegeben.

«DIE UNI» - GENUA 1914

1912 bestand ich die Maturität mit Erfolg. Nun stand mir eine italienische Universität offen. Ich wollte internationales Recht studieren und konnte zwischen den Universitäten von Pavia, Bologna und Genua wählen. Schliesslich entschied ich mich für die letztere.

Die Jahre vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges waren für einen Studenten in Genua eine herrliche Zeit.

Dann aber ging eine grosse Epoche zu Ende. Es waren die letzten Mussetage. Alle Leute, ausser den Ärmsten der Armen - und auch von diesen noch viele -, nahmen ihre Arbeit und Freizeit gemächlich und kannten keine Hetzerei. Genua hielt es nicht anders. In dieser wundervollen Stadt am Mittelmeer hatte es niemand eilig. Man fand für alle möglichen Dinge immer genügend Zeit. An diese Tage denke ich stets mit einer gewissen Sehnsucht zurück. Als der grosse Krieg vorbei war, merkten wir, dass alles über Nacht anders geworden war. Wir mussten die gute alte Zeit vergessen. Jetzt spielte die Industrie wie ein riesiger Leierkasten die Melodie, nach der wir Marionetten tanzen mussten.

Als ich nach meiner Ankunft in Genua den Balmhof verliess, empfing mich bitterkaltes Wetter, obwohl die Sonne schien. Ich trug eine Tweedjacke mit schmalen Rockaufschlägen; sie war zugeknöpft bis zu einem etwa fünf Zentimeter hohen weissen Stehkragen; dazu hatte ich einen bunt gemusterten Seidenschlips. Fern der Heimat, mein eigener Herr und Meister, hatte ich ein neues Abenteuer vor mir und war glänzender Laune. Ich wollte mir ein angenehmes Leben leisten, denn ich hatte einen ansehnlichen Lirebetrag in der Tasche, den mir meine Mutter mitgegeben hatte. Eine italienische Stadt

konnte mir keine Furcht einjagen. Stolz mietete ich eine Carrozza, eine vierrädrige Droschke, mit einem Pferd und einem schwarzen Planverdeck, das man von vorn nach hinten klappen konnte wie das Verdeck eines Kinderwagens. Das Pferd glich mit seinen hervorstehenden Knochen dem personifizierten Elend; unbeteiligt liess es den Kopf hängen, als der Kutscher und ein Dienstmann mein Gepäck aufluden.

Im Schneckentempo kutschierten wir durch enge Gassen mit Kopfsteinpflaster. Die Zeit der Siesta war zu Ende, und die Nachmittagsarbeit rief. Ich forderte den Kutscher auf, den Tritt seiner Schindmähre ein bisschen zu beschleunigen. Er lehnte sich zurück und drehte seinen Kopf nach mir um. Weisse Zähne sahen bei dem breiten Lächeln unter einem langen, ungepflegten Schnurrbart hervor. Trotz allem blickten seine Augen freundlich unter den schweren Lidern, als er mir zurief:

«Chi va piano va sano e va lontano!»

Ich hatte den Spruch schon früher gehört: «Wer langsam geht, bleibt gesund und kommt weit!»

Ich verbrachte die Nacht im Hotel «Continental», und am nächsten Morgen ging ich in das Büro des Universitätspedells, um mich nach «Buden» zu erkundigen. Er gab mir zwei Adressen. Zu Fuss machte ich mich auf den Weg und zweigte von der Hauptstrasse ab. Bald darauf schritt ich durch weniger saubere Strassen und steile Abhänge hinab, die nur teilweise gepflastert waren. In der Gegend des Hafens durchquerte ich schmutzige, enge Gassen – die Slums von Genua. So viel Wäsche hing über den Strassen von Fenster zu Fenster, dass es in der Strassenschlucht darunter ganz dunkel war. Barfüssige dreckige Kinder tobten schreiend um mich herum und bettelten in einem fast unverständlichen Genueser Dialekt. Schliesslich erreichte ich ein etwas weniger schmutziges Viertel und machte vor dem Haus einer Signora Besozzi in der Via del Porto halt.

Schon in den ersten Minuten überschüttete mich meine Wirtin, eine wohlbeleibte, grosse Frau, die sehr unter der Hitze zu leiden schien, mit Geschichten aus ihrem Privatleben. Als wir die dunkle Treppe, die bald auf die Strasse, bald auf den Hinterhof hinaussah,

Stockwerk um Stockwerk hinaufstiegen, erzählte sie mir von ihrem Mann, einem Carabiniere. Er war vor zehn Jahren bei der Verfolgung von Schmugglern ums Leben gekommen. Zwanzig Jahre – sie war jetzt fünfzig-hatten sie zusammen in dem Bett geschlafen, das sie mir nun zeigen wollte. Ein prachtvolles «matrimoniales» Bett, wie sie es nannte, das einem Prinzen als Ruhestätte hätte dienen können.

Meine erste Nacht in dem «matrimonialen» Bett verriet mir einiges über Madame Besozzis Gewicht. Ich merkte gleich, auf welcher Seite des «Matrimonialen» sie während der zwanzig wonnevollen Ehejahre mit dem Carabiniere Besozzi geschlafen hatte. Das ganze Bett wies eine beträchtliche Schlagseite auf. Man kann sich vorstellen, wie ich mich an der schiefen Ebene, auf der ich schlief, anklammern musste. Trotzdem hing ich des Morgens, als ich erwachte, über der Bettkante. Mein einziger Halt war das Leintuch, das unter die Matratze gestopft war.

Die Waschgelegenheit mit nur kaltem Wasser war mehr als primitiv. Zum Rasieren erhielt ich einen Topf heisses Wasser. Noch weniger komfortabel war die Toilette im Erdgeschoss, drei Stockwerke tiefer. Sie bestand aus einem schwarzen Abgrund unter einem grossen runden Loch in der Mitte eines flachen Brettes, das auf den Rändern eines Steinbeckens lag. Ein rostiger Eimer war für das Wasser da, das man in das Loch schütten musste. Das Wasser zu gebrauchen war qualvoll, aber unerlässlich. Im Sommer wurde der Gang zur Toilette infolge der Fliegen und des Geruchs zu einer Mutprobe. Aber daran war nicht Madame Besozzi schuld. Der Eimer Wasser war ein Beweis, wieviel Wert sie auf Reinlichkeit legte. Das Klosett war nicht besser als alles andere in Genua im Jahre 1914. Von einem Bad war natürlich keine Rede. Und auch die nächsten zwanzig Jahre sollte es in diesen Vierteln noch keine Elektrizität geben. Mein Schlafzimmer war mit einer Petroleumlampe ausgestattet, und auf den Treppenabsätzen brannten in der Nacht offene Gasflammen. Die Treppen führten auf die Strasse hinaus, und herumlungernde Liebespärgchen drehten die Flammen oft ab, um bei ihrem zärtlichen Abschied ungestört zu sein.

Dann zog ein neuer Mitbewohner, Rudi Weber, in mein «Studen-

tenheim». Rudi war ein blauäugiger Schweizer aus Zürich, einen Meter achtundsiebzig gross, von athletischer Statur, mit ziemlich dunkeln Haaren, die ganz kurz – im preussischen Stil – geschnitten waren. Er bekam den Raum direkt unter mir. Bei einer kurzen Unterhaltung fand ich heraus, dass er achtzehn Jahre alt und sein Vater ein Zürcher Bankier war, dass er gegen jedes Studium einen Widerwillen hegte und nur den Sport schätzte. Wir wurden schnell gute Freunde.

Bald lernten wir beide das Universitätsleben richtig kennen. Schon nach kurzer Zeit merkte ich, dass man auf der juristischen Fakultät das internationale Recht nicht allzu ernst nahm – dass man es sogar weniger genau behandelte als irgendein anderes Fach. Die Universitätsprofessoren fand ich freundlich und rücksichtsvoll. Die notwendigen Testate für ihre Vorlesungen konnten auf einem vorgedruckten Blatt gegen eine geringe Gebühr gekauft werden. Ausserdem gab es noch eine Art Namensliste, die vom Pedell betreut wurde. Da dieser für Trinkgelder aber eine offene Hand besass, konnte es ein Student mühelos einrichten, dass er längst nicht alle Vorlesungen besuchen musste.

Rudi war ein famoser Kamerad. Für sein Alter war er allerdings schon viel zu ernst, besass kein allzugrosses Wissen, war aber, wie alle Schweizer, zu harter Arbeit erzogen worden – und er war eine Sportskanone. Im Laufe des langen Frühlings in Genua brachten wir uns jeden Morgen unter der Aufsicht eines Sachverständigen beim Fechten gegenseitig Niederlagen bei. Tag für Tag spielten wir in immer grösser werdender Hitze zusammen Tennis. Die Tennisplätze lagen in den Parks, wohin auch die niedlich angezogenen Backfische mit ihren Gouvernanten kamen.

Die Mädchen wurden von ihren Gouvernanten oder den Eltern streng bewacht. War man ihnen nicht offiziell vorgestellt, konnte man sich kaum an sie heranmachen. Die Oper war der einzige Ort, wo harmlose Flirts geduldet schienen. Ein zärtliches Lächeln, ein feuriger Blick, der Druck einer zarten Hand, wenn der Vorhang hochging und der Zuschauerraum im Dunkel lag. So sahen die wohl-erzogenen Liebesbeweise vor ungefähr fünfzig Jahren aus; ein himmelweiter Unterschied zu dem, was am anderen Ende der Stadt ge-

trieben wurde – in den Bordellen am Hafen. Rudi und ich vergeudeteten weder für die eine noch für die andere Art von Unterhaltung viel Zeit. Viel lieber frönten wir ausgiebig unseren Flirts mit den Töchtern der «Pesc Candela» und der Trattoria unten an der Strasse.

Eines Tages erkundigte sich Rudi, ob ich schon irgendwelche Pläne für die Sommerferien hätte.

«Bis jetzt noch nicht», sagte ich, «aber ich muss mir irgendwie etwas Taschengeld verdienen. Ich weiss, dass meine Mutter all das Geld, das sie mir gibt, nur schwer aufbringen kann.»

Rudi erwiderte nichts darauf.

Dann kam die Examenszeit. Mein Hauptprüfungsfach war römisches Recht, und nach einem etwas kritischen Moment im Mündlichen rutschte ich doch noch mit Erfolg durch. Auf dem Tisch, an dem die Prüfungskommission Platz genommen hatte, stand eine Sanduhr. Als meine Prüfung begann, wurde das Glas umgedreht. Zuerst kümmerte ich mich kaum darum. Als aber der Sand im unteren Glas mehr und mehr anstieg, wurde ich immer nervöser. Ich sprach schneller und schneller – der Sand stieg und stieg. Am Ende war ich in Schweiss gebadet.

Am Tage nach der mündlichen Prüfung kam Rudi in mein Schlafzimmer und setzte sich auf den Rand des «Matrimonialen».

«Würdest du für den Sommer in die Schweiz mitkommen?» fragte er mich. «Du kannst dir dort ein bisschen Taschengeld verdienen und trotzdem Ferien machen.»

«Das klingt ja wunderbar», entgegnete ich; «aber wie soll ich das beginnen?»

«Meine Eltern laden dich ein», sagte Rudi. Er wurde ein wenig rot. «Ich habe meinem Vater geschrieben. Mit deinen Sprachkenntnissen könntest du in der Bank sehr nützlich sein.»

So machten wir ab, dass ich die grossen Ferien in der Schweiz verbringen sollte. Der Tag unserer Abreise kam; ich lag an jenem Morgen in meinem Bett und lauschte auf die Geräusche der erwachenden Stadt, die durch meine Fensterläden drangen. Im Laufe der Zeit hatte ich Genua liebgewonnen. Während Mailand neblig und kalt sein konnte und mir die Atmosphäre dieser grössten Indu-

striestadt Italiens immer etwas ernst vorkam, schien mir Genua viel sonniger und stets in ausgelassener Stimmung zu sein.

Ich glaubte Rudi im Raum unter mir schnarchen zu hören. Die Strassenverkäufer begannen zu schreien. Fensterläden flogen auf, und man vernahm Stimmen in allen Tonlagen, und alle «molto forte». Irgendjemand sang eine Verdi-Arie mit einer etwas zittrigen Trillerstimme, aber mit grosser Hingabe. Dann setzten das Gezwitscher der Kanarienvögel und das heisere Gekrächze der Papageien ein. An fast jedem Fenster hing ein Käfig mit solch einem Vogel.

Ich erhob mich und schlug die Fensterläden zurück, um die Sonnenstrahlen hereinzulassen, schaute aus dem Fenster und blickte auf das Geschehen unter mir. Halb angezogen, in Unterkleidern, lehnten sich Frauen aus den Fenstern, nur wenige hatten einen Schal umgeschlungen. Einige riefen den Strassenverkäufern etwas zu. Diese blickten hinauf und priesen die Qualität ihrer Waren an. Sie sahen klein und zusammengeschrumpft aus, wie auf das Pflaster geklebt. Etwas schlug leicht an meinen Kopf, ich blickte nach oben. Am Ende eines Seiles befestigt, kam ein Korb herunter. Überall wurden Körbe mit Geld hinabgelassen und mit der Ware wieder heraufgezogen. Und jeder Heilige, den das Christentum kennt, wurde als Zeuge angerufen, wenn die Peperoni nicht frischer waren als die, die am Tage zuvor geliefert wurden.

Von Fenster zu Fenster waren quer über die Strasse Wäscheleinen gespannt – ein gegenseitiges Übereinkommen. Endlos wurden sie über ein Rad hereingezogen und wieder hinausgedreht, behängt mit Unterwäsche in den gewagtesten Farben. Bettwäsche kam über das Fenstergesimse geflattert, unordentlich aufgehängt liess man sie in der Morgenluft trocknen. Der Drehorgelmann begann zu spielen; das war die Zeit für die Kinder, auf die Strasse zu eilen. Auf den Pflastersteinen waren da und dort mit Kreide Vierecke gezeichnet, die darauf warteten, dass kleine Füsse darin herumhüpften. Die schrillen hohen Stimmen vermischten sich mit dem Geschrei der Erwachsenen. Das war Genua an einem Sommermorgen.

Mir wurde ganz leicht ums Herz; dazu kam noch die Vorfreude auf die bevorstehende Reise. Ich rief mehrmals: «Rudi, Rudi!» und

brüllte dabei in Richtung des Fensters unter mir. Nach einigen Minuten flogen die Läden auf, und Rudis zerzauster Kopf erschien und reckte sich nach mir.

«Rudi, beeil dich», sagte ich, «deine heimliche Liebe ist bereits aufgestanden. Heute hast du die letzte Chance.»

Rudi grinste zurück und rief: «Ich werde es nochmals versuchen!» Er verschwand und kam einen Augenblick später mit einer langen Schnur zurück, an deren Ende eine Papierrolle befestigt war, um die er ein knallrotes Band mit einer zierlichen Schleife gebunden hatte. Vorsichtig Hess er sie hinunter – Zentimeter um Zentimeter. Gespannt sahen wir beide zu. Rudi hatte sich nämlich in ein hübsches dunkelhaariges Mädchen verhebt, das mit seinen Eltern in der Wohnung im ersten Stock lebte. Durch Zufall hatte er herausbekommen, dass sie den Raum bewohnte, der zwei Stockwerke tiefer genau unter uns lag. Rudi war von Natur aus scheu. Nie hätte er es gewagt, seine heimliche Liebe anzusprechen – er himmelte sie nur aus der Ferne an. Die auf und ab eilenden Körbe hatten ihn einige Tage vorher auf die Idee gebracht, ihr auf diesem Weg eine Liebesbotschaft zukommen zu lassen. Wir hatten den Brief zusammen verfasst, eine Epistel voll glühender Verehrung und Bewunderung aller Tugenden jenes Mädchens. Nun hing er schon zum zehnten Male vor ihrem Fenster. Langsam schwang er hin und her und drehte sich dabei. Wenn Leidenschaft Papier entzünden könnte, dann hätte er wie ein Leuchtf Feuer gebrannt. Würde ihn die Holde sehen? Würde sie ihn hereinholen? Wir warteten und zitterten vor Aufregung. Ihre Läden waren bereits geöffnet. Einige Kinder entdeckten die feuerrote Masche an der baumelnden Schnur. Sie jauchzten vor Vergnügen, tanzten vor Freude auf ihren nackten Füßen herum und wiesen hinauf.

Dann geschah es. Eine hübsche, wenn auch etwas dickliche braune Hand zuckte blitzschnell hervor und griff aufgeregt nach der Schnur. Der Brief verschwand. Rudi zog ganz leicht an der Schnur. Sie spannte sich. Nach einer Minute zog er wieder daran und schwang sie lose hin und her. Rudi sah mich strahlend an, und wir lachten beide glücklich. Um ja nichts zu versäumen, blieben wir wie festgewurzelt an unseren Fenstern und warteten. Stunden schienen zu

vergehen. Es geschah nichts. Dann, als wir die Hoffnung schon aufgegeben hatten, kam plötzlich die kleine Hand wieder heraus. Sie zog leicht an der Schnur, und einen flüchtigen Augenblick lang erschien ein Kopf; ein hübsches Gesicht schaute schnell nach oben, ein Lächeln der Anerkennung, dann war es verschwunden ...

Das war das Genua, wie ich es an jenem Tag verliess; überschäumend vor Lebensfreude, pulsierend und aufregend, besonders für einen jungen Mann; farbenfroh, voller Gerüche und von der Sonne durchglüht; sorglos und voller Heiterkeit. So erschien es mir jedenfalls, und das lag vielleicht auch etwas an meiner eigenen inneren Verfassung.

Damals konnte ich nicht ahnen, dass ich erst zwanzig Jahre später nach Genua zurückkehren sollte.

EIN STREIT IN DER BANK UND - KRIEG

So wurde ich also Angestellter in Zürich und vom Arbeitstempo einer Schweizer Bank mitgerissen. Von Rudis Elternhaus kommend, überquerte ich den glitzernden See in der Frische des sonnigen Morgens; drüben am steinigen Kai stieg ich aus und ging zur Bank, die ich immer punkt acht Uhr erreichte. Bis zwei Uhr wurde durchgearbeitet. Die Angestellten waren fast alle gleich gekleidet; sie trugen weisse Stehkragen mit schlipsartigen Ripsbändern zu dunkeln Strassenanzügen mit Röhrenhosen und langen, gehrockartigen Kitteln. Eine sogenannte «Kreissäge», ein runder, heller Strohhut, war das einzige, was ihre etwas düstere Erscheinung aufhellte. In der Bank herrschte eine Atmosphäre wie in einer Kirche. Während der heiligen Handlungen bei Geschäften mit Riesenbeträgen sprachen die Angestellten mit leiser, gedämpfter Stimme. Wie Tempeldiener huschten sie lautlos auf Gummisohlen umher, um ja niemanden beim Ableiern seiner Litanei über Franken und Rappen zu stören.

Ich arbeitete auf einem hohen Stuhl an einem langen Tisch in der Auslandsabteilung. Neben mir sass als Kollege Hans Krüger, Sohn einer deutschen Bankiersfamilie, wie man mir erzählt hatte. Hans war zwanzig Jahre alt, grösser als ich, hatte helle Haare und sah gut aus; er war ruhig veranlagt und neigte nicht zu Überschwenglichkeiten.

Er arbeitete schon seit zwei Jahren in der Bank, aber seine Fremdsprachenkenntnisse Eessen noch zu wünschen übrig. Darum hatte Rudis Vater angeordnet, dass Hans mir die Grundlagen des Bankwesens beibringen, während ich ihn in den Fremdsprachen und in der Korrespondenz fördern sollte. Das tat ich drei Monate lang und bekam dafür zweihundert Franken im Monat, davon sofort fünfzig als

Vorschuss. Zu jener Zeit waren fünfundzwanzig Schweizer Franken ungefähr ein Pfund Sterling wert.

Die Julitage gingen einigermassen schnell vorbei, obwohl mich die Arbeit in der Bank nicht besonders interessierte. Anfang August aber begann ich die Tage zu zählen, die noch bis Mitte September fehlten. Dann sollte nämlich die Arbeit in der Bank aufhören, dann begannen die richtigen Ferien mit Rudi, bis wir im Oktober wieder nach Genua zurück mussten.

An einem Morgen, der so sonnig und schön begann wie fast alle Sommertage in der Schweiz, kletterte ich aus meinem Bett, riss ein Blatt vom Kalender und sah mir das Datum an: Dienstag, 4. August 1914. Nichtsahnend ging ich zur Bank. Rudis Vater war zurzeit gerade verreist. So kam keine Zeitung ins Haus, Telephon war keines vorhanden, und ein Radio gab es noch nicht. Aus der Entfernung konnte ich eine Gruppe von Menschen vor dem Hauptportal der Bank erkennen, die sich auf der Treppe bei den Säulen versammelt hatten. Die grossen, mit Eisen beschlagenen Türen waren geschlossen. Das war ungewöhnlich. Als ich herankam und die andern elegant angezogenen Bankbeamten aus allen vier Himmelsrichtungen herbeiströmten, sah ich, dass in dem Durcheinander von Männern und Frauen, jung und alt, grosse Aufregung herrschte.

«Was ist passiert?» erkundigte ich mich.

«Haben Sie es noch nicht gehört? England hat Deutschland den Krieg erklärt.»

Diese Neuigkeit überraschte mich ungemein. So war es also doch so weit gekommen. Plötzlich begann mein Herz schneller zu schlagen. Stolz erfüllte mich.

Um die Ecke gab es einen Seiteneingang. Ich sah, wie einige Beamte darauf zuschritten, und folgte ihnen. Kaum auf der Schwelle der Devisenabteilung angelangt, erfuhr ich, dass alle Angestellten einer Konferenz beiwohnen mussten, die ihr zuständiger Abteilungschef abhielt. Dort wurden wir dann über die von nun an geltenden Geschäftsregeln unterrichtet, die besonders den Verkehr mit Gold betrafen. Dieser Fachsimpelei hörte ich kaum zu. Im Geiste sah ich mich schon in Uniform. Als ich in meinen Arbeitsraum zurückkam, war

Hans Krüger bereits an seinem Platz, und als ich mich auf meinen hohen Stuhl setzte, drehte er sich zu mir.

«So, so, England hat also dem Deutschen Reich den Krieg erklärt!»

Sonst immer sehr freundlich, schien er heute verärgert. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzugrübeln. Kurz vorher hatte man uns wie auch den anderen Angestellten Anweisung gegeben, hinunterzugehen und eine lange Reihe von Schaltern mit Metallgittern und Glasfenstern zu besetzen, vor denen die Kunden, schon wirr durcheinanderlärmend, Schlange standen. Der Sturm auf die Bank hatte begonnen. Wir mussten ihn auffangen und hatten Anordnung erhalten, den Kunden nur einen Teil ihrer Guthaben auszuzahlen. Doch hatten wir die Erlaubnis, die Beträge je nach den Umständen bis zu einer gewissen Grenze zu erhöhen...

Hans und ich saßen auf hohen Stühlen an den benachbarten Schaltern. Neben uns waren Goldmünzen aufgetürmt – Franken, Sovereigns und Mark. In jenen Tagen hatten die Kunden ihr Gold in den Banken deponiert, und jetzt wollten sie auch wieder Gold zurück-erhalten.

Ein halbes Dutzend Gesichter blickte mich erwartungsvoll durch das Gitter an, als ich mein Schalterfenster öffnete. In einem Durcheinander vieler Sprachen redeten mehrere Kunden zugleich auf mich ein. Ich wandte mich ihnen zu und sagte auf französisch: «Ich bitte jeden, der vor diesem Schalter steht und Deutsch spricht, so freundlich zu sein und an den nächsten Schalter rechts zu gehen. Der Beamte dort spricht Deutsch.»

Ich wiederholte die Aufforderung nochmals laut und deutlich, in der Hoffnung, dass meine Stimme bis zu jedem der mehr als zwanzig Leute dringe, die sich vor dem Schalter drängten. Ich hörte, wie Hans sich in deutscher Sprache am nächsten Schalter an seine Kunden wandte. Er sagte ungefähr das gleiche. «Ich bitte alle, die nicht Deutsch oder Englisch sprechen, an den nächsten Schalter links zu gehen. Dort sitzt ein Beamter, der Französisch und Italienisch spricht.»

Trotz unserer Anweisung taten die Menschen vor den Schaltern keinen Schritt. Ein Franzose stand vor meinem Gitter. Er war sehr höflich und wollte nur einen kleinen Betrag abheben. Nachdem er

mir seinen Kontoausweis gezeigt hatte, fertigte ich ihn zu seiner Zufriedenheit sehr schnell ab. Dann brüllte mich der nächste Kunde an. Er hielt sein feistes, vor Aufregung gerötetes Gesicht ganz nahe an das Loch im Gitter, und seine dichtstehenden, graumelierten Haare sträubten sich wie die Stacheln eines Igels. Durch die Wärme seines Atems beschlugen sich die Gläser seiner randlosen Brille. Alles, was ich von ihm sehen konnte, erinnerte mich an zwei offene Austern, die mich anglotzten, während sein Mund voller Goldzähne geiferte und sich bei dem Wortschwall, den ich für Hochdeutsch hielt, öffnete und schloss. Unser Versuch, die Kunden in zwei Gruppen aufzuteilen, war gescheitert. Vor Hansens Schalter stand nun ein Italiener mit einer unüberhörbaren Fistelstimme, die mich völlig aus dem Konzept brachte. Er drohte Hans, ihm mit dem grössten Messer, das er in Zürich auftreiben könne, die Kehle zu durchschneiden, wenn er nicht sofort jedes Goldstück zurückbekomme, das er in den letzten sechs Monaten in die Bank eingezahlt habe. Hans antwortete ihm unverdrossen: «Können Sie nicht deutsch sprechen, bitte? – Oder englisch vielleicht?» Das an das Gitter gepresste Gesicht des Italieners glich dem eines störrischen Esels. Dann kam mir zum Bewusstsein, wie ausichtslos es doch sei, einen Italiener, der kein Wort Deutsch verstand, in deutscher Sprache aufzufordern, an den nächsten Schalter zu gehen. Der Italiener hüpfte entrüstet von einem Bein auf das andere und bedachte Hans mit beleidigenden Schimpfworten: «Maledizione! Siete banchieri o ladri? Seid ihr Bankleute oder Schelme?»

Ich drehte mich Hans zu. «Lass uns, je nachdem was der Kunde für eine Sprache spricht, die Plätze tauschen.»

«Sei so gut und kümmere dich um deine Angelegenheiten», gab Hans zurück. «Ich habe mehr als genug zu tun! Übrigens fällt es mir gar nicht ein, auch nur einen Finger für dich zu rühren. Du bist ein Feind!»

Diese Bemerkung machte mich stutzig, aber ich wollte den Seitenhieb nicht auf mir sitzen lassen. «Hans», erwiderte ich, «mir ist es gleichgültig, wie der Italiener dich hier vor der ganzen Bank nennt. Er sagt, dass er dich erstechen wird, wenn du dich nicht beeilst und ihm sein Gold auszahlst. Er schimpft dich den Nachkommen eines

Gigolos und eines neapolitanischen Maulesels. Er will unbedingt das ganze Gold zurück, das er eingezahlt hat! Pass auf, er hat eine scharfgeschliffene Klinge bei sich. Weiterhin verkündet er, dass ihm seine Mutter schon beim Stillen sagte, Deutsch sei keine Sprache, sondern das Grunzen von Schweinen, und dass die Deutschen auf alle Fälle am Kriege schuld seien...»

Hans drehte sich mit einem Anflug von Ärger zu mir: «Ihr Engländer kümmert euch immer um Sachen, die euch einen Dreck angehen. Du wirst noch lange an diesen Tag denken. Von jetzt an sind wir beide Feinde.»

Seine Stimme hatte sich erhoben und schliesslich sogar den allgemeinen Lärm übertönt. Die Angestellten, die sich im Hauptbüro über ihre hohen Schreibtische beugten, wandten uns die Köpfe zu.

Ich musste schnell etwas entgegnen; denn ich fühlte, dass sich aller Augen auf mich gerichtet hatten.

«Ihr Deutschen habt das ja schon lange gewollt», gab ich zurück. «Aber diesmal seid ihr zu weit gegangen. Weshalb regst du dich übrigens so auf? Hast du Angst?»

Eine solche Erwiderung, dazu noch von einem kleineren, um zwei Jahre jüngeren Mann, hatte Hans nicht erwartet. Meine Ironie ärgerte ihn. «Was wollt ihr denn, ihr Anfänger!» schnaubte er. «Ihr wisst ja gar nicht, wie man in Europa Krieg führt. Ihr könnt ja nur mit Pfeil und Bogen bewehrte Schwarze bekämpfen! Auf eure Soldaten kann man nur verächtlich hinabschauen! Wir aber haben die Kunst des Kriegführens studiert! Sie ist eine Wissenschaft und nichts für Anfänger. Jeder Deutsche ist zum Soldaten erzogen worden, er ist bereit für diesen Tag. Auch ich bin bereit. Und du? Was weisst du denn schon vom Soldatentum? Du bist ein Kind! Wir werden aus eurer Armee Hackfleisch machen. Morgen fahre ich nach Deutschland zurück...» Bevor er noch diesen Satz beenden konnte, schlug ich ihm mit meiner Faust hart ins Gesicht. Sein Stuhl geriet ins Schwanken und fiel zu Boden.

Einige in der Nähe stehende Angestellte brachen in ein schadenfrohes Gelächter aus. Flüchtig sah ich, dass viele Gesichter durch die Gitter starrten. Hans stand mit putterrotem Gesicht und aufs Äusserste

erregt neben seinem Schreibtisch; nur die Stelle, wo ihn mein Schlag getroffen hatte, war weiss, und auf seiner Oberlippe sah ich einen blutunterlaufenen Fleck. Schwer fielen die Worte von seinen Lippen:

«Bei nächster Gelegenheit werde ich dich wie einen Hund niederknallen!»

Ich hatte eine weitaus heftigere Reaktion erwartet und mich bereits fürsorglich mit einem dicken Hauptbuch vom nächsten Schreibtisch bewaffnet. Hans stand regungslos da. Er war viel zu aufgeblasen, als dass er noch einer weiteren Diskussion würdig gewesen wäre. So schleuderte ich das Buch gegen ihn. Es traf ihn an der Schulter und warf ihn zu Boden.

«Du englisches Schwein!» schrie er mit vor Wut verzerrtem Gesicht zu mir herüber, als er wieder auf den Füßen stand. Er schlug nach mir und ich wich hinter einen runden Tisch aus. In diesem Augenblick sah ich, wie sich ein Aufsichtsbeamter der Bank entsetzt zwischen den Tischen vom einen Ende des Büros zum andern hindurchkämpfte. Ich ergriff ein langes, schmales Lineal, um mich zu verteidigen zu können. Hans raste hinter mir her; ich machte kehrt und zielte nach ihm. Ruckartig blieb er stehen und duckte sich gerade noch rechtzeitig hinter einen Schreibtisch. Das Lineal, das ich nach seinem Kopf geworfen hatte, schwirrte wie ein Torpedo durch die Luft und traf an Stelle des Deutschen eine gläserne Zwischenwand, die klirrend zerbarst. Aus dem Schalterraum hörte ich laute Schreckensschreie und empörtes Schimpfen. Erregte Gesichter drängten sich an den Schalteröffnungen. Der Aufsichtsbeamte schloss kurzerhand die Milchglasfenster hinter den Schaltergittern, um die Szene der öffentlichen Neugierde zu entziehen. Dann kam Hans auf mich los, ich griff nach einem anderen schweren Wurfgeschoss, aber im gleichen Augenblick bekamen mich der Aufsichtsbeamte und zwei ältere Angestellte an den Armen zu fassen. Der Kampf war vorbei...

Der Aufsichtsbeamte befahl mir, sofort in die Garderobe zu gehen, mich zu säubern und danach mit ihm zu kommen, um dem Abteilungsleiter Bericht zu erstatten.

Im Waschraum kühlte ich mich einigermassen ab; wütend war ich aber immer noch. Schliesslich war jetzt Krieg; der grosse Kampf, für

den sich die Deutschen – wie man erzählte – seit Jahren vorbereitet hatten, begann. Ich musste sofort nach England. Nichts konnte mich zurückhalten. Dazu war ich fest entschlossen, als ich in das Büro des Abteilungsleiters ging – und die Bank verliess. Ich erreichte den nächsten Raddampfer, der zum andern Seeufer fuhr. Am nächsten Morgen reiste ich nach Mailand.

Nachdem ich meine Mutter gesehen hatte, suchte ich den britischen Konsul auf. Er erteilte mir den Rat, über Marseille nach Paris zu reisen. Dort sollte ich mich über die Schiffsverbindungen nach England erkundigen. Er gab mir einen Brief für die französischen Behörden mit, für den Fall, dass ich angehalten und ausgefragt werden sollte. Mit einem Reisepass allein konnte man in jenen Tagen fast nichts mehr erreichen. Für die Reise hatte ich einen zylinderförmigen Beutel aus rotem Leder, der mit Metall eingefasst und mit Sovereigns gefüllt war, an meinem Gürtel festgeschnallt. In Paris vernahm ich, dass für die nächsten Tage keine Aussicht bestand, von Dünkirchen, Calais oder Boulogne aus über den Kanal zu kommen, da grosse Truppenverschiebungen im Gange waren. Meine Mutter hatte mir die Adresse ihrer jüngeren Schwester gegeben, die in der Normandie, in Villerville, lebte. Da ich meine Reise nun ohnehin nicht fortsetzen konnte, entschloss ich mich, dorthin zu fahren.

In Villerville hiess mich meine Tante willkommen. Während einiger Wochen änderte sich an den Schiffsverbindungen nichts. So lernte ich einen «de Dion Bouton» steuern. Kapitän Blanc, der Eigentümer, machte mich mit dem Motor vertraut. Ich merkte bald, dass er sein Auto über alles liebte; und als er endlich erlaubte, dass so ein Greenhorn wie ich seinen Wagen benutzte, tat er es nur zögernd.

«Schliesslich ist es meine Pflicht», meinte er, «da du in den Krieg ziehst. Ich selber werde dich unterrichten.» Und als er dann zur ersten Lektion kam, verdunkelte eine riesige Schutzbrille den grössten Teil seines Gesichtes. Ausserdem trug er einen breitrandigen runden Sommerhut, der hinten mit einem schwarzen Band am Kragen seines Rockes festgehalten wurde. Über seine Hände hatte er ein Paar hauchdünne gelbe Lederhandschuhe gestreift, und ein weisslicher, einem Nachthemd ähnlicher Staubmantel verdeckte seine übrige Kleidung.

Am Hals sah darunter nur eine zierliche «Fliege» mit rosa Punkten hervor.

Der «de Dion» war ein fabelhaftes Fahrzeug. Der dunkelgrüne Lack, von dem sich nur eine bis zu den roten Schlusslichtern schwungvoll durchgezogene silberne Linie abhob, war spiegelblank pokert. Die grossen, runden Metallhauben der Azetylscheinwerfer glitzerten in der Sonne, ebenso die Metallkappe des Suchscheinwerfers. Die gut gepolsterten, hohen Sitze waren breit, bequem und mit glänzendem schwarzem Leder überzogen. Die Räder mit ihren Holzspeichen waren mit Ausnahme eines roten Streifens leuchtend gelb gestrichen.

Mein Fahrschulkurs begann. Der Kapitän verfügte über eine beachtenswerte Selbstbeherrschung – trotz der Tatsache, dass der «de Dion» mir überhaupt nicht gehorchen wollte. Der Motor ruckte häufig, und der Wagen machte wahre Bocksprünge. Krampfhaft hielt ich mich am Steuerrad fest. Das bewahrte mich davor, über die niedrige Windschutzscheibe auf die Motorhaube geschleudert zu werden. Schliesslich meisterte ich den Wagen aber doch...

Bald hatten mich die Einwohner von Villerville im Verdacht, dass ich ein junger französischer Drückeberger sei, der sich krank stellte. Um dieses Geschwätz zu unterbinden, musste meine Tante ihren Freunden und Bediensteten, ja sogar dem Priester des Ortes und dem Polizeichef immer wieder erklären, dass ich ein Engländer und kein Franzose sei, dass ich mit dem ersten Boot, das ich erwischen würde, nach England fahren werde, um mich zu stellen. Der Briefträger, der den Siebzigern näher war als den Sechzigern und der 1870 mitgekämpft hatte, unterliess es nie, wenn er mich sah, eine spitze Bemerkung zu machen. «Die Uniform wird Ihnen gutstehen, junger Mann», sagte er gewöhnlich; oder auch: «Es genügt nicht, dass Britanniens Marine und Armee kämpfen. Jeder Engländer unter sechzig sollte mitkämpfen.»

Diese ständigen Anspielungen förderten meine Ungeduld, nach England zu kommen. Gegen Ende August hatte sich unsere Lage so sehr verschlechtert, dass ich schon dachte, der Krieg werde vorüber sein, bevor ich auf die Insel käme. Die Zeitungen berichteten von der

Niederlage bei Mons. Dann folgte eine lange Zeit der Ungewissheit, während der die erste Schlacht an der Marne in vollem Gange war und die Truppenverlagerung bei Mons ins Stocken geriet. Bedrückt erkundigte ich mich über den Eintritt in die französische Fremdenlegion und füllte ein Bewerbungsformular aus.

Kapitän Blanc war völlig verzweifelt. «Joffre», sagte er, «hätte niemals in den Vogesen angreifen dürfen. Man hätte die Deutschen gut im Norden aufhalten können, nun stehen sie statt dessen vor den Toren der ‚Ville Lumière‘. Welch ein Unglück!» Er warf seine Arme gen Himmel, und sein verkrampftes Gesicht verriet, wie sehr er litt!

Eines Tages, es dürfte um den 30. August herum gewesen sein, kam er kurz vor dem Mittagessen ziemlich aufgeregt zu meiner Tante. Er war ganz stolz, wollte aber nichts erzählen, bevor wir nicht alle ein Glas Wein in der Hand hielten. Zu uns herüberblickend, als wären wir eine riesige Zuhörerschaft, kündigte er an: «Meine Damen und Herren! Ich möchte, dass Sie alle an der Freude teilhaben, die mir die letzten Nachrichten des heutigen Tages gebracht haben.» Seine Geheimnistuerei steckte uns an. Er konnte nur auf einen grossen französischen Sieg anspielen. Feierlich fuhr er fort: «Ich leistete einer Aufforderung Folge und sprach bei der Polizei vor, wo man mich in Kenntnis setzte, dass in der Stunde der grössten Gefahr mein Auto für den Dienst für Frankreich requiriert worden ist.»

Wir wussten das zu würdigen und riefen: «Bravo, Herr Kapitän!»

«Ich darf sogar als Chauffeur bei meinem Auto bleiben. Es ist meine Aufgabe, es in einwandfreiem Zustand für die Abreise bereitzuhalten – was jeden Augenblick der Fall sein kann» – seine Stimme schwoll zu einem Crescendo an –, «und wohin, mes amis? – an die Front – ja, an die Front!» Seine Stimme wurde zu einem Flüstern: «Aber mein genaues Ziel wird mir erst im Moment der Abreise bekanntgegeben.» Dann wieder lauter: «A la santé de mon automobile. A bas les Allemands!» Er seufzte vor Vergnügen auf, und das war für uns genau der richtige Augenblick, auf sein Wohl zu trinken. Er leerte sein Glas in einem Zug..

Von diesem Tage an verschwand seine Niedergeschlagenheit. Die Alliierten würden den Krieg gewinnen, komme, was wolle! «Le

Maréchal Joffre les aura! Joffre wird es ihnen zeigen!» wiederholte er immer wieder. Er gab uns zu verstehen, dass er und Marschall Joffre in früheren Zeiten oft zusammen gezecht hatten.

Schliesslich entdeckte ich, dass ich Le Havre auf Umwegen erreichen konnte. Le Havre konnte man vom Städtchen aus deutlich hinter der weiten Mündung der Seine liegen sehen. Die Fähre von Honfleur über die Seine verkehrte aber schon lange nicht mehr. Der direkte Weg nach Le Havre war deshalb unterbrochen, und ich musste über Rouen und Yvetot einen Umweg von über hundertfünfzig Kilometern machen.

Als ich in Le Havre ankam, geriet ich in die Mühlräder der französischen Bürokratie. Zwei Polizisten nahmen mich in Empfang, und zwischen ihnen schritt ich zum Wachposten. Sie glaubten mir nicht, dass ich nach England fahren wollte, um in die britische Armee einzutreten. Mein Empfehlungsschreiben des britischen Konsuls in Mailand machte auf sie gar keinen Eindruck. Wie wäre es auch anders möglich gewesen, da sie kein Wort davon verstanden? Sie führten mich ins Polizeigebäude, wo ich vorerst zwei Stunden in einen leeren Raum eingesperrt und dann vor einen uniformierten Beamten geführt wurde. Dieser musterte mich, kniff die Augen zusammen und nahm mich ins Kreuzverhör, in der Hoffnung, mich zu überrumpeln.

«Sie behaupten, dass Sie Engländer sind.»

«Ja, das bin ich.»

«Aber Sie sprechen Französisch. Wieso kommt das?»

«Warum sollte ein Engländer nicht Französisch sprechen?»

«Nein. Nicht so, wie Sie es sprechen. Ihr Alter?»

«Achtzehn.»

«Das dachte ich mir. So leicht lässt sich das nicht verbergen. Warum laufen Sie aus Frankreich weg? Sie sind Franzose, nicht wahr?»

«Meine Mutter ist Französin. Deshalb kann ich Französisch.»

Ich wurde weitere vierundzwanzig Stunden eingesperrt und dann nochmals vor den gleichen Beamten geführt. Aber nun stand neben ihm ein beliebter Engländer in Khakiuniform. Er las meinen Brief vom britischen Konsulat in Mailand. Drei Tage später befand ich mich auf dem Dampfer nach Newhaven.

Ich lehnte mich über die hintere Reling, als das Schiff von Le Havre abdampfte. Meine Gedanken schweiften zu Kapitän Blanc. Ich sah ihn am Steuer seines «de Dion» vor mir. Mit hochoberhobenem Schwert zeigte er zur Front; sein Strohhut, der durch das Band festgehalten wurde, flatterte im Wind hinter ihm her, als er die Feinde angriff und sie an der Spitze einer dröhnenden, hupenden Meute von Taxis kreuz und quer jagte – der Taxis von Paris, die Frankreich den Sieg brachten.

Das Schiff fuhr langsam in Newhaven ein. Man vertäute es ohne Hast. Es war, als wenn wir in eine völlig neue Welt gekommen wären. In Frankreich lag der Krieg greifbar in der Luft, ganz nah und drohend wie ein Gewitter. – Im September 1914 spürte man in Newhaven nichts dergleichen. – In Frankreich herrschte fieberhafte Geschäftigkeit. Die Menschen arbeiteten, als sei der leibhaftige Teufel hinter ihnen her. Es herrschte fast Panikstimmung. Frankreich roch den Krieg. In Newhaven war er weit weg. Natürlich wimmelte es in den Strassen von Militär. Zahlreiche Einheiten warteten auf den Transport nach dem Kontinent. Überall sah man Schiffe; Packkisten, Militärausrüstungen, Geschütze und Munition lagen auf den Kais herum. Aber niemand regte sich auf. Alles ging in ruhigem und gemächlichem Trott vor sich. Gepäckträger, Seeleute, Zollbeamte, Offiziere und Nachrichtenübermittler gingen ihren Geschäften nach wie sonst auch. Ich glaubte zu träumen. Hatten die Deutschen wirklich jemals die Tore von Paris erreicht? Hatte das Massenmorden an der Marne wirklich stattgefunden? Mir klang der verzweifelte Ruf «Aux armes, citoyens! «noch in den Ohren. Bis sich alle diese gemächlichen Engländer in Bewegung setzten, konnten die Deutschen schon längst Gibraltar erreicht haben.

AUSBILDUNGLAGER ALDERSHOT - DIE ENTTÄUSCHUNGEN EINES JUNGEN KRIEGERES

«Du bist ein gesunder, kräftiger junger Bursche - wofür hast du dich denn so fein angezogen?»

Es war an der Victoria Station, als zwei Soldaten auf mich zukamen, vor mir stehenblieben und mich ansprachen. Ich fand nichts Besonderes an meinem grauen Flanellanzug und dem Panamahut, und das sagte ich ihnen auch.

«Aber du solltest Uniform tragen. Schäm dich! Weisst du nicht, dass Krieg ist, junger Mann?» «Natürlich weiss ich es», sagte ich; «deshalb bin ich ja hier.» «Soso, was du nicht sagst. Warum gehst du dann nicht zur Armee?» Mit ihnen Schritt haltend, antwortete ich ironisch: «Ich habe nur noch nicht daran gedacht. Aber vielleicht haben Sie recht. Was glauben Sie, was ich jetzt unternehmen soll?» «Komm nur mit. Aus reiner Nächstenliebe werden wir dich den ganzen Weg bis zum nächsten Rekrutierungsbüro begleiten.» Es waren Werbeunteroffiziere, wie ich später herausbekam. Einer von ihnen gab mir einen freundlichen Klaps auf die Schulter und wies mir den Weg, während der andere neben mir stand. Ich nahm mein Kofferchen auf, und wir machten uns auf den Weg. Meine Begleiter kamen mir wie gerufen, hatte ich doch vorgehabt, vom Bahnhof geradewegs in ein Rekrutierungsbüro zu gehen. Nun waren sogar zwei Veteranen bereit, mich zu begleiten, damit ich ja nicht davonlief.

Ich war enttäuscht, dass sich das nächste Rekrutierungsbüro gleich so nah, nur um die nächste Ecke, befand. Wir traten ein, und die Unteroffiziere - jeder hatte eine Hand auf meiner Schulter - brachten mich zum Rekrutierungsoffizier, dann liessen sie mich auf einer Bank

Platz nehmen, während sie an einen Tisch hinübergingen, der durch eine dünne Bretterwand den Blicken der gewöhnlichen Sterblichen entzogen war. Ich hörte, wie die beiden dort mit einem dritten über mich verhandelten. Sie erzählten eine grossartig klingende, völlig frei erfundene Geschichte über die Auseinandersetzung, die sie mit dem halsstarrigen Zivilisten – also mir – gehabt hätten. Nach und nach hätte ihre Überredungskunst dann meinen Widerstand gebrochen, und sie hätten mich umgestimmt. Ich sei nun ein begeisterter Rekrut, darauf erpicht, für König und Vaterland zu kämpfen. Ich hörte das Klimpern von Geld ... Das gesetzlich festgelegte Kopfgeld für einen angeworbenen Rekruten – fünf Schilling – wechselte von einer Hand in die andere.

Die Rekruten, die mit mir in einer Reihe standen, waren wohl alle die «Beute» der beiden Unteroffiziere gewesen. Aber welche Beute...! Der Mann vor mir zum Beispiel war alt und schwach. In gebeugter Haltung schlurfte er vorwärts, abwechselnd seine Pfeife paffend und heftig hustend, worauf er sich kräftig räusperte und dann ausspuckte. Er nannte seinen Namen.

«Ihr Alter?» fragte der Rekrutierungsoffizier.

«Achtunddreissig.» Ohne mit der Wimper zu zucken, notierte es der Offizier, dabei war der Alte sicher nahe den Sechzig.

Für einen Aussenstehenden waren die Mittel, mit denen die Armee arbeitete, unbekannt; aber ich lernte sie bald kennen. Als ich an die Reihe kam, beantwortete ich alle Fragen und versuchte den Tonfall der abgedroschenen Bemerkungen meines Befragers nachzuahmen. Dann sah ich, wie er zögerte und mit einem Zahnstocher aus Elfenbein in seinen Zähnen herumstocherte.

«Sie sind in Italien zur Schule gegangen?»

«Ja.»

«Können Sie Lateinisch?»

«Ja», sagte ich und wunderte mich, was wohl Latein mit dem Krieg zu tun habe. «Nun – ja, das Latein, das man eben in der Schule lernt.»

«Aha.» Er nahm seinen Zahnstocher aus dem Mund, und seine Augen begannen zu leuchten. «Bei Ihrem neuen Job wird Ihnen das

sehr nützlich sein. Nehmen Sie dieses Blatt Papier hier – links um und durch den Korridor geradeaus!»

Ich überholte den betagten Kriegsaspiranten, als ich durch den Gang zum Untersuchungszimmer ging, wo wir für die ärztliche Untersuchung Schlange stehen mussten. Durch einen Vorhang hindurch konnte ich hören, wie die monotone Stimme des Arztes die Vorgeführten einen nach dem anderen begutachtete. «Tauglich – Stufe AI.» Es wurden alle diensttauglich erklärt. Nach der Untersuchung drückte man mir ein neues Formular in die Hand und gab mir den Befehl, mich sofort im Bahntransportbüro der Waterloo Station zu melden, das «R.A.M.C.-Lager in Aldershot» sei mein Bestimmungsort.

Ich sann über meine Aussichten bei der Armee nach und zerbrach mir den Kopf, was wohl diese geheimnisvollen Buchstaben R.A.M.C. bedeuten könnten. «R» und «A» bedeuteten «Royal» und «Army». Das war ganz klar. Aber «M» und «C»? Ich dachte, dass «C» wahrscheinlich «Corps» hiesse; aber da blieb noch das «M». Nach einigem Nachdenken kam ich darauf, dass «M» wohl für «Mounted» – beritten – stand. Plötzlich erwachten meine Lebensgeister. Reiten konnte ich, und mit einem Pferd würde ich auch im Nu an der Front sein!

In Aldershot quartierte man mich mit sieben anderen zusammen in einem Zelt ein. Der diensthabende Offizier war wahrscheinlich der Auffassung, ich bedürfe der Aufsicht, weil er mich zu den Alten steckte. Sie taufte mich «Baby», und einer von ihnen wies mir einen Platz nahe der Zeltöffnung an, der bedeutend schmaler war als die andern. Mein Nachbar, ein älterer, routinierter Fuchs, der sich auf meine Kosten auf einer Holzkiste, die er irgendwo im Lager aufgestöbert hatte, breit machte, beobachtete mich eine Weile. Dann meinte er: «Baby, lass dir von einem erfahrenen Mann etwas sagen. Als ich so alt war wie du, musste ich jahrelang neben dem Zeltein gang schlafen. Der alten Halunken wegen lag ich die halbe Nacht wach. Es war schauerhaft.» Er rekelte sich auf seinem improvisierten Sitz und schraubte das Licht tiefer.

«Warum liessen sie dich denn nicht schlafen?» fragte ich ihn.

«Schwache Blase, Kamerad – und zuviel Bier. Sie stiegen die ganze Nacht über mich hinweg, hinein und hinaus. Und dabei traten sie

mir mit ihren dreckigen Füßen fast ins Gesicht. Es war grässlich, wirklich. Aber mit der Zeit wirst du dich schon daran gewöhnen.»

Nach einer warmen Mahlzeit auf Blechtellern folgte ich den anderen in das Kantinenzelt und trank dort mein erstes englisches Bier, das sehr stark war, wie ich bald merkte. Kaum war ich ins Zelt zurückgekehrt, steckte ein Soldat, der ein Dutzend Sturmlaternen schleppte, sein narbiges Gesicht durch die Zeltöffnung. «Hier ist eure Nachtlampe, geliebtes Volk!» rief er. «Und löscht sie nur verdammt schnell, wenn das Signal, Licht aus» ertönt. Der Unteroffizier, der heute Nacht Dienst hat, ist der schlimmste vom ganzen Haufen. Er ist weit und breit bekannt – und es passiert was, wenn er euch erwischt!» Meine Zeltkameraden dankten ihm für seine besorgte Aufmerksamkeit, und als das Signal ertönte, war unsere Lampe gelöscht, bevor es noch verklungen war. Plötzlich herrschte Ruhe, und ich konnte hören, wie der Nachtwind durch die nahestehenden Fichten strich. Obwohl ich müde war, fand ich lange Zeit keinen Schlaf. In der Dunkelheit kam ich mir ziemlich verloren vor. Das Geschnarche meiner Kameraden störte mich. Dann begann es zu regnen; vorerst fielen ein paar leichte Tropfen auf die Zeltplanen, dann wurde das Geräusch zu einem schnellen Trommelwirbel und schwoll schliesslich zu einem ununterbrochenen Rauschen an. Der Regen prasselte gegen die schrägen Zeltwände und tropfte durch einen Spalt bei der Öffnung in das Zelt hinein.

Ich musste eingedöst sein, denn plötzlich fuhr ich auf, als sich neben mir jemand bewegte. Der Regen hatte aufgehört. Durch eine Ritze am Zelteingang fiel Mondlicht. Der Alte neben mir hatte sich aufgerichtet und suchte nach etwas neben meinem Kopf. Er fand einen meiner Stiefel, nahm ihn in die Hand, und ich konnte sehen, wie er ihn unsicher betastete. Dann bemerkte ich zu meinem grössten Entsetzen, dass er sich befriedigt rülpsend übergab – in meinen Stiefel.

«He da», fuhr ich auf, «was fällt dir auch ein? In meinen Stiefel zu k... Halt, hör auf! Dafür sind die Klosetts da.» «Pst! Ruhe! Mach keinen solchen Krach», gab er zur Antwort. «Die Klosetts sind fünfhundert Meter weit weg. Und es regnet, siehst du das nicht? Willst du, dass ich nass werde?»

«Es regnet ja gar nicht, schau doch hinaus.»

«Hör zu, mein Junge: Unsere Kameraden haben ihren Schlaf verdient, verstanden? Warum sie stören? Dein Stiefel genügt mir. Halt den Mund und leg dich schlafen.»

Am nächsten Morgen bekam ich einen neuen Schock. Ich erfuhr, dass R.A.M.C. die Abkürzung für «Royal Army Medical Corps» bedeutete. Der vergangenen Nacht wegen war ich auf meine Gefährten nicht gut zu sprechen, so erkundigte ich mich bei einem Soldaten aus einem anderen Zelt, wie es mit der Beschäftigung stand.

«Du wirst die meiste Zeit damit verbringen, an einem langen Tisch ‚Einser‘ zu verteilen», erwiderte er.

«Was sind ‚Einser‘?»

«‚Einser‘, ja, das ist etwas höchst Explosives.»

«Handgranaten?»

«Nein, Pillen – einfach Pillen.»

Nun verstand ich, was die Bemerkung über meine Lateinkenntnisse zu bedeuten hatte. Meine Luftschlösser stürzten zusammen.

Im Laufe des Morgens mussten wir einer nach dem anderen vor dem Feldweibel antreten, dessen Büro in einer Bretterbude untergebracht war. Sein Gesicht war feist und gerötet, die Enden seines aufgezwickelten Schnurrbartes stachen senkrecht in die Luft. Sein eines, gesundes Auge war gross und rund, bewegte sich ruckartig und blickte neugierig wie das eines Papageis. Sein anderes Auge – es war aus Glas – starrte traurig geradeaus. Als ich vor ihm stand, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen. Ich beklagte mich bitter, dass man mich zum R.A.M.C. abkommandiert habe, und sagte ihm, dass ich den ganzen Weg von Italien hergekommen sei, um zu kämpfen und nicht Pillen an Soldaten mit Verdauungsstörungen zu verteilen. Sein Papageienauge wurde noch grösser und schnellte von einer Seite auf die andere. Sein Glasauge glotzte grässlich, während ich sprach, aber ich kämpfte weiter:

«Da liegt ein schreckliches Missverständnis vor. Der Rekrutierungs-offizier glaubte wohl, ich sei ein zimperlicher Lateinschüler. Das ist nicht wahr; ich bin kerngesund und möchte sofort zu einer Kampfeinheit versetzt werden.» Ich schaltete eine Kunstpause ein. Der Feld-

webel schien masslos verblüfft. Sprachlos starrte er mich einen Moment an. Dann blies er seine Backen auf, lehnte sich vor, die Enden seines Schnurrbartes stellten sich wie Antennen auf, und dann legte er mit erstickender Stimme los:

«Ich könnte Sie im Handumdrehen in Ketten legen lassen, Freunden! Aber ich nehme an, dass Sie nur ein wenig unwissend sind. Haben Sie überhaupt eine Ahnung, mit wem Sie sprechen? Ich bin Feldwebel..., und das bedeutet hier ‚Gott der Allmächtige‘, verstanden! Sie jedoch sind die geringste aller Kreaturen, die auf der Erde herumkriechen – kapiert?»

Beide Augen starrten mich nun geradewegs an wie die Augen eines bemalten Buddhas. «Sie sind dem Royal Army Medical Corps zugeteilt, und da bleiben Sie, verdammt nochmal. Verschwinden Sie, bevor ich Sie bestrafen lasse.» Niedergeschlagen verliess ich die Baracke des Feldwebels. Ich hatte mich aufgemacht, um ruhmreiche Heldentaten zu vollbringen, und nun sass ich hoffnungslos in der Falle. Zuerst dachte ich ans Davonlaufen. Nach meinem Dienst hockte ich niedergeschlagen im Zelt und zerbrach mir den Kopf nach Fluchtmöglichkeiten. Als das Signal ertönte, das mich zur nächsten Übung rief, hatte ich noch keine Lösung gefunden. Die Organisation einer guten Armee hat ihre Geheimnisse. Man lässt den Soldaten niemals Zeit, Pläne auszuhecken.

Meine Zeltkameraden gingen mir mehr und mehr auf die Nerven. Eines Abends bemerkte ich, dass meine Seife verschwunden war. Als ich mich umdrehte, um danach zu suchen, sah ich, dass ein Kamerad sie genommen hatte und damit seine Füsse in einem Becken wusch. Er hatte die Seife in zwei Hälften zerschnitten. Das zweite Stück lag auf der Obstdose eines anderen Kameraden.

«Was zum Teufel fällt dir eigentlich ein, meine Seife ohne meine Erlaubnis zu nehmen?» stellte ich ihn zur Rede. Er blickte von der Reinigungsprozedur seiner verkrüppelten, schmutzstarrenden Füsse auf.

«Komm mir nicht mit solch hochtrabendem Blödsinn, mein Junge. Du bist der grösste Esel auf Gottes lieber weiter Erde, verstanden? Ich kümmerge mich einen Dreck um deine Ansicht; was dir gehört,

gehört auch mir! Dazu bist du noch ein verdammter Ausländer, solltest es mir also hoch anrechnen, wenn ich mich dazu herablasse, deine verdammte Seife zu benutzen.»

«Ausländer», dachte ich empört; «nimmt mich nur wunder, wie du nach elf Jahren Italien reden würdest!»

Endlich war er mit seiner Fusswaschung fertig und kroch hinaus, um das Becken auszuleeren. Ich folgte ihm. Gerade als er das Wasser ausgiessen wollte, versetzte ich ihm einen Kinnhaken. Besinnungslos ging er zwischen den Zeltseilen nieder. Das Becken polterte zu Boden und rollte scheppernd davon. Ein Kamerad schaute neugierig aus dem Zelt hervor. Unsicher kam er heraus.

«Noch einmal so eine Unverschämtheit von dir oder einem andern», sagte ich zu ihm, «und es wird dir genau gleich ergehen. So, und jetzt bekomme ich meine Seife zurück.»

Während man einen Eimer Wasser über das Gesicht des Bewusstlosen goss, nahm ich das ungebrauchte Seifenstück von der Obstdose wieder an mich. Das andere Stück auch zu nehmen, brachte ich nicht über mich. Der Anblick der schmutzigen Füße, zu deren Reinigung es gedient hatte, verfolgte mich. Aber am folgenden Tag hatte ich mit dem Mann, den ich niedergeschlagen hatte, doch Mitleid. Er musste etwa fünfundvierzig Jahre alt sein. Eingeschüchtert strich er umher und sah mich nicht an. Er war ein Typ, den man schnell unterkriegen konnte. Ich bereute meine Handlungsweise so sehr, dass ich sie wiedergutzumachen versuchte, und gegen Abend besiegelten wir unsere Freundschaft, indem ich ihm einen halben Goldsovereign schenkte. Er wurde mir so ergeben, dass ich in unserem Zelt über Nacht den Namen «Prinz» anstatt «Baby» erhielt.

Eine Woche nach dem Vorfall mit der Seife schrubbte ich die Böden in der Offiziersmesse, und dabei sah ich zufällig einen Anschlag am schwarzen Brett. «Jeder, der fechten kann und sich in Form halten will, wird gebeten, sich mit Major S. Pattison in Verbindung zu setzen», las ich. Wieder einmal fechten! Noch am gleichen Abend schrieb ich beim Licht der Sturmlaterne einen Brief:

«Herr Major!

Als ich heute morgen im Vorraum der Offiziersmesse den Boden schrubhte, sah ich zufällig bei meiner Arbeit Ihren Anschlag über das Fechttraining am schwarzen Brett.»

Das klang viel zu geschraubt. Das Bild meines Feldwebels stand vor mir. Ich hatte bereits gelernt, dass man bei der Armee schnell zur Sache kommen und sich kurz fassen muss. So zerriss ich das Papier und begann von Neuem:

«Herr Major!

Bezugnehmend auf Ihren Anschlag wegen des Fechttrainings wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir die Gelegenheit gäben, mit Ihnen zu üben.

Unterschrift: 39162 Soldat West

PS. Ich war Mitglied einer Fechtmannschaft an einer Universität auf dem Kontinent.»

Ich glaubte, dass mir das PS. von Nutzen sein könnte, adressierte den Brief an Major S. Pattison und warf ihn am nächsten Morgen – auf dem Wege zu meiner Schrubbarbeit – in den Briefkasten der Offiziersmesse. Drei Tage vergingen. Ich hatte den Brief schon fast vergessen, als mir der Korporal meiner Gruppe befahl, mich im Büro des Feldwebels zu melden.

«39162 Soldat West!» rief mich der Feldwebel auf.

«Hier!»

«Heute Nachmittag um halb fünf Uhr möchte Major Pattison Sie auf dem Fechtboden sehen.» Er blickte mich an. «Ich selbst werde auch dort sein. Gott sei Ihnen gnädig, wenn Sie nicht fechten können. Abtreten!»

Um halb fünf traf ich Major Pattison auf dem Fechtboden. Der Feldwebel war ebenfalls da und lief wie ein Löwe im Käfig aufgeregt hin und her. Der Major reichte mir ein Florett. «Fangen wir an», sagte er. Er erwies sich als ein schlechter Fechter und war leicht zu touchieren. Das bemerkte auch er bald, aber er focht tapfer weiter,

schweissüberströmte stiess er immer wieder zu, fiel aus und wich zurück. Ich griff ihn nicht zu forsich an, und ich glaube, dass er mir dafür dankbar war. Etwas anderes hätte sich im Beisein des Feldwebels auch nicht geschickt. Der aber bat ziemlich rasch um die Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen.

«Ich fechte nur, um fit zu bleiben», sagte mir der Major. «Ich habe in diesen Tagen wenig Zeit zum Training. Ausserdem ist es auch eine Art Schlankheitskur.»

Wir fochten noch eine halbe Stunde weiter. Während dieser Zeit war das rosige Gesicht des Majors knallrot angelaufen. «Mir hat das Training heute Nachmittag sehr behagt», sprach er. «Ich möchte gern mehr über Sie wissen. Können Sie heute Abend auf ein Plauderstündchen zu mir kommen? Der Feldwebel wird Ihnen die Erlaubnis geben.»

Die Stunden bis zum Abend erschienen mir endlos. Ich gedachte meine Chance zu nutzen und für meine Versetzung zu einer Kampfeinheit zu plädieren. Endlich war es so weit. Der Major gab sich sehr leutselig. Natürlich war er Arzt, aber wie die meisten Ärzte war er auch ein verständnisvoller Beichtvater. Schon nach wenigen Minuten merkte ich, dass ich ihm mein Herz ausschütten konnte, und ich schilderte ihm, wie bitter enttäuscht ich darüber sei, nicht bei einer Kampftruppe zu sein. Er brüllte vor Lachen über die Art und Weise, wie man mich hereingelegt hatte. Der Mami war wirklich sympathisch.

«Wenn Sie tatsächlich nach Frankreich wollen, junger Mann», sagte er, «dann dürfte das auf keine allzu grossen Schwierigkeiten stossen. Die Infanterie braucht dringend Leute. Lord Kitchener hat soeben einen neuerlichen Aufruf erlassen. Übrigens, wollen Sie nicht aspirieren?»

«Die Aspirantenschule dauert zu lange. Der Krieg würde zu Ende sein, bevor ich Pulver zu riechen bekäme.»

Die Fechtübungen mit dem Major gehörten einige Wochen lang zu meinem Tagesprogramm. Mitte Oktober jedoch wurde ich zu einer Sanitätseinheit nach Irland versetzt. Als ich dem Major gegenüber meine Enttäuschung darüber nicht verbergen konnte, versicherte er mir: «Das ist schon der erste Schritt in der gewünschten

Richtung, auch wenn es nicht danach aussehen mag. Ihr neuer Kommandant ist ein persönlicher Freund von mir. Er wird sich für Sie interessieren.» Offenbar hatte mich Major Pattison für eine Beförderung vorgeschlagen, und diese Empfehlung begleitete mich nach Irland.

Monatelang ging der gewohnte Drill weiter, bis mir eines Tages einfiel, dass ich als Offizier mehr Chancen hätte, nach Frankreich zu kommen. Und da mir die Möglichkeit zur Offizierslaufbahn immer noch offenstand, meldete ich mich im Kriegsbüro zu einer Unterredung.

Major Drummond stellte mir Fragen. «Sind Sie vielleicht zufällig römisch-katholisch?»

«Ja, das bin ich», gab ich ihm zur Antwort.

Sein Gesicht, das stets einen etwas ernsten und ängstlichen Ausdruck zeigte, hellte sich auf. «Ausgezeichnet», frohlockte er, «vortrefflich!» Er hängte sich sofort ans. Telephon und sprach mit jemandem. «Hallo, bist du es, Frank? Du, ich habe gute Neuigkeiten für dich. Ich kann dir jemanden schicken, der römisch-katholisch ist.» Er hörte einen Augenblick zu. «Überhaupt nicht. Nein, überhaupt nicht, alter Junge. Es ist mir ein Vergnügen. Wenn sich noch einer bei mir meldet, dann schicke ich ihn dir ebenfalls.»

Als er den Hörer auflegte, drehte er sich mir zu. «West, haben Sie schon von den Royal Munster Fusiliers gehört?»

«Natürlich.»

«Sie brauchen dringend Ersatz.» Seine Miene verdüsterte sich. «Es ist ein tapferes Regiment. Das zweite Bataillon hat in Frankreich kürzlich schwere Verluste erlitten. Wenn irgendetwas möglich, wollen sie römisch-katholische Offiziere für ihre Leute haben.» Dann sprach er aufmunternd weiter: «So, mein Junge, von jetzt an sind Sie Ire, und im Laufe der nächsten vierzehn Tage werden Sie Offizier in der Reserve der Royal Munster Fusiliers sein.»

«Wann werde ich nach Frankreich kommen?»

«Sehr bald. Auf Wiedersehen und viel Glück!»

Halb Engländer, halb Franzose und in Italien erzogen, sollte ich nun noch ein irischer Offizier werden!

Am 15. Mai wurde ich befördert. Nach der Beförderung bekam ich fünf Tage Urlaub, die ich in London verbrachte; im London der Operette, des Hippodroms und des fröhlichen Treibens, der Uniformen und Ballettratten, vor allem aber im London der singenden und tanzenden Revue. Es war unvergesslich. Ich stolzierte in meiner neuen Uniform umher und merkte bald, dass mir das Abzeichen an meiner Mütze alle Türen öffnete. Überall traf ich Iren. Aber das geschah noch viele Monate bevor ich an die Front kam.

AN DER FRONT

Am 8. November 1915 – vierzehn Monate nachdem ich den Kanal in umgekehrter Richtung überquert hatte kam ich in Frankreich an. Ich hatte eine Gruppe von zwanzig Mann unter mir. Mit dem Zug fuhren wir nach Saint-Omer, von dort mit Pferdewagen bis Lillers, und dann marschierten wir dreiunddreissig Kilometer zu Fuss bis Mazingarbe, in der Gegend von Loos. Die Schlacht bei Loos war gerade zu Ende gegangen und Mazingarbe vor Kurzem bombardiert worden. Eingestürzte Häuser, zersplittertes Glas, loser Schutt, Steinhäufen, aufgerissene Strassen, Bombenrichter voller Schlamm waren zurückgeblieben.

Mein Instinkt führte mich quer durch das Städtchen zu einem Haus, auf dessen zerschlagenen Fensterläden mit weisser Farbe vermerkt stand: «H.Q. 2. Bat. R.M.F.» – Hauptquartier des zweiten Bataillons der Royal Munster Fusiliers.

Das Haus war teilweise zerstört. Oben am First hingen noch Überreste des Schieferdaches, die beim geringsten Windstoss herabzustürzen drohten. Ich liess meine Männer stehen und betrat das Haus, um mich beim Bataillonsadjutanten zu melden. Der Adjutant führte mich zum diensttuenden Offizier, Major Tom Stubbs.

«Hier ist West mit einer Gruppe von zwanzig Mann», meldete er mich an. «West ist der Ersatz für den armen alten Pat.»

Der diensttuende Offizier schüttelte mir die Hand. «Herzlich willkommen beim Bataillon», sagte er. «Wenn Sie gekommen sind, um ein bisschen zu kämpfen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, dass Sie auf Ihre Kosten kommen werden. In sechsunddreissig Stunden gehen wir in die Feuerlinie. Ihr Kompagnieführer ist Leutnant

John O'Brien. Bei ihm sind Sie in ausgezeichneten und erfahrenen Händen, und er wird sich freuen, Verstärkung zu erhalten. Wir sind ziemlich knapp an Leuten. Das Regiment hat keinen einzigen Hauptmann oder älteren Offizier mehr.»

Ein Soldat trat ein und erhielt den Befehl, mich zum Hauptquartier der Kompanie «C» zu führen. Mühselig durchwateten wir im Abendlicht einen schlammigen, schlüpfrigen Pfad, der durch die Hintergärten einiger Häuser führte. Mein Führer drehte sich nach mir um.

«Ich glaube, dass Sie den armen Pat ablösen. Er war ein guter Freund des Majors.» Der Mann, ein kräftiggebauter Ire in mittleren Jahren mit stellenweise schon ergrautem Haar, seufzte hörbar.

«Ja, nun, eigentlich sollte ich Ihnen nichts davon erzählen.» Er sah mich lange von der Seite an. «Ja, eine grauenvolle Geschichte war das! Sie sind jetzt ganz frisch an die Front gekommen ... Aber wenn Sie mich schon fragen...», und wieder sah er mich von der Seite an, wie um meine Neugier zu wecken, denn offensichtlich hatte er doch den Wunsch, mir mehr von dieser blutigen Geschichte zu schildern.

«Erzählen Sie nur», forderte ich ihn auf. «Irgendwann muss ich mich ja an diese Dinge gewöhnen.» Wir gingen nun, den Pfützen vorsichtig ausweichend, auf dem Weg zu einem alleinstehenden Bauernhaus. «Pat kam ums Leben, als er die Drähte des Verhaues durchschnitt, den die Deutschen unseren Schützengräben gegenüber gezogen hatten. Wochenlang tobte ein heftiger Kampf, und es war entsetzlich, das Gemetzel mit ansehen zu müssen. Pat hatte den Stein erneut ins Rollen gebracht, als er versuchte, einige ‚Jerries‘ gefangenzunehmen ... Statt dessen erhielt er jedoch mehrere Feuerstöße aus einem Maschinengewehr, von dem niemand eine Ahnung hatte, wo es lag.» Nachdem wir über einen ausgetrockneten Graben gesprungen waren, der unseren Weg kreuzte, fuhr er fort: «Ich sollte Ihnen das besser nicht erzählen, aber wissen Sie, Pat war nicht sofort tot.» Er schwieg, um mir Zeit zu lassen, die Bedeutung des Gesagten zu begreifen. «Er litt entsetzlich dort draussen im Niemandsland, aber wir konnten nichts für ihn tun.»

Seine Stimme klang qualerfüllt. Ich merkte, dass er mir das Ge-

schilderte nicht aus Sadismus erzählte, sondern weil ihn das grausige Erlebnis erschüttert hatte und er es sich von der Seele reden musste.

«Konnte ihm niemand helfen?»

«Nein; das war ja gerade das Schreckliche. Mehrere von uns versuchten es; sie wurden aber alle von der neuen Maschinengewehrstellung der Deutschen aus unter Feuer genommen und erreichten Pat nicht. Jedesmal mussten wir sie herausholen, und alle waren schwer verwundet. Es war der reine Selbstmord. Ich hörte Pat die ganze Zeit wimmern – er war sehr tapfer.»

«Ich habe gehört, dass die Patrouillengänge nicht gerade ein Vergnügen sind.»

«Sie sind mörderisch – mehr, als ich noch ertragen kann. Ich werde zu alt dafür. Sie nehmen mich auch nicht mehr. Es werden jüngere Burschen, junge Männer wie Sie, vorgezogen. Wie alt sind Sie?»

«Neunzehn.»

Betrübt schüttelte er den Kopf und zögerte, weil er nach Worten suchte, die diese Tatsache weniger schlimm machen sollten. «Ja, da kann ich nur hoffen, dass Sie mit einer leichten Verwundung bald nach Hause kommen.»

Wir erreichten das Bauernhaus. Seine eine Hälfte war völlig ausgebrannt und verkohlt. Die andere hatte noch ein Dach, und die Wand eines Schlafzimmers mit einer geschlossenen, angesengten Tür hielt wenigstens den Regen ab. Mein irischer Freund begleitete mich zur Wohnstube im Erdgeschoss, wo ich Leutnant O'Brien traf.

O'Brien schien ein optimistischerer Mensch zu sein als mein Begleiter. Er war breitschultrig und kräftig und trug das Band des Militärkreuzes. Er hatte ein kantiges Gesicht und eine hohe Stirn, wie sie intelligente Leute besitzen. Ich fand heraus, dass er schon lange Soldat und 1896 als einer der ersten zum Regiment gekommen war.

Er wies mir einen Burschen namens Jim zu, der sich sofort meines Koffers bemächtigte. O'Brien fragte: «Freddie West, was gibt es Neues im guten alten Irland? Ich hoffe, dass Sie hierhergekommen sind, um so nebenbei den Krieg zu gewinnen.»

Ich lachte. «Wann gehen wir in Stellung?»

«Morgen Nacht. Alles, was Jim mitnehmen wird, ist Ihre Gamelle, der Rasierapparat, das Handtuch und eine Wollmütze. Sie aber werden Folgendes anziehen: Stahlhelm, Gasmasken, einen Trenchcoat, Halstuch, wollene Handschuhe, und – fast hätte ich es vergessen – Sie nehmen besser einen Revolver mit.»

«Wie lange bleiben wir dort?»

«Gewöhnlich bleiben wir vier Tage draussen und danach vier Tage in Reserve für die vorderste Linie. Alle drei Monate ruhen wir uns dann hinter der Front einmal richtig aus – wenn nicht zuviel los ist! Nun wird es aber Zeit, dass Sie etwas trinken und essen und es sich oben im Stroh bequem machen. Da krabbelt zwar einiges drin herum, aber Sie werden sich bald daran gewöhnen. Andrew McFayan wird mit Ihnen gehen. – Andrew!» rief er durch die offene Tür hinüber in einen Raum, den ich für die Offiziersmesse hielt.

«Hier ist West.»

An Andrew sollte ich mich in den nächsten Monaten besonders anschliessen. Er war von einem anderen Regiment zu den Munster Fusiliers gekommen. Wir kommandierten beide eine Gruppe von je ungefähr dreissig Mann. Andrew war dunkelhaarig, gut aussehend, ungefähr so gross wie ich und auch in meinem Alter. Doch schien er eher zart und empfindlich zu sein, und sein Gesicht hatte einen melancholischen Ausdruck, der seinem Charme jedoch keinen Abbruch tat. Er war schon mehrere Male in der Feuerlinie gewesen und einer der wenigen Offiziere unserer Kompagnie, die die Schlacht von Loos überlebt hatten.

Beim Abendessen versuchte ich von O'Brien Näheres über die Gefechte zu erfahren. «Unser Bataillon», gestand er, «das früher tausend Mann stark war, zählt heute nur noch zweihundertfünfzig – alle Majore und Hauptleute sind gefallen. So kommandiere ich alter Esel nun eine Kompagnie. Sie können uns nicht länger hier vorn lassen. Gerüchtweise habe ich vernommen, dass man uns zurückziehen will; der Offizier vom Dienst hat mir angedeutet, dass wir wahrscheinlich in einer Woche nach hinten abkommandiert werden.»

«Heisst das etwa, dass das Bataillon entlassen wird?» fragte ich erschrocken.

«Nein, West. Machen Sie sich nur keine Sorgen, Sie werden bald genug erleben. Man munkelt, dass man uns in ein Pionierbataillon umformen will, damit wir uns erholen können. Mir behagt die Bezeichnung nicht.»

«Was würde das bedeuten?» fragte ich.

«Das heisst, dass wir für alle und jeden die Dreckarbeiten zu tun hätten, ohne dabei als kämpfende Truppe zu gelten», war seine entmutigende Antwort.

«Dann werden wir überhaupt nicht mehr kämpfen?»

«O doch», erwiderte er. «Wenn es darauf ankommt, werden wir ebenso hart kämpfen wie alle anderen auch. Die Jerries* halten sicherlich nicht still, um sich zu erkundigen, ob einer ein Pionier sei oder nicht, bevor sie ihn hochgehen lassen. Und wenn sie herüberkommen, werden sie einem genau so das Bajonett in den Bauch pflanzen, ob man nun ein Gewehr oder einen Spaten in der Hand hat.»

O'Brien musste meine Enttäuschung gespürt haben. Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: «Seien Sie nur nicht niedergeschlagen, West, es ist ja noch nicht so weit! Auf jeden Fall gehen Sie morgen in den Schützengraben, und dort werden Sie nach Herzenslust Kampfhandlungen erleben.»

In jener Nacht kletterte ich voller Whisky und Bewunderung für O'Brien zu meinem Lager auf dem Dachboden hinauf.

Am nächsten Abend stiessen wir im Schutz der Dunkelheit in die Feuerlinie vor. Es war, als zöge man von einer Welt in eine andere. Die Nacht war hereingebrochen, als wir die Reservelinie in Mazingarbe, einem französischen Kohleunnenstädtchen, erreichten. Arg mitgenommen, standen noch einige Reihen zweistöckiger, kleiner, russgeschwärzter Steinhäuser längs der zerlöcherten Strasse. Zwischen den Häusern hindurch erblickte man die Schlackenhaufen, riesige blaugraue Pyramiden, die sich sechzig Meter hoch aus der flachen Landschaft gegen einen trüben, dunkler werdenden Himmel erhoben. Schmale stählerne Arme drehten sich fortwährend und hielten riesige Räder über den Schächten in Schwung; manche drehten sich, andere standen still. Einige Kumpel, die zum Schichtwechsel gingen, schlichen, bis auf die Knochen abgemagert, über den Bürgersteig. Ihre

Grubenlampen flackerten. Dieses Stimmungsbild wirkte nicht gerade ermutigend. Alles war schmutzig, rohe, brutale Wirklichkeit.

Im Morgengrauen hatten wir bereits die vordersten Stellungen erreicht, eine Welt, die so unwirklich war, dass wir uns wie auf einem anderen Planeten vorkamen. Meine Augen streiften über das öde Niemandsland, über die Ballen rostigen Drahtes, die zwischen niedrigen Pfosten zu Verhauen gespannt waren, und zu den feindlichen Schützengräben, welche etwas weiter oben auf einem flachen, von Löchern übersäten Hügel begannen. Da und dort lagen Leichen in allen möglichen Stadien der Verwesung, aber immer noch von zeretzten Stücken verblichener und zusammengeschrumpfter Uniformen bedeckt, die vom Tau feucht waren. Da lag sogar noch ein Pferd, jetzt schon fast ein Skelett, mit starr zum Himmel gestreckten Beinen. Auf der Seite des feindlichen Niemandslandes sah es wie bei uns aus - metertiefe Stacheldrahtzäune, ein Bollwerk aufgehäufter Sandsäcke, Schanzen - Merkmale der dahinterliegenden Schützengräben. Sie waren nur einige hundert Meter entfernt; und an jenem stillen Morgen glaubte ich zu hören, wie Männer miteinander sprachen, glaubte vereinzelt deutsche Worte zu vernehmen, die mich plötzlich an Zürich erinnerten und die ganz anders klangen als die näselnden Töne des Cockneydialektes, die man von hinten aus unseren eigenen Linien hörte. Nun war ich, wo ich schon so lange hingewollt!

Andrew und ich sassen zusammen in einem Unterstand. Endloser Regen, Schnee und Graupelschauer verschlimmerten den Zustand unserer Gräben in jenen Novembertagen von 1915. Ich glaube nicht, dass jemals ein menschliches Wesen unter so entsetzlichen Bedingungen vegetieren musste. Kein Sadist hätte sein Opfer derart quälen können. Wir lebten wie die Ratten. Der Rattenfänger - der «Hunne» - wachte Tag und Nacht, um uns bei der geringsten Bewegung abzuknallen. Unter der Erde trieben die Deutschen Stollen vor, und wir wussten nie, wie weit sie es mit ihrer Maulwurfsarbeit gebracht hatten, bis in der Nähe eine Mine hochging.

Wir krochen zwischen Kot und zerstückelten Leichen umher. Wir zogen uns niemals aus. Unsere schweissgetränkten Kleider wurden unsere zweite Haut. Wir gruben uns in die Erde ein und schliefen

dort. Die Gräben der vordersten Linie hatten im letzten Kampf schwer gelitten. Wir machten gute Fortschritte beim Aufbau der Wälle aus Sandsäcken, aber der Boden war tief verschlammmt, und an den Seiten sickerte das Wasser durch. In unserem Abschnitt war der Graben eng, und da wir am Fusse eines Hügels lagen, rann der Regen ständig herein. Wir wälzten uns im Schlamm, den schon lange keine Laufbretter mehr bedeckten.

Andrew war ein unverbesserlicher Pessimist, wie ich bald herausfand. «Du wirst den Platz von Pat einnehmen», sagte er zu mir, als er mich zum erstenmal in den Unterstand mitnahm. «Gott sei seiner Seele gnädig. Er schlief hier so manche Nacht neben mir während der entsetzlichen Schlacht.»

«Ja, ich habe bereits von Pat gehört», sagte ich. Andrew sah über die Schlammwälle nach den tanzenden Schatten der Grabenbewohner, als wenn er Pat jeden Moment wiedersehen würde. «Armer Pat», seufzte er. «Es dauert wohl nicht mehr lange, bis ich ihm nachfolge. Nach dem Fegefeuer, das er hier unten durchgemacht hat, gelangte er bestimmt geradewegs in den Himmel. Gott weiss, was mir noch bevorsteht.»

«Red nicht immer so, Andrew», erwiderte ich gereizt. «Seit ich dich kenne, hast du dir stets den Tod prophezeit.»

«Mach dir um mich keine Sorgen, Freddie, alter Junge. Ich bin der letzte von unserer Gruppe, die vor sechs Monaten hieherkam. Alle anderen sind gefallen! Du musst noch ein bisschen mit mir vorliebnehmen. Aber ewig werd' ich auch nicht leben.»

«Reiss dich endlich einmal zusammen, verdammt nochmal.»

Der Kerzenstumpf brannte nieder. Einen neuen konnten wir nicht finden, aber das hatte nichts zu sagen. Wir tasteten im fahlen Licht der Morgendämmerung, das in den Unterstand fiel, nach unseren Gewehren und hängten unsere Gasmasken um. Jim, unser Bursche, erschien. Er zündete eine neue Kerze an, brachte uns unsere Proviantkiste und packte den Inhalt aus, legte unsere Rasierapparate auf ein Brett unter einen zerbrochenen Spiegel und zog dann aus, um Wasser zu holen.

Ein neuer Tag an der Front hatte begonnen. Der Unterstand war fast ständig unser einziger Schutzraum und Zufluchtsort. Es war dringend notwendig geworden, die Schützengräben tiefer auszuheben, wenn wir unsere Linien auch weiterhin halten wollten. Hüben und drüben war man zeitweise ziemlich abgekämpft, und die Schlacht von Loos war eigentlich mehr nur noch ein Kampf zwischen einzelnen Patrouillen.

Im Laufe des Novembers verschlechterte sich das Wetter, und gegen Ende des Monats sehnten wir alle einen starken Frost herbei, denn die feuchtkalte Luft drang bis auf die Knochen. Wir wickelten Fetzen von den Sandsäcken um unsere Stiefel und versuchten so, unsere Füße warmzuhalten. Wir stapften hin und her, wenn es möglich war. Unsere schlurfenden Füße glichen Kamelhufen. Die Ratten waren unsere nächtlichen Gefährten. Bei Einbruch der Dunkelheit wagten sie sich hervor, huschten, hin und her eilend, über uns, wenn wir schliefen. Ich beging den Fehler, etwas Schokolade in der Tasche meines Wetterschutzes zu lassen. Eines Tages, als ich angezogen da lag und schlief, frassen sie sich von innen her durch das Futter meiner Jackentasche und verschlangen den ganzen Rest meiner Schokolade.

Andrew besaß einen Affen als Maskottchen, der auf den Namen Fifi hörte. Das Tierchen war sehr zutraulich und erheiterte uns oft mit seinen Possen. Aber wehe, wenn in der Nähe eine Granate einschlug! Dann sprang das Äffchen mit einem schrillen Schrei das nächste menschliche Wesen an, umklammerte seinen Hals, keifte schreckverstört und grub seine scharfen Klauen tief in die Schultern des Beschützers.

Eine Woche lang kämpften wir unaufhörlich, um unsere Linien zu halten. Tags schoss man aus dem Hinterhalt und warf Handgranaten, Maschinengewehre knatterten abwechselnd auf beiden Seiten. Hin und wieder ging man auf Nachtpatrouille hinter die feindlichen Linien, um Gefangene zu machen, deren Aussagen uns über die Absichten des Feindes aufklären konnten. Bald erhielt ich auch Ratsschläge, wie ich mich bei den nächtlichen Patrouillen ins Niemandsland zu verhalten hatte. Das war etwas ganz anderes als die fast an Untätigkeit grenzende Routinearbeit im Schützengraben. Ein älterer

Unteroffizier verriet mir, wie man sich Bodenmulden, die nicht tiefer als fünfzehn Zentimeter waren, zunutze machen konnte. Sobald das Feuer auf einen eröffnet wurde, verhielt man sich still und blieb regungslos liegen.

Wir krochen jeweils bis zu den deutschen Drahtverhauen vor und dann ihnen entlang. Jedesmal, wenn Mündungsfeuer die Nacht erhellte, pressten wir uns an den Boden. Sobald wir aber in einem Granattrichter in Sicherheit waren, schoben wir den Stahlhelm vors Gesicht und schauten, die Augen in Bodenhöhe, durch eine Bodensenkung nach Anzeichen aus, die auf einen Angriff der Deutschen hindeuteten. Einige Minuten lang hörte ich einmal einem deutschen Wachposten zu, der «Die Wacht am Rhein» vor sich hin piffte. Er war keine zwanzig Meter weit von mir entfernt. Bei der Rückkehr in unsere Gräben erwartete uns eine Tasse heissen Kakaos. Danach schliefen wir fest, bis uns die im Dämmerlicht des kommenden Tages hin und her huschenden Ratten weckten.

Das aufregendste Erlebnis all dieser von Tatendrang erfüllten Fronttage war der Anblick des ersten Deutschen. Er war ungefähr sechshundert Meter von mir entfernt und hatte den Mut, fast aufrecht stehend an einem Stück Stacheldraht zu arbeiten. Der Mann bot auf diese Entfernung ein gutes Ziel. Sehr wahrscheinlich wusste er dies, denn er verschwand sofort wieder. Kurz darauf gewahrte ich mehrere Deutsche – oder vielmehr ihre Helme –, die sich hinter den Sandsackwällen der ersten feindlichen Linie bewegten. Voller Begeisterung hastete ich zum nächsten Maschinengewehrposten. Die «Jerries» waren immer noch zu sehen. Der Unteroffizier, der das Maschinengewehr bediente, machte mir Platz. «Denen will ich eine Ladung auf den Pelz brennen», meinte ich aufgeregt. Der Unteroffizier, ein stämmiger, hochgewachsener Mann, hiess Slattery. Es kam mir gar nicht in den Sinn, dass er ja schon längst hätte feuern müssen. Ich schickte einige Feuerstösse zu den Deutschen hinüber und sah mit Vergnügen, dass einige der Helme verschwanden. Dann sagte der Unteroffizier: «Verzeihen Sie mir, wenn ein altes Grabenschwein seinem vorgesetzten Offizier einen Rat gibt. Aber die Helme, auf die Sie schießen, sind nur Attrappen. Der ‚Jerry‘ hält uns zum Besten und

will uns glauben machen, dass er den Kopf über den Grabenrand hebt. In Wirklichkeit aber sitzt er tief unten im Graben, isst seine Bockwurst mit Sauerkraut und lässt sich's wohl ergehen. Ich bin sicher, dass die dort herumwackelnden Helme nur auf langen Stangen thronen. Es ist ein Spass, den sie sich mit uns erlauben, damit wir Munition verfeuern.» Etwas beleidigt zog ich mich zurück.

Als guter Scharfschütze wurde ich bald dazu erkoren, mich als Heckenschütze zu betätigen. Ich brannte darauf. Nur zu bald erfuhr ich-und zum letzten Male -, wie es einem dabei ergehen kann. Weit und breit der einzige geeignete Punkt dazu war der dicke Strunk eines uralten Baumes, der wie durch ein Wunder alle bisherigen Beschüsse der Deutschen und Engländer überlebt hatte. Wie ein erhobener Finger stand der Baum zwischen den Gräben unserer ersten und zweiten Linie. Noch vor Einbruch der Dämmerung brach ich auf, um meine Stellung zu beziehen. Meine chamäleonartig gefleckten Überkleider sollten mich einem der oberen Baumäste gleichen lassen und so unsichtbar machen.

Zweimal konnte ich im Laufe des Morgens auf Deutsche schießen, bevor sie mich entdeckten. Beim dritten Mal hatten sie wohl meinen Standort ausgemacht, denn innerhalb der nächsten Minuten nahmen mich Maschinengewehre aus verschiedenen Richtungen unter Feuer. Schneller als ein Eichhörnchen kletterte ich von meinem Baum hinunter und warf mich flach auf den Boden. Keuchend lag ich da, als die Kugeln in den Baum einschlugen. Glücklicherweise wurde ich nie wieder mit dieser Aufgabe betraut.

Nach einer Woche zogen wir uns in die Stellungen bei Mazingarbe zurück, wo Major Stubbs uns bestätigte, dass der Rest unseres Bataillons in ein Pionierbataillon der ersten Division umgeformt werden sollte. Meine schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich also. Von Ende November bis Anfang Februar 1916 - davon zwei Monate härtesten Winters - brachten wir unser Leben damit zu, die demoralisierendste Arbeit zu leisten, die man sich nur denken kann. Jeden Abend bei Einbruch der Dunkelheit gingen wir - hin und wieder unter Granatfeuer-von Mazingarbe zu den Gräben. Die Offiziere trugen Revolver, Unteroffiziere und Mannschaft Gewehre. In einem Un-

terstand der Reservelinie - einem vorgeschobenen Materialdepot - vertauschten wir unsere Waffen mit Schaufeln, Pickeln, Spaten und Sandsäcken. Dann schufteten wir unter den widerlichsten Umständen ununterbrochen bis eine Stunde vor Anbruch des Morgens. Wir besserten die Gräben aus. Uns graute vor so viel Dreck, Ratten und Feinden. Die Dunkelheit war undurchdringlich. Ich kann mich nicht erinnern, dass auch nur ein einziges Mal der Mond schien. Wolkenbrüche, Schlamm und Schnee waren unsere ständigen Begleiter und liessen nicht von uns ab. Wir füllten Sandsäcke auf, entwässerten die Gräben, gruben die Laufplanken aus und setzten sie wieder instand, so lange, bis wir mehr im Dreck herumgewühlt hatten als irgendein Kloakenräumer und unsere Augen eine Ratte schneller entdeckten, als eine Eule es vermocht hätte. Nach kurzer Zeit konnten wir schon beinahe schlafend graben. Immer wieder graben, graben, sich aufrichten, weitergraben, auf den Knien graben, im Sitzen graben, graben, graben. Bei Tagesanbruch waren wir eine demoralisierte, murrende Rotte, wie Kanalisationsarbeiter von oben bis unten bis zur Unkenntlichkeit mit Dreck besudelt - Dreck im Haar, in den Augen, den Ohren, zwischen den Zähnen, nass bis auf die Haut. Bei dem schneidenden Wind war unser Schweiss am Körper gefroren. Zudem erlitten wir fast jede Nacht Verluste - und galten dabei nicht einmal als kämpfende Truppe.

Das Gemeinste an der ganzen Geschichte war aber, dass wir beinahe den ganzen Ruhetag brauchten, um uns zu reinigen und unsere Kleider zu trocknen, dabei jedoch stets wussten, dass am Abend alles wieder von vorn begann. Bei jeder Gelegenheit beklagte ich mich bei O'Brien. «Da komm' ich so schnell wie nur möglich von Italien hierher, um zu kämpfen», pflegte ich gewöhnlich zu argumentieren, «statt dessen werde ich zur Sanitätstruppe abgeschoben, sehe ein ganzes Jahr lang nichts von der Front, und dann, nachdem ich nur eine Woche in der Feuerlinie lag, gibt man mir diesen Job. Hier werde ich wohl auch mein Leben aushauchen, nachdem man mich in die Luft gejagt hat, während ich den Bau einer Latrine überwache, und bei alledem gelte ich nicht einmal als kämpfender Soldat.»

Andrew schien der einzige zu sein, der es gelassen nahm. «Fifi

geht's hier bei Mazingarbe viel besser als in der vordersten Stellung», sagte er gewöhnlich; «lass dir das einen Trost sein, Freddie.» Andrew schien sich jetzt viel wohler zu fühlen.

Den ganzen Januar hindurch kamen neue Gruppen junger Iren an, die frisches Blut in das Regiment brachten. Sie brannten darauf, zu kämpfen. Und als dann endlich im Februar die Nachricht durchsickerte, dass das Bataillon wieder mit der dritten Brigade vereint werde, besserte sich unsere Stimmung über Nacht. Die Pionierarbeit hatte die Moral der alten Soldaten langsam zersetzt. In meinem ganzen langen Soldatenleben habe ich selten eine solche Veränderung feststellen können, wie ich sie damals bei der Truppe wahrnahm. Am Tage bevor uns die Neuigkeit erreichte, sahen die Männer aus, als wenn sie überhaupt keinen Kampfgeist mehr hätten. Am Tage danach waren sie bereit, es mit einer ganzen deutschen Division aufzunehmen.

Für uns begann jetzt ein wundervolles Leben. Abwechslungsweise bezogen wir die vordersten Stellungen. Das Wort «wundervoll» ist ein zu schwacher Ausdruck für das, was ich nach der monatelangen Dreckarbeit empfand. Unser Abschnitt war einer der gefährlichsten, und es war immer etwas los, wenn auch keine grossen Gefechte stattfanden. Während zweier verhältnismässig ruhiger Monate verloren wir sechzig Mann allein durch Störfeuer. Sie waren entweder gleich tot oder schwer verwundet. Dann kam kaltes Wetter, und der Schlamm verschwand. Die Männer versuchten sich gegenseitig zu helfen, so gut es ging, aber trotzdem erlagen vierzig dem Graben- fieber oder erfroren. Dann explodierte eine Granate schweren Kalibers über unseren Maschinengewehrstellungen - meine Gruppe befand sich zu diesem Zeitpunkt gerade hinter den Linien. Achtzehn Männer kamen dabei um, unter ihnen auch Slattery, den ich als guten Freund schätzen gelernt hatte. Andrew war trotz seinen düsteren Vorahnungen immer noch fest am Leben.

Ganz in der Nähe meines Unterstandes hatten wir in der Mitte unseres Abschnittes einen gepanzerten und mit Sandsäcken gut untermauerten Spähposten errichtet. Etwas über Bodenhöhe befand sich ein Loch, von dem aus wir die Gräben des Feindes überblicken konn-

ten. Etwa einen Monat lang leistete uns dieser Posten vorzügliche Dienste. Plötzlich erwischte es aber unsere Späher einen nach dem anderen – alle durch Augenschüsse. Wir konnten uns diese Verluste nur dadurch erklären, dass die Deutschen einen vorzüglichen Hecken-schützen eingesetzt hatten, dessen Standort wir aber nicht ausmachen konnten. Erst bei einem Nachtangriff, wobei wir Gefangene machten, entdeckten wir zufälligerweise das Versteck dieses Schützen. Gut gedeckt hinter einer doppelten Lage von Sandsäcken, war ein Gewehr an einem Stahlgerüst befestigt. Mit Hilfe eines Fernrohrs hatte man das Visier genau auf das Loch in unserem Ausguck eingestellt. Wie uns einer der Gefangenen erzählte, erschien das Ausguckloch weiss, wenn niemand von uns hinauschaute. Der Soldat am Gewehr hatte nichts anderes zu tun, als den Schlitz zu beobachten und abzudrücken, wenn er sich verdunkelte.

Ende März verliess uns Andrew, um zu seinem eigenen Regiment zurückzukehren. Im Grunde genommen war er traurig darüber. Er und ich und Fifi waren gute Freunde geworden. Ich hatte Andrew wegen seines ausgeprägten Sinns für Humor schätzen gelernt, dem er oft mit leichter, feiner Ironie Ausdruck verlieh, so dass ich mich stundenlang amüsieren konnte. Nur wenige Wochen nachdem er uns verlassen hatte, ereilte ihn das Schicksal, das er schon so lange vorausgeahnt hatte. Bei einer Nachtpatrouille erhielt er einen tödlichen Kopfschuss. Aussergewöhnlich bei seinem Tode war nur, dass in diesem Augenblick auch Fifi verschwand. Trotz wiederholten Nachforschungen fand ich das Äffchen nicht wieder und erfuhr auch nie, was aus ihm geworden war. Niemand schien etwas über sein Verbleiben zu wissen.

DAS KRATERKOMMANDO

Im Winter 1915/16 begann der Minenkrieg. Die Deutschen hatten es dabei besonders auf das Gebiet von Loos abgesehen. Wir wussten, dass sie versuchten, Stollen unter unsere vordersten Stellungen zu treiben, und wir wussten auch, dass eines Tages oder Nachts die Minen - und wir damit - hochgehen würden. Eine Gruppe Royal Engineers verbrachte eine Nacht in unseren Stellungen. Diese Männer krochen, behängt mit seltsamen kastenartigen Geräten und mit Gummischläuchen, die wie Stethoskope aussahen, im Niemandsland und in den Gräben herum. Am nächsten Morgen brachten sie uns die «frohe Botschaft», dass sie deutlich gehört hätten, wie die Deutschen in der Richtung auf unsere Stellungen hin gruben. Danach informierten sie uns in gewissen Zeitabständen über die Fortschritte, welche die Deutschen machten. Eines war sicher: Solange sie gruben, bestand keine Gefahr. Erst wenn die Grabarbeit aufhörte, dann wurde die Sache gefährlich.

Wir wechselten mit den South West Wales Borderers ab. Jede Einheit war eine Woche lang in der vordersten Linie und die folgende in Reserve. Jedesmal, wenn die Royal Engineers berichteten, dass keine Grabgeräusche mehr zu hören seien, waren wir gewärtig, in ein Himmelfahrtskommando verwandelt zu werden. Die Männer unseres Bataillons, das einen Abschnitt von rund einem Kilometer in den vordersten Stellungen besetzt hielt, wurden dann ziemlich nervös und machten kein Hehl aus ihrer schlechten Laune. Das Wochenende befreite uns jeweils von dem nervenaufreibenden Alpdruck, und es war an den armen Teufeln vom anderen Bataillon, Tag und Nacht das Wühlen der unheimlichen Maulwürfe zu belauschen.

Als die South West Wales Borderers eines Nachts bei grimmiger Kälte aus ihren Stellungen zurückkehrten, hörte man den folgenden, eine gehörige Portion Galgenhumor verratenden Dialog:

«Was macht die Mine, Paddy?»

«Sie ist sicher genau unter uns.»

«War da unten noch etwas los?»

«Ja, es brodelt, es brodelt wie die Kartoffeln in Mutters Topf, kurz bevor sie überkochen.»

«Verdammt noch mal, Mann.»

«Lange Zeit hat man während der letzten beiden Tage überhaupt nichts gehört – das bedeutet, dass sie das Dynamit heranschaffen.»

«Vielleicht ist auch das Stützdach eingefallen?»

«Ich sage dir doch, es herrscht schon lange Ruhe – wenn auch nicht völlige Ruhe. Da du ja selbst ein Mineur bist, wirst du wohl wissen, was das bedeutet. Also, auf Wiedersehen, alter Druid! Wir werden an dich denken, wenn du im Himmel die Englein singen hörst. Und grüss meine Grossmutter herzlich. Sie wird schon auf Nachricht von mir warten.»

Wenn eine Woche später wir zurückkamen, neckten sie uns: «Da bist du ja, Paddy, es tut gut, dich wiederzusehen. Ja, tatsächlich, ich hab' bis heute nicht daran geglaubt, dass ich so froh sein würde, deine hässliche Visage wiederzusehen.»

«Um Himmels willen, hör auf zu quasseln und erzähl mir lieber, wie weit sie mit der Mine sind.»

«Teufel, Paddy, das hab' ich ganz vergessen! Aber wenn du schon danach fragst – eine Woche lang ist es mucksmäuschenstill gewesen! Du wirst es nicht für möglich halten – ich bin geradezu froh, diesem gottverdammten Ferienparadies den Rücken zeigen zu können. – Wiedersehen; ich hoffe, der Pastor hat dich gut auf das bessere Jenseits vorbereitet.»

Mehrere Wochen lang spannten uns die Deutschen auf die Folter. Da unten wurde bestimmt die grösste Sprengung aller Zeiten vorbereitet. Dann kamen uns andere Gerüchte zu Ohren. Unser Abschnittskommando habe beschlossen, ebenfalls einen Tunnel voranzutreiben, und zwar unter demjenigen der Deutschen. Hätte man

dann den Tunnel der Feinde erreicht, würden sie in die Luft gesprengt. Uns schien das ganz einfach höherer Blödsinn! Die Deutschen waren uns mit ihrer Grabarbeit weit voraus. Wenn sie etwas von unserer Buddelei hörten, wussten sie ja, was sie zu tun hatten. Und der Lauf der Ereignisse sollte uns recht geben ...

Zu dieser Zeit erliess das Divisionskommando Vorschriften, wie wir uns im Falle einer Minenexplosion zu verhalten hätten. Durch die Explosion werde ein Hügel von der Grösse eines kleinen Vulkans aufgeworfen. Oben entstehe ein kleiner Krater. Das Ziel des Unternehmens - wie man uns zu unserer masslosen Überraschung mitteilte - sei nicht etwa, uns in die Luft zu jagen - dafür lohne sich nämlich die ganze Grabarbeit nicht -, sondern eben dieser Hügel, von dessen Spitzenkrater aus einige deutsche Maschinengewehre einen grossen Teil unserer Gräben vollständig beherrschen könnten. Die Deutschen hätten diese Taktik schon an anderen Orten mit Erfolg angewendet. Sie hatten den Gipfel des neu entstandenen Hügels gestürmt und sich dann oben eingenistet.

Die beste Gegenmassnahme war, ihnen bei der Erstürmung des Gipfelkraters zuvorzukommen. Ein überaus genialer Kopf im Divisionshauptquartier hatte bei einer Konferenz der Staboffiziere einen Vorschlag zur Lösung dieses Problems gemacht: Eine neue Einheit sei zu schaffen: das Kraterkommando. Dieses Kraterkommando sei von einem Krateroffizier anzuführen und sollte nach der Explosion blitzschnell in Aktion treten, den Hügel erobern und die Deutschen zurückschlagen, bevor sie sich dort oben verschanzen konnten. Natürlich wurde ich zum Krateroffizier ernannt.

Noch heute erinnere ich mich genau, wie die Explosion begann. Zuerst hob sich die Erde unter dumpfem Grollen unter meinen Füssen. Es war fast wie bei einem Erdbeben. Das Rumoren schwoll zu einem krachenden Donner an - dann verlor ich das Bewusstsein. Später konnte ich mich auch nicht mehr entsinnen, was ich kurz vor der Explosion getan hatte. Ich erinnere mich nur noch an das Anschwellen des Donners.

Nach und nach kam ich wieder zu mir und stellte fest, dass ich verschüttet war. Als ich meine Augen öffnen wollte, rann mir der

Sand hinein. Überall um mich herum war Erde, und ich konnte mich kaum bewegen. Dann wurde mir bewusst, dass ich ja noch atmete. Weit entfernt glaubte ich eine Stimme zu hören, welche rief: «Kraterkommando!» Ich horchte angestrengt. Wieder erscholl der Ruf: «Kraterkommando!» Aber da dämmerte mir, dass er nur in meinem Kopf ertönte. Ich bekam meine linke Hand frei und begann mich auszuschaukeln. Eine Ewigkeit verging, bis ich mich von der kreidehaltigen Erde befreit hatte. Ich lag am Abhang eines Hügels. Die Nacht war stockdunkel und wurde nur hie und da von irgendeinem Feuerwerk erhellt. Ich fragte mich, welchen Wochentag wir hatten, doch konnte ich mich nicht daran erinnern. Dann dachte ich an Mailand, und meine Gedanken kreisten um das Fahrradrennen, das ich früher einmal organisiert hatte. Ja, ich konnte mich sogar noch an den Namen des Siegers erinnern: Pignoli - richtig, so hiess er. Wieder fiel ein wunderschönes Feuerwerk über mir vom Himmel. Es schillerte prächtig grün. Gleichzeitig krachte es wie am jüngsten Tag. Erdspritzer trafen mich, und ich fiel aufs Gesicht zurück.

Über mir war die Hölle los. Fortwährend erstrahlten Lichter am Himmel, auf die völlige Schwärze folgte. Maschinengewehre knatterten. «Krieg! - und ich mitten drin!» Wie ein Schlag traf mich die Erinnerung. Jetzt hörte ich auch wieder das «Kraterkommando!» - «Mein Gott, ich bin ja Krateroffizier!» Blitzartig fuhr mir dieser Gedanke durch den Kopf - dann wusste ich nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, lag ich irgendwo in der Nähe des Kraters. Der Boden um mich herum war unheimlich grell erleuchtet. Mein Helm war fort, ich musste vorsichtig sein. Ganz in der Nähe erblickte ich einen Graben, sein Drahtverhau war niedergerissen, und die Sandsäcke lagen überall in wildem Durcheinander herum. Dort, wo der Hügel sich erhob, verschwand der Graben. «Auf Hunderte von Metern ist der Graben verschüttet», durchfuhr es mich, und ich hob meinen Kopf, um besser sehen zu können.

Vor mir - ganz in der Nähe - ging ein ohrenbetäubendes Ge-
knatter los und zerriss mir beinahe die Trommelfelle. Ich presste

meinen Kopf auf die Erde. Beim Anblick des verschütteten Grabens musste ich an die Geschichte vom Rattenfänger von Hameln denken. Wie viele Kameraden waren für immer diesem Berg zum Opfer gefallene. Der grösste Teil der Kompanie musste darunter liegen. Wie viele wohl? Mehr als hundert waren vielleicht auf einen Schlag erledigt worden. Ich merkte, dass mir übel wurde. «Reiss dich endlich zusammen und hau ab!» war mein nächster Gedanke.

Als die nächste Leuchtkugel erlosch, rannte ich los. Ich erreichte die Brustwehr, stolperte und fiel in den Graben. Genau in diesem Moment eröffnete ein Maschinengewehr das Feuer auf mich. Das Hinfallen rettete mein Leben. Die Kugeln peitschten in den Schlamm über mir. Alle viere von mir gestreckt, begann ich aus Leibeskräften zu brüllen: «Kraterkommando! Kraterkommando!»

Eine tiefe Stimme in einem irischen Dialekt sagte ganz dicht neben mir: «Bei Gott – er ist übergeschnappt!»

Plötzlich wurde ich mir wieder der ganzen Verantwortung bewusst, die auf mir lastete. Ich watete den Graben entlang durch den halb gefrorenen Schlamm und beugte mich nieder, um in die Gesichter zweier Männer zu blicken, die zusammengekrümmt am Boden lagen. Nacheinander fragte ich sie: «Gehören Sie zum Kraterkommando?» Sie verneinten. Ich kroch in einem halb zusammengefallenen Graben auf Händen und Knien weiter, bis ich ein Gesicht mit einer roten Knollennase erblickte. Ich erkannte den Mann sofort. Es war der Unteroffizier meines Kraterkommandos.

«Wir müssen verdammt schnell etwas unternehmen. Können Sie nicht die anderen suchen?» «Dass ich überhaupt noch am Leben bin, ist das einzige, was ich zur augenblicklichen Lage der Dinge beitragen kann. Haben Sie gesehen, was sie gemacht haben? Blicken Sie sich einmal um.» Ich spähte durch einen Spalt zwischen den Sandsäcken und sah vor mir etwas, das einem riesigen Berg glich. Er erinnerte mich an die Schlackenhaufen im Hinterland. Die Deutschen hatten die Kuppe bereits besetzt. Ich beobachtete voller Wut, wie sie eifrig Sandsäcke herbeischafften und sie am Kraterand aufstapelten. Dort oben mussten mindestens drei Maschinen-

gewehre sein. Sie feuerten munter in der Gegend herum, wenn die Leuchtkugeln die Ebene vor ihnen erhellten.

«Gut», sagte ich, «das ist genau die Stellung, die wir zurückerobern müssen.»

«Aber womit?» hörte ich die klägliche Stimme meines Unteroffiziers. «Wir haben keinen einzigen Mann, kein einziges Gewehr. Und ich habe meine Stiefel verloren und mein Bajonett. Ich kann nur drei Mann von uns sehen, und die haben bestimmt alle eine Gehirnerschütterung.»

Wir bückten uns tief und lehnten uns Seite an Seite an die vordere Wand des Grabens.

«Wir müssen etwas unternehmen.»

«Wir könnten mit Schlamm nach ihnen werfen.»

«Wann haben sie uns in die Luft gejagt?» fragte ich.

«Schon vor einiger Zeit.»

«Wie spät ist es jetzt?»

Wir sahen beide auf unsere Uhren. Meine war stehengeblieben. Der Leuchtzeiger stand auf acht.

«Ich schätze, dass es ein Viertel vor neun ist.»

Ich sah auf das Zifferblatt seiner grossen «Ingersoll». «Du Heber Himmel. Dreiviertel Stunden. Ich muss ja irrsinnig lange verschüttet gewesen sein.»

«Sie haben noch Glück gehabt», sagte der Unteroffizier. «Die Kompanie ist wie weggefegt, alle lebendig begraben, wenn sie nicht schon bei der Explosion dran glauben mussten.»

Die vorderste Stellung, bei der die Mine hochgegangen war, befand sich noch einige Tage in grösstem Durcheinander. Mein Unteroffizier zählte schliesslich drei Überlebende unseres Kraterkommandos. Ursprünglich waren wir zwanzig Mann gewesen. Aber diese Tatsache verschonte mich nicht vor der Strafe, die ich erhielt, weil ich als Krateroffizier versagt hatte. Als der Offizier vom Divisionsstab in das Hauptquartier unserer Stellung kam, um uns vorzuhalten, wie kläglich wir versagt hätten, scheute er keine Mühe, uns klarzumachen, dass die Mine nur winzig und der entstandene Hügel völlig unbedeutend gewesen sei. Unser geplan-

ter Tunnel hatte die Deutschen veranlasst, die Mine zur Explosion zu bringen, bevor sie am richtigen Platze installiert war.

Zur Strafe wurde ich zum Führer des «Black-Watch»-Bataillons ernannt, dem die Ehre zukam, den Hügel zurückzuerobern. Es unterstrich die Bedeutung des Unternehmens, dass das Bataillon achthundert Mann zählte. Ich nahm meine Strafe gleichgültig hin und schämte mich nicht im Geringsten.

Ein Hauptmann des «Black Watch» war mein Verbindungs-offizier. Er war ein netter Bursche und hatte Sinn für Humor. Als wir uns zum erstenmal trafen, führten wir ungefähr folgendes Gespräch:

«Sehen Sie den Hügel dort drüben?»

«Ja», sagte er, «er verdeckt fast die Sonne.»

«Man hat mich beauftragt, Sie dorthin zu führen.»

«Ich verstehe. Ich nehme an, dass Sie ihn gut kennen.»

«O ja - vor allem von innen», erwiderte ich.

«Er hat wohl so seine Eigenheiten?»

«Eigenheiten? O ja, vor einigen Tagen war er noch nicht da!»

«So wissen Sie also genau so wenig darüber wie ich?»

«Genau. Es wird mir eine grosse Freude sein, Sie begleiten zu dürfen. Aber ich kann Ihnen den Weg leider nicht zeigen.»

Ich nahm an dem erfolgreichen Gegenangriff teil, ohne dabei einen Kratzer abzubekommen.

ICH WERDE BEOBACHTER

Der Luftkrieg wurde 1916 eine ernst zu nehmende Angelegenheit. Aufklärungsflüge und heftige Luftkämpfe über den Gräben brachten Abwechslung in die Zeit zwischen den Nachtpatrouillen, bei denen unser Leben immer nur an einem Faden hing. Ich konnte mich an dem fesselnden Schauspiel nicht sattsehen, wie die zerbrechlichen Kisten über uns in der klaren Luft kämpften, wie Möwen kreisten oder im Sturzflug herunterstachen. Diese Männer gingen in den Kampf wie Gladiatoren! Wenn sich feindliche Maschinen in der Luft begegneten, war es jedesmal ein Kampf auf Leben und Tod. Die Zuschauer in den Schützengräben feuerten sie durch Zurufe an, und ihr Einsatz konnte nur mit einem phantastischen Kampf in einer römischen Arena verglichen werden. Jeder Absturz bot ein beklemmendes Schauspiel. Das getroffene Flugzeug fiel kampfunfähig oder sogar brennend, eine Fahne schwarzen Rauches wie einen Kometenschweif hinter sich herziehend, schneller und schneller vom Himmel; dann schlug es irgendwo hinter den Hügeln dumpf auf. Die Männer in den Gräben, die zur Siegerpartei gehörten, schrien dann immer so lange, bis ihnen die Kehle wehthat, und wenn dieses Freudengeheul aus den Gräben aufstieg, war es einige hundert Meter entfernt auf der Seite der Besiegten totenstill.

Anfangs 1917 traf ich - als ich gerade einmal Amiens besuchte - Leutnant Edgar Golding, einen Flieger des dritten Geschwaders des Royal Flying Corps. Golding war ungefähr in meinem Alter, vielleicht ein Jahr älter. Er hatte gewelltes braunes Haar und lächelte immer freundlich. Im Laufe des letzten Jahres war ich zum Kompaniekommandanten befördert worden, hatte den Grad eines

Hauptmanns erhalten und war deshalb stolzer Besitzer eines Pferdes – Rex – und eines Stallknechts. Golding hielt grosse Stücke auf Rex und wollte ihn einmal entleihen, um einen Ritt um seinen Flugplatz zu machen.

«Einverstanden», sagte ich zu ihm, «ich gebe Ihnen Rex mit Vergnügen – vorausgesetzt, dass Sie mich auf einen kurzen Rundflug in Ihrem Flugzeug mitnehmen.»

So erhielt ich meine Lufttaufe. Ein Besuch auf dem Flugplatz und der Einblick in das Leben, das die jungen Piloten führten, dazu noch ein kurzer aber eindrücklicher Flug, bewogen mich, um meine Versetzung zur Luftwaffe einzukommen. Es konnte ein flottes, vielleicht aber auch ein kurzes Leben werden! Lange genug hatte ich wie eine Ratte gelebt, mit der einzigen Aussicht, wie jeder andere zu krepieren, ohne jemals wirklich mit einem Feind Mann gegen Mann gekämpft zu haben. Das herrliche Bewusstsein der Losgelöstheit von der Erde, das ich bei meinem kurzen Flug empfunden hatte, die Aussicht, wieder Herr meiner Entschlüsse und für mich alleine verantwortlich zu sein, bestärkten mich in meinem Vorhaben.

Golding riet mir, mich vorläufig als Beobachter zu bewerben. Das Royal Flying Corps habe viel zu wenig, so dass die Aussicht, angenommen zu werden, grösser sei, als wenn ich mich als Pilotenanwärter melden würde.

Während der letzten Februarhälfte und im März war ich wieder in den Stellungen. Mein Gesuch wurde schon anfangs März bewilligt. Aber zu jener Zeit, da die schweren deutschen Bombenangriffe nicht nachliessen und die Neuigkeit über meine bevorstehende Versetzung höchst feindselige Gefühle bei meinen Offizierskameraden ausgelöst hatte, wusste ich nicht recht, was ich tun sollte. Als ich meinem vorgesetzten Offizier von meinen Plänen erzählte, zeigte auch er wenig Begeisterung, erst recht nicht, als mein Gesuch angenommen wurde. Er sagte mir, dass die schweren Kämpfe jetzt wieder losgehen würden. Ob ich denn fahnenflüchtig werden wolle? Andere der «Munsters» schrieben mich als einen Dummkopf ab, und einige gaben mir sogar zu verstehen, dass ich

ein Verräter sei. Diese Reaktion meiner Kameraden machte mir schwer zu schaffen. Den ganzen März hindurch war ich unzufrieden und über mich selbst nicht im Klaren. Mit allen Fasern zog es mich zur Fliegerei. Sicher war dabei auch ein romantisches Geltungsbedürfnis mit im Spiel; aber ich wollte gerne sterben, wenn ich nur fliegen durfte. Und wenn ich wirklich umkommen musste, dann wollte ich wie ein Komet untergehen, mit der Befriedigung, mich mit einem sichtbaren Feind im Kampfe gemessen zu haben.

Die Disziplin in der Armee störte mich nicht, da sie einen doch lehrte, sich als Einzelner in eine Ganzheit zu fügen. Ich anerkannte diese Notwendigkeit durchaus. Ein Rebell im wahren Sinne des Wortes war ich sicher nicht. Aber gegen meine Überzeugung, dass der Grabenkampf von 1916/17 ein Krieg für Ratten und nicht für Männer war, konnte ich kaum mehr ankämpfen. Ich verachtete mich, verachtete den Stellungskrieg, weil er einem sinnlosen Massengemetzel gleichkam. Er war ein Krieg der Generäle und Politiker geworden. Er hatte nichts mehr mit individueller Tapferkeit zu tun, war nur noch eine Frage der Versorgung geworden: wessen Industrie schneller arbeitete und wer ein grösseres Aufgebot an Wissenschaftlern und Ingenieuren einzusetzen vermochte. Diese Überlegungen bestärkten mich in meinem Entschluss, während meine persönlichen Beziehungen zu den «Munsters» mich zögern liessen. Allerdings musste ich mir eingestehen: Zu den «Munsters» war ich ja nur durch eine Laune des Schicksals gekommen. Das einzige, was mich zurückhielt, war die Aussicht auf die schweren Kämpfe, die es bei der deutschen Offensive im Frühjahr geben würde. Jetzt hoffte ich nur noch, sie würden einsetzen, bevor ich versetzt wurde. Aber die schweren Schneefälle im März verunmöglichten grosse Kampfhandlungen. Die Deutschen griffen nicht an, und so wurde es April, und ich wurde abberufen.

Schon wenige Tage später begann in Brooklands in der Nähe von Byfleet in Surrey der Einführungskurs bei der Luftwaffe, in dem ich zum Artilleriebeobachter geschult wurde. Bei meiner Arbeit trug ich noch immer Uniform und Abzeichen der «Munsters».

Ende April war ich wieder in Frankreich und wurde zu meiner grössten Freude zum dritten Geschwader abkommandiert, das aus achtzehn Flugzeugen bestand und auf einer Hochebene in der Nähe von Amiens ungefähr zwanzig Meilen hinter der Front stationiert war. Wir flogen Moräne Parasols. Eine Maschine dieses Typs hatte den ersten Zeppelin heruntergeholt. Mein Freund Golding, der jetzt schon sechs Monate Flugerfahrung besass, nahm mich unter seine Fittiche. Er bekam von seinem vorgesetzten Offizier die Erlaubnis, mich als Hilfsbeobachter mitzunehmen. So flogen wir jeden Tag zusammen, und er brachte mir viele Tricks bei, die ein Flieger damals zur Selbstverteidigung kennen musste.

Die Parasol flog mit ungefähr hundertdreissig Stundenkilometern; ihre Höchstgeschwindigkeit war hundertfünfundvierzig. Bodenschützen konnten sie nur schwer treffen. Darum machten wir uns ihretwegen auch nie ernsthaft Sorgen. Wir interessierten uns vielmehr für die deutschen Flugzeuge. Die Bewaffnung bestand aus einer doppeläufigen Lewis, einem leichten Maschinengewehr, das vom Beobachter bedient wurde und mit dem man nach allen Richtungen schiessen konnte, mit Ausnahme eines kleinen Winkels in der Flugrichtung. Dies verhinderte, dass der Schütze in der Hitze des Gefechtes auf den vor ihm placierten Piloten oder auf den Propeller feuerte. Der Pilot selbst bediente ein starr eingebautes und mit dem Propeller synchronisiertes Maschinengewehr. Damit konnte er auf alle direkt in der Flugrichtung liegenden Ziele schiessen. Parasol - Sonnenschirmchen - war genau die richtige Bezeichnung für diesen Flugzeug. Es war ein Eindecker und ein für jene Tage ungewöhnlicher Typ. Die Tragflächen waren aussergewöhnlich breit und hatten eine starke, gleichmässige Oberflächenkrümmung - etwa wie eine Strasse der zwanziger Jahre. Die Spannweite der Tragflächen betrug elf und die Länge des Rumpfes sieben Meter. Die Gipfelhöhe war mit dreitausendsechshundert Metern angegeben, und der Aktionsradius belief sich bei Windstille auf dreihundert Kilometer - hundertfünfzig Kilometer hin und hundertfünfzig zurück. Für damalige Begriffe war es ein schönes Flugzeug; wie ein Falke glitt es über das Schlachtfeld dahin.

Einer der grössten Reize der Fliegerei jener Tage lag ohne Zweifel in der «Zerbrechlichkeit» der Maschinen. Wir kamen uns tatsächlich vor, als sässen wir auf dem Rücken eines Vogels. Wenn die hölzernen Verstrebungen brachen oder eine Tragfläche nachgab, wenn die Maschine an einer empfindlichen Stelle getroffen wurde, gab es keine Chance mehr, denn Fallschirme kannte man damals noch nicht. Das Flugzeug reagierte auf jeden Windstoss wie eine in die Luft geblasene Feder. Seiten- und Höhensteuer waren sehr gross dimensioniert, was der Maschine eine ungewöhnlich gute Manövrierfähigkeit verlieh. Leider konnte sich der Motor der Parasol nicht mit demjenigen der Fokker messen, die damals von den Deutschen mehrheitlich geflogen wurde, doch dieser Nachteil wurde durch ihre grössere Wendigkeit wieder ausgeglichen. Mit der Moräne Parasol wurden die ersten Loopings versucht!

Endlich kam der grosse Tag, an dem ich zum ersten Male mit Golding über die Front flog. In der Gegend von Bethune konnte ich meine Freude nicht länger unterdrücken. Dort unten, mehr als sechshundert Meter unter mir, sah ich die altbekannten Marksteine. Wie Striche auf einer Karte lagen sie unter mir, die Gräben, in denen ich herumgekrochen war und in denen ich Tage und Nächte voller Angst und Elend durchgestanden hatte. Ich rief Golding zu: «Siehst du dort drüben auf Steuerbord den alten verknorpelten Baumstumpf auf dem kleinen Hügel? Von dort aus haben uns die Jerries' mit einem Mörser die Hölle heiss gemacht.»

Golding antwortete mit einem mir unverständlichen Kopfschütteln, und ich versuchte noch einmal, gegen den Lärm anzubrüllen: «Die Jerries* haben uns von dort aus wochenlang das Leben schwer gemacht.»

Keine Antwort.

«Könnten wir sie nicht überraschen? Eine kurze Salve auf diesen Punkt würde das Leben von mehr als zwanzig Männern retten!»

Golding zog die Maschine scharf herum, und ich verlor die Mörserstellung der Deutschen aus den Augen. Er schrie nach hinten:

«Kümmere dich nicht zuviel um das, was dort unten geschieht, Freddie, sonst liegen wir bald auch dort!»

Schnell suchte ich wieder den Himmel ab, denn ich hatte einen Augenblick vergessen, worin eigentlich meine Aufgabe bei diesen Flügen bestand. Als wir nach und nach wieder auf geradem Kurs flogen, wandte Golding seinen Kopf nach mir und schrie mir zu: «Behalt deine Augen in der Luft - du bist nämlich zu meinem Schutz da. Wir beide haben hier oben genug Scherereien!»

Ich vergass den Boden unter mir und schaute angestrengt nach anfliegenden deutschen Maschinen aus. Das Wetter war wolkig, mit böigen Winden, als wir die deutsche Front abflogen. Wir gerieten in Luftlöcher, und jedesmal ging dabei eine leichte Erschütterung durch den Rumpf, wie bei einem Ruderboot, das ruckweise gegen grössere Wellen prallt. Weit und breit war kein feindliches Flugzeug zu sehen. Golding beobachtete das Artilleriefeuer, merkte sich, wo die Granaten einschlugen, und gab die Beobachtungen mit Hilfe des Morseapparates weiter. Er benutzte Abkürzungen und Schlüsselworte, die den Artilleristen bis zu fünf Meilen hinter den vordersten Stellen Auskunft erteilten, wie ihr Feuer lag. Nachdem wir zwei Stunden in der Luft gewesen waren, kehrten wir zu unserem Stützpunkt zurück und landeten auf dem rauhen Grasboden unseres Flugplatzes. Golding manövrierte die Maschine zu einem grossen Zelthangar hinüber, liess den Motor noch einmal aufheulen und stellte ihn dann ab. Wir kletterten aus der Maschine. Ich hatte noch nie ein so intensives Glücksgefühl empfunden. Ich war wie besessen von dem, was ich in dieser neuen Welt über den Gräben erlebt hatte. Nach dem Mittagessen hatte ich einige Stunden frei. Ich legte mich in das trockene, hohe Gras, döste in der Sonne und liess meinen Gedanken freien Lauf. Ich sah mich als Dreizehnjährigen voller Erwartung in der Menschenmenge auf dem Domplatz in Mailand stehen, gespannt die Augen auf den Fahnenmast neben der «Madonnina» gerichtet. Chavez' Tod war eine Tragödie gewesen, die mich damals tief beeindruckt hatte. Nun fühlte ich mich mit ihm verbunden. Ich konnte verstehen, was ihn bewogen hatte, das Abenteuer der Alpenver-

sierung zu wagen. Die Eroberung der Luft und damit die Möglichkeit, über Berge und Meere dahinzugleiten, war die grösste Er-rungenschaft der Menschheit. – Hier war das richtige Leben für mich, das Leben eines Mannes und nicht das einer Ratte. Aber Pilot musste ich noch werden, und das so schnell wie irgendmöglich. Sonst war der Krieg vorbei, bevor ich fliegen konnte.

Im Juli 1917 avancierte ich zum Luftbeobachter. Damit rückte für mich die Möglichkeit, Pilot zu werden, wieder ein Stück näher. Über hundert Flugstunden lagen bereits hinter mir. Kurz und bündig meldete ich meinem Kommandanten, dass ich noch zusätzliche Flüge übernehmen wolle. Immer noch herrschte Mangel an geschulten Beobachtern, so dass ich auf meine Rechnung kam. Meistens flog ich mit Golding, manchmal forderten mich aber auch andere Piloten an. Sie zogen einen Mann, der schon im Graben gelegen hatte und das Kampfgebiet kannte, den Neuhungen vor, die frisch aus England herüberkamen. Obwohl die Deutschen uns mehrmals zu Sturzflügen zwangen und uns in niedriger Höhe über das Frontgebiet scheuchten, hatte ich doch immer riesiges Glück. Während meiner ganzen Beobachterzeit kam es nur zu einem einzigen ernsthaften Zwischenfall.

An einem strahlenden Sommertag flog ich mit Dick Brown, einem hervorragenden Piloten, über die Fronten. Dick begann, feindliche Stellungen zu orten und das Feuer unserer Geschütze zu dirigieren. Unterdessen hatte sich der Himmel leicht bewölkt. Plötzlich glaubte ich am Rande einer grösseren Wolke, die sich über der Front auftürmte und vom Südostwind herangetragen wurde, etwas zu sehen. Ich tippte meinem Piloten auf die Schulter: «Achtung Backbord! – Möglicherweise feindliche Flugzeuge!» Einen Augenblick wandte ich den Blick vom erspähten schwarzen Punkt ab und zur anderen Seite der Wolke hinüber, wo die Sonne gerade wieder hervortrat. Im gleichen Augenblick sah ich einen Propeller aufblitzen. In der nächsten Sekunde stiess etwas Dunkles aus der Wolke direkt auf uns herab. Ich schrie Brown eine Warnung zu.

Als ich mein Maschinengewehr herumschwang und die an-

fliegende Maschine aufs Korn nahm, verfluchte ich den waghalsigen deutschen Piloten. Im Schutze der Wolke war er herangeflogen, hatte über oder in ihr gekreist und war so völlig verborgen bis über unsere Linien gelangt. Jetzt stiess er im Sturzflug auf uns herab. Weiter kam ich nicht mit meinen Gedanken – meine Lewis ratterte los, und Brown wich aus. Ein im Sturzflug angreifender Feind war immer im Vorteil, vor allem wenn er «aus der Sonne» kam. Dann sah ich die rote Flamme des Mündungsfeuers aus dem Maschinengewehr des «Hunnen» aufleuchten. Er schien direkt auf uns zuzufiegen. Ich zielte sorgfältig und gab einige Feuerstösse auf ihn ab. Im gleichen Augenblick drehte er ab. Ich sah die Maschine von der Seite her ganz dicht an uns heranpreschen. Über dem Rumpf erblickte ich den schwarzen Stahlhelm und die Schutzbrille des Piloten. Wie ein grosses schwarzes Kreuz verdeckte er die Sonne, als er wieder Höhe gewann. Er schien nicht getroffen, keine verräterische Rauchfahne zog hinter ihm her, und doch hatte er den Kampf aufgegeben und verschwand in der Ferne über den deutschen Linien.

Ich schwang mein Maschinengewehr nach Backbord herum, wo der verdächtige schwarze Punkt gewesen war. Ich konnte nichts mehr entdecken. Er war verschwunden. Schliesslich schaute ich nach Steuerbord hinüber. Die grosse Wolke war jetzt vor uns. Ich tippte dem Piloten auf die Schulter und teilte ihm die gute Nachricht mit. Dabei sah ich, dass aus zwei Löchern in seiner lederen Fliegerweste Blut quoll, nur wenige Zentimeter unter dem rechten Achselstück. Sein rechtes Schulterblatt war von zwei Kugeln getroffen worden. Der Arm war steif und unbeweglich, aber er konnte die Maschine mit der linken Hand steuern. Glücklicherweise blutete er nicht stark. Dick Brown brachte uns heil nach Longavesne zurück. Hätten diese Kugeln einige Zentimeter weiter links eingeschlagen, die Geschichte wäre anders ausgegangen.

PILOT

Bei meiner Rückkehr von einem kurzen Urlaub nach Amiens traf mich die Mitteilung vom Tode Goldings wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er war einer meiner besten Freunde geworden. Das Leben hatte mich zwar schon einiges gelehrt, aber ich war immer noch zu jung, als dass ich Goldings Tod philosophisch gelassen hätte hinnehmen können. Ich fühlte mich durch seinen Verlust persönlich getroffen, und es kam so weit, dass ich irgendetwas hassen musste, nur um mir Luft zu machen und mich vor einer tiefen Melancholie zu bewahren. Ich war eitel genug, zu glauben, er wäre nicht gefallen, wenn ich dabeigewesen wäre.

Im Oktober 1917 erhielt ich die Nachricht, dass ich für die Pilotenausbildung vorgesehen sei. Ich kehrte nach England zurück. In weniger als sechs Monaten hatte ich hundertfünfundzwanzig Flugstunden hinter mich gebracht, was für die damalige Zeit gar nicht übel war.

Meine Ausbildung begann in Grantham, wo Hauptmann S. H. Rcadman mein Fluglehrer und Major T. Leigh-Mallory, ein Bruder des am Mount Everest verunglückten Bergsteigers, mein Geschwaderkommandant war. Unser Flugzeug war ein Zweisitzer, eine De-Havilland-6-Schulmaschine, die bei den Piloten jener Tage unter dem Namen «Himmelsangel» bekannt war. Sie wurde von einem 90-PS-Motor angetrieben und hatte eine Fluggeschwindigkeit von hundertfünfzehn Stundenkilometern. Die Tragflächen standen drei Meter über dem Boden und besaßen eine Spannweite von elf Metern. Der Rumpf der Maschine war über acht Meter lang, aus Holz und mit Leinwand überzogen. Die Piloten trugen

lederne Fliegerhelme, Schutzbrillen, Lederjacken mit Pelzkragen, Lederhandschuhe und mit Schaffell gefütterte Stiefel.

Nachdem wir fünf Stunden am Doppelsteuer geflogen waren, unternahm ich meinen ersten Alleinflug. Es war ein unvergesslicher Tag! Ich kann mich noch ganz genau daran erinnern. Das begeisterte Gefühl, allein in der Luft zu sein, war verbunden mit dem Gedanken an den ungeheuren Fortschritt, den der Mensch mit der Eroberung des Luftraumes erzielt hatte. Ein Traum, dessen Verwirklichung die Menschheit seit Jahrtausenden ersehnt hatte, war in Erfüllung gegangen. Und nun hatten einige wenige Auserwählte unter den vielen Millionen Menschen, die auf dieser Erde gekommen und gegangen waren, und von denen, die heute noch diese Welt bevölkern, das Vorrecht erhalten, sich über die Erde zu erheben. Könige und Kaiser, Zauberer und Philosophen hatten jahrhundertlang danach getrachtet, das grosse Geheimnis zu lüften, waren aber alle, ohne ihm auch nur nahe gekommen zu sein, in ihre Gräber gesunken. Und jetzt hatte ich, nur weil ich im Jahre 1917 lebte, das grösste aller Vorrechte erhalten. Ich war der glücklichste Mensch auf Erden. So wie ich empfanden damals einige wenige, die mit einer unvorstellbaren Begeisterung und einem grenzenlosen Vertrauen in diese neue Errungenschaft im Weltkrieg 1914 bis 1918 die ersten Flugzeuge flogen. Während ich meine Runden drehte, in die Höhe stieg und im Sturzflug wieder hinunterstach, prüfte ich mein Können und mein Vertrauen in die Maschine. Ich dachte gar nicht mehr an den Krieg. Ich träumte auch nicht von Luftkämpfen; ich war völlig berauscht von meiner eigenen Macht.

Nachdem ich fünfundzwanzig Stunden allein geflogen war, beherrschte ich die Maschine vollständig. In Wirklichkeit hiess das, dass ich nur zuviel Selbstvertrauen besass. Bereits dachte ich an den Looping, damals ein waghalsiges Unterfangen, welches manchem Flieger bereits das Leben gekostet hatte. In der Offiziersmesse murrtten wir oft: «Readman ist ein Angsthase, jeglichen Versuch eines Loopings zu verbieten.»

«Warum lässt er uns das nicht versuchen?»

«Er sagt, die Maschinen seien dafür ungeeignet.»

«Wieso?»

«Wie soll ich das wissen? Alles andere schaffen sie doch tadellos. Hat es schon jemand gewagt?»

«Keine Ahnung. Du würdest aber bei dem Unternehmen dein Leben doppelt aufs Spiel setzen. Selbst wenn du den Looping überlebst – der Kommandant lässt jeden, der es auch nur versucht, köpfen.»

Eines Morgens, als ich mich auf einem der regelmässigen Routineflüge in fünfzehnhundert Metern Höhe befand, ritt mich der Teufel. Looping? – ein Kinderspiel! Mein Fluglehrer stand, ein winziger Zwerg, mehr als fünf Meilen auf dem Flugplatz unter mir. Er konnte mich nicht daran hindern. Die Versuchung war allzu gross. Ich machte einige Versuche, stieg steil in die Höhe und legte die Maschine immer mehr auf einen Flügel. Jedesmal brauchte ich die Steuerung weniger, jedesmal gab ich mehr und mehr Gas. Dann kam der grosse Augenblick. Diesmal würde ich es wagen! Mein Herz schlug schneller, als ich den Gashebel bis zum Anschlag durchdrückte. Die Maschine reagierte gut, und ein unheimliches Vibrieren bestätigte mir, dass der Motor auf Hochtouren lief. Ich liess die Maschine im Sturzflug steil nach unten gleiten und nahm etwas Gas weg. Einen Augenblick lang fühlte ich, dass ich der Maschine das Äusserste zugemutet hatte – mehr konnte ich sie nicht beschleunigen. Dann zog ich den Steuerknüppel etwas zurück, sie hob die Nase hoch und stieg. Ich hatte den Steuerknüppel noch immer zurückgezogen, als ich schon fast senkrecht aufstieg. Ich gab kurz Vollgas, um der Maschine beim Überschlag zu helfen. Vor mir sah ich den klaren blauen Himmel, Wolken, die wild durcheinanderpurzelten, dann verschwamm alles, bis plötzlich die Erde über mir erschien. Beim Überschlag flog ich einen Moment im Rückenflug mit dem Kopf nach unten und stemmte mich fest gegen den Sitz. Dann fiel die Erde mit ihrem farbigen Muster von Feldern und Äckern wie ein Vorhang nieder und nahm mir jede andere Sicht. Schneller und schneller stürzte ich auf sie zu. Aufgeregt und voller Genugtuung wusste ich: «Du hast es geschafft!»

Ich stiess den Steuerknüppel erst leicht und dann heftiger zurück, um wieder in die Horizontale zu kommen. Die Maschine reagierte nicht, sie sackte weiter ab. Ich versuchte es mit dem Seitensteuer. Vergeblich! Jetzt wurde mir bewusst, dass ich abstürzte.

Dann handelte ich rein gefühlsmässig. Ich musste die Maschine irgendwie aus dem Sturz reissen. Bei dieser Geschwindigkeit und dem steilen Fall konnte ich mit dem Seitensteuer nichts mehr ausrichten. Der Druck auf die Tragflächen war zu gross. Das normale, summende Geräusch hatte sich in das Zischen eines überhitzten Dampfkessels verwandelt. Jetzt wagte ich alles! Ich gab Vollgas! Es war meine letzte Chance! Die Maschine sprach zuerst nicht an. Ich sah, wie das rote Ziegeldach eines am Feldweg liegenden Bauernhauses mit rasender Geschwindigkeit auf mich zustürzte. Bäume und Hecken schienen auf mich zuzufliessen. Jetzt drückte ich den Steuerknüppel ganz nach rechts und zugleich nach hinten – ein Ruck, und ich hatte die De Havilland aufgefangen. Ein Magnet schien jetzt das Flugzeug von der Erde weg und wieder in die Höhe zu ziehen.

Ich spürte, wie mir der Schweiss unter meinem Helm hervor übers Gesicht lief. Aber ich war noch nicht ausser Gefahr. Das Flugzeug raste geradewegs auf eine Pappelallee zu. Fünf Meter unter mir war flaches Grasland. Ich würde diesen Bäumen niemals ausweichen können. Sie kamen auf mich zu und neigten sich mir entgegen, als wenn sie mich packen wollten. Ich musste sofort landen! Ich stiess den Steuerknüppel nach vorn und riss ihn wieder zurück. Hart setzte ich auf. Die Maschine hüpfte nochmals knapp über den Boden und rollte dann endgültig.

Alles hing nun davon ab, ob ich bei der grossen Landegeschwindigkeit noch früh genug zum Stehen kam. Holpernd schaukelte ich über den Grasboden. Bremsen hatte ich keine. Tatsächlich konnte ich es nur dem unebenen Gelände verdanken, dass ich schliesslich nicht doch zwischen den Bäumen landete. Dieser Wiesenboden bremste viel stärker als der glatte Rasen auf unserem Flugplatz. Als die Maschine den Schwanz in die Luft streckte und mich nach vorne warf, dachte ich einen Moment, es werde doch

noch zum Bruch kommen. Instinktiv zog ich den Steuerknüppel bis zum Anschlag nach hinten, und nach einem heftigen Ruck befand sich der Schwanz wieder in seiner Normallage. Die De Havilland holperte auf und ab, als sie ausrollte. Ich blieb ganz still sitzen, um mich erst einmal zu erholen. Meine Knie zitterten. Ich war noch einmal mit knapper Not davongekommen.

Nachdem ich die drei Meilen zum Flugplatz zu Fuss zurückgelegt hatte, war ich wieder ich selbst, wenn ich mir auch ziemlich schuldbewusst vorkam. Ich ging schnurstracks ins Büro des Geschwaderkommandanten, in eine Holzbaracke gleich am Rande des Flugfeldes, um Bericht zu erstatten. Bei meinem Eintritt sass Leigh-Mallory in einer Ecke an seinem Tisch. Er starrte mich an, als wenn er einen Geist erblickte. Dann änderte sich sein verstörtes Aussehen brüsk, und ich konnte auf seinem Gesicht den unterdrückten Ärger ablesen. Den Blick auf mich geheftet, keine Miene verziehend, sagte er langsam: «Wann gab ich Ihnen den Befehl, einen Looping zu drehen?»

«Sie haben mir keinen Befehl dazu gegeben», antwortete ich und stand stramm.

«Und wann hat man Ihnen gezeigt, wie man den Looping fliegt?» Seine Augenbrauen gingen hoch, die Stimme wurde immer sarkastischer.

«Nie.»

«Dann hat Ihnen wohl der Allmächtige den Looping beigebracht und Ihnen die Erlaubnis gegeben, mein Verbot zu übertreten?»

«Nein.»

«Also, wer zum Teufel? Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind?»

Ich schwieg.

«Leutnant West ausser Dienst sollten Sie sein, und Fliegerleutnant West sind Sie von heute an gewesen, wenn Sie nicht...»

Er brach plötzlich ab. Nach einer Pause sprach er wie ein sachlich interessierter Geschäftsmann weiter: «West, wo ist die Maschine jetzt? Ist sie beschädigt? Können Sie mit ihr wegfliegen? –

Sie haben uns schön hochgenommen!» Er wies mit seinem Kopf in Richtung Flugfeld. «Jemand hat Sie gesehen, als Sie die ersten Versuche zum Looping machten. Ich dachte, Sie seien verrückt geworden. Und als ich sah, wie Sie zum Looping ansetzten, wusste ich, dass Sie übergeschnappt waren. Da Sie darauf aus sind, Selbstmord zu begehen, ist Frankreich für Sie, junger Mann, der geeignetste Platz! Je eher Sie dort sind, desto besser. Sie sind ja gemeingefährlich. Es würde uns nichts ausmachen, Sie zu verlieren, aber die Maschinen kosten eine Stange Geld, und wir brauchen jede einzelne mehr als notwendig. Haben Sie verstanden? In einer Viertelstunde sind Sie wieder hier. Hernach führen Sie die Bodenmechaniker zu der Maschine; sie sollen sie überprüfen. Wenn sie in Ordnung ist, werden Sie hicher zurückfliegen. Und jetzt raus mit Ihnen!»

Als ich salutierte und mich der Türe zuwandte, rief er mir noch nach: «Sie wissen doch ganz genau, dass die ‚Himmelsangel‘ nicht für Luftakrobatik gebaut ist, schon ganz und gar nicht für den Looping. Versuchen Sie’s nicht nochmals, sonst kommen Sie vors Kriegsgericht!»

Ich war entlassen - und noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen.

Kurz vor Weihnachten, nach sechzig Stunden Alleinflug, erhielt ich das Pilotenabzeichen. Gleichzeitig wurde ich nach Frankreich versetzt. Nach den Feiertagen sollte ich dort den Dienst aufnehmen. Das war eine wirklich freudige Nachricht!

Ich bekam eine zweite Uniform, die des Royal Flying Corps. Sie bestand aus einem zweireihigen, bis zum Hals zugeknöpften khakifarbenen Rock mit langem Schoss und wurde deswegen von uns «Umstandsrock» genannt. Khakifarbene Reithosen und Feldstiefel bedeckten meine untere Hälfte; die khakifarbene Mütze schob ich mir keck ins Gesicht. Ein breiter Ledergürtel, Handschuhe und ein Spazierstock vervollständigten den eleganten Anzug. Die zwei Schwingen des Pilotenabzeichens schmückten die linke Brustseite.

Sechs von uns erhielten es zu gleicher Zeit. Leigh-Mallory liess uns zu sich rufen und gratulierte. Nachdem die anderen abgetreten waren, hielt er mich noch einen Augenblick zurück. «Ich habe Sie zum achten Geschwader versetzen lassen», sagte er. «Vielleicht interessiert es Sie, zu wissen, West, dass man mir das Kommando dieses Geschwaders übergeben hat. Ich reise morgen ab und freue mich, Sie in Frankreich wiederzusehen.» Ich hatte Leigh-Mallory immer sehr bewundert und freute mich riesig über diese Neuigkeit. Eine langwährende Freundschaft nahm damit ihren Anfang.

Zu viert verbrachten wir unseren viertägigen Urlaub in London und quartierten uns im Piccadilly Hotel ein. Dort assen und tanzten wir. Die Schwingen auf unserer Brust machten sich bezahlt. Ein Royal-Flying-Corps-Pilot, ein Held der Lüfte, war etwas Neues und Aufregendes für das schöne Geschlecht. Damit erweckte man seine Neugierde und Bewunderung. Ich amüsierte mich göttlich.

Mit dem achten Geschwader kam ich wieder auf den Flugplatz bei Amiens. Das Gebiet zwischen Armentières und Lens, das ich abzufliegen hatte, war mir wohlbekannt. Unsere Maschinen vom Typ Armstrong Whitworth FK-8 waren eigens für unsere Aufgaben gebaut. Diese zweisitzigen Doppeldecker trugen den Namen «Grosser Krach». Sie verfügten über einen grossen Aktionsradius - vierhundert Kilometer bei Windstille - und konnten dreieinhalb Stunden in der Luft bleiben. Ausgerüstet waren sie mit den üblichen Lewis-Maschinengewehren. Das eine feuerte durch den Propellerkreis hindurch, das andere war doppelläufig und konnte hinten in einem weiten Winkel alles unter Feuer nehmen.

Leigh-Mallory versammelte die neue Mannschaft in seinem Büro und sagte uns, was wir zu tun hatten. Wir sollten die Augen der Artillerie und der neuen Tanks sein, die jetzt überall auftauchten. Wir konnten aber auch die Infanterie unterstützen. Mit unseren Beobachtungsberichten und Aufnahmen von den feindlichen Stellungen und dem Hinterland des Feindes lieferten wir dem Nachrichtendienst Material, das bei der Planung und Vorbereitung künftiger Offensiven nützlich war.

Leigh-Mallory warnte uns vor unseren Luftgegnern. Wir waren

in dem Sektor, wo Freiherr von Richthofen - bekannt unter dem Namen «der rote Baron» - und seine Leute operierten. Richthofen flog eine rote Fokker-Maschine. Ihr Rot war viel heller als das der andern Maschinen seines Geschwaders. «Sie, meine Herren», sagte Leigh-Mallory zu uns, «sind genau die Küken, nach denen die deutschen Adler Ausschau halten. Wenn Sie angegriffen werden, gehen Sie so weit wie möglich hinunter - im Tiefflug über den Boden. Überlassen Sie Ihrem Beobachter das Schiessen. Da er hinten ist, hat er eine viel bessere Chance, die Deutschen im Schach zu halten.»

Irgendjemand erkundigte sich: «Werden wir von unseren Jagdfliegern irgendwie unterstützt?»

«Die Piloten und die Staffel als solche geniessen keinen besonderen Schutz durch Kampfflugzeuge. Die Jagdflugzeuge unseres Sektors werden aber auch in unserem Gebiet ihre Patrouillen fliegen, und ihre Aufgabe ist es, die deutschen Jäger nach Möglichkeit in Kämpfe zu verwickeln. Dabei stehen wir besser da. Die Deutschen haben zwar von Richthofen, aber wir haben McCudden, Hauptmann James McCudden vom sechsundfünfzigsten Geschwader. Er steht hinter uns. Er hat allein bereits fünfundvierzig deutsche Maschinen abgeschossen, das heisst, so viele waren es vor wenigen Tagen, und diese Zahl erhöht sich von Woche zu Woche. Aber wir haben noch andere, die nach deutschen Flugzeugen jagen - die Hauptleute Barker, Bishop und Beauchamp-Proctor, ausserdem Hauptmann Ball, der mit seinen Abschüssen gleich nach McCudden kommt. Sie werden also nicht nur auf sich selber angewiesen sein. Nach den letzten Mitteilungen werden wir 1918 die Luftherrschaft besitzen.»

Leigh-Mallory zog es vor, mir keinen ständigen Beobachter zuteilen. So flog abwechselungsweise ein jeder mit mir; doch zwei, die ich gut mochte, waren besonders oft meine Gefährten bei den Flügen hinter die feindlichen Linien. Wilkinson war Australier und Beaton Südafrikaner. Beide waren gross gewachsen, breit und kräftig gebaut, für unseren Flugzeugtyp fast zu massig. Wenn sie sich hinten in ihrem Sitz bewegten, begann die Maschine zu schau-

keln. Beide hatten als Soldaten schon beträchtliche Kriegserfahrungen gesammelt, bevor sie unter die Flieger gingen. Wir bewohnten gemeinsam eine Baracke. Wie alle alten Soldaten lebten sie im «Wohlstand», so sehr, dass sie sogar ein goldgerahmtes Ölgemälde aufgehängt hatten. Es war ziemlich schleierhaft, wie sie zu diesem Luxusgegenstand gekommen waren. «Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt...», pflegten sie zu sagen, wenn ich mich danach erkundigte.

Die beiden bildeten ein seltsames Gespann. Wilkinson war mit seinen zweiunddreissig Jahren etwas älter als Beaton. Die meiste Zeit stritten sie sich. Sie konnten sich nie einig werden und waren doch unzertrennlich. Sich in ihre Streitereien einzumischen war verlorene Liebesmühe. Wie Wölfe eines gleichen Rudels hielten sie dann plötzlich zusammen und machten Front gegen den Eindringling. Selbst Leigh-Mallory gab sich die grösste Mühe, einmal einen allein ins Gebet nehmen zu können. Jedesmal, wenn er damit rechnete, nun endlich mit einem von ihnen allein eine bestimmte Angelegenheit besprechen zu können, brachten sie es doch fertig, zusammenzustecken.

Im Januar und Februar 1918 herrschte eine geradezu sibirische Kälte. Der Schnee lag fusshoch. Die Leute unseres Fliegerhorstes froren kläglich, weil der Nachschub an Heizmaterial noch nicht eingetroffen war. Vor Kälte schlotternd, sassen sie den lieben langen Tag in ihren Wellblechbaracken. Da viele nicht einmal ein einziges Holzscheit zum Verbrennen hatten, blickten sie neidisch auf unseren Schornstein, der dicken schwarzen Rauch und Funken ausspie. Auch Leigh-Mallory erging es nicht anders. Stundenlang sass er mit seinem Adjutanten in voller Fliegerausrüstung in dem eisigen Büro. Schliesslich hielt er es nicht mehr aus und beauftragte mich, herauszufinden, wie Wilkinson und Beaton zu ihrem Heizmaterial gelangten.

Ich konnte das ebensowenig herausbringen wie jeder andere und hütete mich schwer, meine Fragerei auf die Spitze zu treiben; denn schliesslich zog ich es vor, mich auch weiterhin in einen gut-geheizten Raum zurückziehen zu können, als vor Kälte mit den

Zähnen zu klappern. Alles, was ich Leigh-Mallory berichten konnte, war, dass die beiden während ihrer Freizeit auf die Suche nach Kleinholz gingen, was jeder andere ja auch tat. Das brachte uns der Lösung des Rätsels aber um keinen Schritt näher.

Die beiden hatten jedoch meine Neugier so weit geweckt, dass ich auf eigene Faust versuchen wollte, ihr Geheimnis zu ergründen. Gewöhnlich unternahmen sie abends, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, zusammen einen Spaziergang. Wenn sie zurückkamen, war die Nacht schon hereingebrochen. Angeblich gingen sie zu einem benachbarten Bauernhof, um allerlei «Leckerbissen» zu holen, zur Abwechslung vom ewigen Rindfleisch und dem Schiffszwieback. Eines Abends bot sich mir die günstige Gelegenheit. Tagsüber hatte es tüchtig geschneit, und in sicherer Entfernung konnte ich ihren Fussspuren folgen. Über eine Stunde ging ich ihrer Fährte nach und stapfte in der Dämmerung Kilometer um Kilometer durch den Schnee. Der beissende Nordwind liess mein Gesicht erstarren. Schliesslich entdeckte ich die beiden an der Arbeit. Einem Waldrand entlang wurde eine Kleinbahn gebaut. Von der Luft aus hatten wir oft beobachtet, wie das Bähnchen nach und nach seinen Weg in Richtung Frontgebiet nahm. Der Bahnbau war eine Vorbereitung für die Grossoffensive im kommenden Frühjahr. Chinesische Kulis aus Singapur waren als Schienenleger angestellt. Ich stand im Schutze der Bäume und beobachtete meine beiden breitschultrigen Freunde. Mit einem kurzen Baumstamm hoben sie das Ende jeder Schiene und lockerten dabei vier Schwellen von einem Meter fünfzig Länge. Je eine von diesen Schwellen auf jeder Schulter, kamen sie hintereinander im Gleichschritt auf mich zu. Ich huschte schnell in den Schatten zurück. Wortlos schritten sie in der hereinbrechenden Dämmerung an mir vorbei und stapften schwerfällig ins Lager zurück. Dort mussten sie die Schwellen im Schutze der Dunkelheit unter dem Barackenfussboden versteckt haben. Als ich zurückkam, brauten sie eifrig Tee. War ich abwesend, dann zerhackte offenbar einer von ihnen die kreosotgetränkten Schwellen zu Feuerholz. Am nächsten Tag gestand ich, ihnen gefolgt zu sein und jetzt um ihre geheime Feuer-

holzquelle zu wissen. Wir einigten uns, niemandem etwas zu verraten.

«Wir machen uns jedesmal einen mordsmässigen Spass daraus, nach unseren Beutezügen am frühen Morgen noch einmal zu der Bahnlinie hinüberzugehen», berichtete Wilkinson. «Es ist eine Augenweide, die zur Arbeit ausrückenden Himmelssöhne zu beobachten. Sie glauben nämlich bestimmt, dass über Nacht ein Riesendrache dagewesen ist, der die fehlenden Schwellen schmatzend aufgefressen hat. Sie müssten sie einmal herumjammern hören. Es ist wie in einem Hühnergehege, in das der Fuchs eingebrochen ist.»

«Passt auf, dass sie euch nicht auf die Spur kommen», warnte ich.

«Die Chinesen würden uns nie verpetzen, Freddie.»

«Bildet euch nur nicht zuviel ein! Der Kummer mit euch ‚Anzacs‘ und Südafrikanern ist nämlich, dass es dort nicht schneit, wo ihr herkommt. Verwischt eure Spuren das nächstemal besser, sonst werdet ihr noch erwischt.» Sie grinnten verlegen, aber ihr Geheimnis wurde nie entdeckt. Und ich als Nutzniesser dachte nicht im Traume daran, es preiszugeben.

LUFTKÄMPFE

Alle Anzeichen deuteten daraufhin, dass die Deutschen auf Anfang März eine Grossoffensive vorbereiteten. Auch auf unserer Seite trug man sich mit gleichen Absichten. Während dieser Vorbereitungszeit kam eines Tages unser Divisionskommandant zur Inspektion vorbei. Ausgerechnet als das gesamte Flugpersonal – etwas über zweihundert Mann – vor den Baracken paradierte, griffen die deutschen Flieger an. Sie jagten, mit der Sonne im Rücken, in einer Höhe von nur fünfzehn Metern heran. Fünf Maschinen flogen in einer Linie; erst über dem Flugplatz schwärmten sie aus und nahmen mit ihren Maschinengewehren bestimmte Ziele unter Beschuss. Sobald die Flugzeuge in Sicht kamen, löste sich die Parade sofort auf. Einige rannten zu den Maschinengewehren hinüber, während andere hilflos herumstanden, als die Deutschen ihre Bomben über den Flugzeughallen abwarfen.

Unseren Divisionskommandanten hatten wir völlig vergessen. Er hatte aus eigener Initiative unter einem Lastwagen Schutz gesucht, der zufällig auf einem schlammigen Grundstück neben dem Paradeplatz abgestellt war. Völlig beschmutzt kroch er darunter hervor. Seine elegante Uniform war von oben bis unten mit Schlamm überzogen. Bald hatten wir uns wieder zur Parade aufgestellt, diesmal im Halbkreis um den General herum, um seine Ansprache besser zu hören. Er gratulierte uns zu der ausgezeichneten Zusammenarbeit mit der Armee und fuhr daraufhin fort, dass man es ihm wohl verzeihen werde, wenn er diese Gelegenheit benutze, um auf eine Grundregel der Selbstverteidigung hinzuweisen, wie sie vor wenigen Minuten in der Praxis gezeigt wurde.

«Bei einem Überraschungsangriff», erklärte er, «gilt es zwischen Tapferkeit und offensichtlicher Dummheit zu unterscheiden. Deckung ist die erste Bewegung und nicht herumstehen und zusehen wie auf einem Fussballplatz. Vielleicht können Sie von mir etwas lernen. Beim Geräusch der herannahenden Flugzeuge ging ich sofort in Deckung.» Bei diesem Ausspruch sah er sich zweihundert Männern gegenüber, die eine gewisse Bewegung nur mühsam unterdrücken konnten. War es etwa ein Lachen? Der General zögerte, hustete und brach dann ganz unvermittelt seinen Vortrag ab. - Kurz danach erkundigte er sich: «Warum haben alle gegrinst?»

«Ja, sehen Sie, Herr General», erwiderte Leigh-Mallory, «der Lastwagen, unter dem Sie in Deckung gingen, ist bis oben mit Munition beladen. Ich mag nicht daran denken, was passiert wäre, wenn er einen Treffer erhalten hätte.»

Am 21. März setzte die deutsche Offensive ein. Innerhalb weniger Tage hatten wir Bapaume und Péronne verloren. Nach drei Wochen fiel Armentieres - und kurz danach Bailleul. Die Lage wurde ernst. General Foch wurde zum Oberkommandierenden der alliierten Streitkräfte ernannt. In jenen Frühlingsmonaten von Ende März bis anfangs Juni gönnte uns das Armeehauptquartier nicht eine ruhige Minute. Die Armee war in grösster Not und wartete gierig auf unsere Informationen. Alles, was wir sahen und rapportierten, war für sie von grösster Bedeutung. Der Kampf ging auf Leben und Tod! Wir waren ständig in der Luft, ganz gleich ob das Wetter gut oder schlecht war.

Mein neuer Beobachter, Leutnant John Haslam, gab mir immer wieder neuen Auftrieb. Er war als Beobachter für die Royal Artillery eingesetzt und für diese unentbehrlich, da er auf unseren Erkundungsflügen mit unübertrefflicher Genauigkeit die Schussweiten abschätzte. Schliesslich wurde er mir ganz zugewiesen, und es gab mir ein sicheres Gefühl, ihn hinter mir im Cockpit zu wissen. Haslam hatte in der berühmten, 1597 gegründeten Rugby-Mittelschule (wo das nach ihr benannte Ballspiel entwickelt wurde) durch seine glänzenden Leistungen ein Studienstipendium für die Uni-

versität Cambridge gewonnen. Sein ganzes Benehmen verriet den typischen englischen Stipendiaten, obwohl er sich sehr Mühe gab, diese Tatsache zu verheimlichen. Auch in Cambridge tat er sich hervor, und er rechnete fest damit, nach dem Krieg sein Studium wiederaufzunehmen.

Major McCudden besuchte uns im April, wenige Wochen nachdem man ihm das Viktoriakreuz verliehen hatte. Auf seiner Abschussliste standen nun über fünfzig feindliche Maschinen. Er gab uns manchen guten Ratschlag, wie unsere Zweimannmaschinen gegen die feindlichen Einmannjäger zu verteidigen seien. Der springende Punkt dabei sei, sofort hinunterzugehen und ganz tief, in dreissig Metern Höhe, weiterzufliegen. Alles übrige habe der Beobachter und sein Maschinengewehr zu besorgen.

McCudden war ursprünglich Maschinengewehrschütze gewesen und hatte von der Pike auf gedient. Er liess sich versetzen, wurde Beobachter und anschliessend Pilot. Seine schnelle Beförderung war die Belohnung für seine Zähigkeit und seinen aussergewöhnlichen Wagemut. McCudden war wie ein einsamer Wolf; er flog mit Verstand und traf mit seinem Maschinengewehr immer tödlich. Er hielt nicht viel davon, leichtfertig gleich ein Dutzend deutscher Maschinen anzugreifen. Kaum einer verstand es wie er, sich Wolken bei einem Angriff als Versteck zunutze zu machen. Sein Tod war tragisch; er fiel nicht etwa im Luftkampf, sondern kam bei einem Flugzeugunglück ums Leben. Ein Defekt an seiner Maschine war schuld, dass er, kurz nachdem er vom Boden abgesetzt hatte, abstürzte.

Das Photographieren der gegnerischen Stellungen war für uns die grösste Nervenprobe. Oft entkamen wir den Gegnern nur mit knapper Not. Wenn wir photographierten, mussten wir einen bestimmten Kurs innehalten und durften weder nach links noch nach rechts ab weichen. So boten wir ein geradezu ideales Ziel für die Luftabwehr der Deutschen und waren eine verlockende Beute für ihre Jäger.

Im Frühjahr 1918 wurde das feindliche Feuer zu einer ernsthaften Bedrohung für uns. Wir entkamen fast nie, ohne dass unsere

Maschinen von den Geschossen der Luftabwehr beschädigt waren. Aufgeschlitzte Rümpfe und Streifschüsse gehörten zu den Alltäglichkeiten. Schrapnelleinschläge im Motor oder ein Zufallstreffer im Gestänge waren tödliche Wunden und bedeuteten den sicheren Verlust der Besatzung.

Baron Manfred von Richthofen war an der Westfront im Dezember 1915 erstmals in Aktion getreten. Anfangs 1917 war er unbestritten der beste Kampfflieger der Deutschen. Bis zum April 1918 brachte er es auf achtzig Abschüsse – das war bedeutend mehr, als irgendein Engländer zu dieser Zeit zu verzeichnen hatte. Richthofen flog zuerst eine Albatros und nachher eine Fokker. Die Maschinen seiner Staffel waren hellrot bemalt; damit sollte sowohl die eigene Furchtlosigkeit demonstriert als auch den Gegnern Angst und Schrecken eingejagt werden. Richthofen war der Flieger, mit dem es niemand gerne aufnahm.

Am 21. April 1918, an einem Sonntagmorgen, flog ich mit Leutnant Richard Grice. Wir wollten ein Flugzeug besichtigen, das bei Hamelet notgelandet war. Wir stellten fest, dass es im gegenwärtigen Zustand nur zerlegt abtransportiert werden konnte. Bei gutem Wetter machten wir uns auf den Rückflug. Zuerst ging es nach Süden, dann folgten wir der schnurgeraden Strasse, die von Saint-Quentin nach Amiens führt. Schon freute ich mich auf das gute Sonntagsessen. Etwa drei Kilometer nach Amiens klopfte mir Grice plötzlich auf die Schulter und schrie mir durch den Motorenlärm und das Pfeifen des Windes zu: «Aufgepasst, die Brüder dort haben es auf uns abgesehen!» Mit ausgestrecktem Arm wies er nach hinten in die Richtung, aus der drei rote Fokker herangeflogen kamen. Mir lief es kalt über den Rücken. Meine Nerven waren aufs äusserste angespannt. Ich konnte nur hoffen, dass Richthofen nicht dabei war, und schrie zu Richard nach hinten: «Mach deinen Schiessprügel bereit!» Im selben Augenblick betätigte ich versuchsweise den Abzug meines Maschinengewehrs und liess eine Feuerfarbe los. Unsere Flugzeugabwehr nahm die Deutschen unter Beschuss, und ich sah, wie die roten Maschinen trotz den um sie herum platzenden Granaten weiter durch den dicken schwarzen

Rauch auf uns zu jagten. Plötzlich wurde mir klar, was die Deutschen vorhatten. Sie steuerten auf einen englischen Doppelsitzer, eine RE 8, zu, eine der etwas langsameren Maschinen, die wir auf Erkundungsflüge schickten. Die Deutschen holten schnell auf, und der Engländer hatte nicht die geringste Chance, ihnen zu entkommen. Ich musste auf uns selbst aufpassen, aber ich war von dieser Verfolgungsjagd wie gebannt, und als ich wieder nach Backbord hinübersah, war ich der festen Überzeugung, dass die arme englische Maschine jeden Augenblick abstürzen und in Flammen aufgehen musste. Ich traute meinen Augen kaum, und meine Ungläubigkeit verwandelte sich in helle Freude, als ich sah, dass nicht die englische Maschine, sondern eine der deutschen, die dem Engländer dicht aufsass, plötzlich in einem weiten Bogen niederging. Es sah aus, als hätte der Pilot seine Maschine in der Gewalt, aber ich fühlte, dass es nicht mehr der Fall sein konnte. Einen Augenblick verlor ich die Maschine aus den Augen. Dann sah ich sie auf einer Wiese in der Gegend von Corbier notlanden.

Ich bedeutete Grice, dass ich auf einem Feld in der Nähe dieser Maschine niedergehen wolle. In fünfzehn Metern Höhe zog ich zwei Schleifen, um mir das Terrain genau anzusehen, dann landete ich. Wir holperten über den Rasen eines etwas höher gelegenen Feldes, kamen zum Stehen, kletterten aus unserem Flugzeug, hasteten über die Wiesen, sprangen über einige Gräben und kamen atemlos bei der deutschen Maschine an. Eine Gruppe australischer Soldaten stand bereits um die abgestürzte Maschine.

«Was ist mit dem Piloten?» fragte ich.

«Er ist tot», antwortete einer der Australier und wies mit dem Kopf auf eine Bahre, die etwas abseits in der Nähe einer Hecke stand. Eine braune Armeedecke war über eine unförmige Masse geworfen.

«Ist er schlimm zugerichtet?»

«Weiss nicht», kam die Antwort. «Dort ist der Chef. Fragen Sie ihn.»

Grice und ich machten kehrt und begaben uns zu einem australischen Artillerieoffizier, der angeregt mit einem Unteroffizier dis-

kutierte. Sie erkannten unsere Fliegeruniformen, und der Hauptmann begrüßte mich.

«Wir haben riesiges Glück gehabt. Wissen Sie, wen wir da abgeschossen haben?»

Ich schüttelte verneinend den Kopf.

«Richthofen.»

«Das kann ich nicht glauben!»

«Würden Sie ihn erkennen?»

«Nein.»

«Ist auch nicht nötig», meinte einer der Australier; «wir haben seine Papiere gefunden. Hier sind sie.» Er zeigte uns eine gelbe Brieftasche aus weichem Leder. Zusammen schritten wir zu der zugedeckten Bahre. Er öffnete die Brieftasche und wies auf einen Umschlag. Ich sah die von Frauenhand geschriebene Adresse: «Rittmeister Freiherr von Richthofen.»

Der Australier hob einen Zipfel der Decke. «Das ist also von Richthofen», murmelte ich leise.

Der Australier sagte zu mir: «Sie haben Glück gehabt, dass Sie ihm entronnen sind – ich nehme an, wir haben Ihnen das Leben gerettet.»

Etwas verwirrt erwiderte ich: «Dank – vielen Dank!» Dann musste ich wieder an Richthofen denken. Eine Welle seltsamer Gefühle brandete in mir auf. Der Anblick des gefallenen Fliegers hatte mich tief ergriffen. Sein Gesicht war markant, und doch lag ein Zug von Güte und Vornehmheit darauf. Nichts verriet, dass er in seinen letzten Minuten irgendwelche Schmerzen gelitten hätte. Mit gelöstem, friedlichem, ja freundlichem Ausdruck lag er da, als wäre er in seinem Bett gestorben. Er musste tatsächlich ein überaus tapferer Mann gewesen sein. Er war glattrasiert, und sein helles Haar war über der hohen Stirn von einem Mittelscheitel geteilt und zu beiden Seiten in leichte Wellen gelegt. Nur eine Strähne war in Unordnung geraten und klebte jetzt über der einen Augenbraue.

«Er sieht so aus, als wäre er gar nicht verletzt», bemerkte ich, und der Offizier zog die Decke weiter zurück.

«Ja, es ist merkwürdig», entgegnete er. «Ich habe ihn nicht genauer untersucht. Ich habe gleich nach dem Feldarzt geschickt. Er scheint nicht die geringste Verwundung zu haben.»

«Sind Sie sicher, dass er tot ist?»

«Ganz sicher. Er sass tot in seinem Flugzeug, als wir herankamen.»

Es war eigenartig, wie unglücklich ich mich dieses toten Mannes wegen fühlte. Im Kampf hätte er mich, ohne mit der Wimper zu zucken, verfolgt und abgeschossen. Und doch war ich im Grunde genommen traurig, dass er gefallen war. Was war das für ein Gefühl, das Feinde zu Brüdern werden liess? Rückschauend glaube ich: Es entstand aus dem Zusammengehörigkeitsgefühl aller Flieger. Wir englischen Flieger waren ein Grüppchen von Pionieren; es war nur allzu begreiflich, dass wir für das gegenüberstehende Grüppchen feindlicher Flieger ähnliche Gefühle hegten wie für unsere Kameraden. Sie waren ja am gleichen Himmel in das gleiche grosse Abenteuer verstrickt wie wir.

Den Bann von mir abschüttelnd, sagte ich: «Ich muss sofort Leigh-Mallory anrufen!» Ich erhielt die Verbindung und erzählte ihm von Richthofens Tod.

«West», entgegnete Leigh-Mallory nach einer Pause, «Sie sind als verantwortungsbewusster und guter Pilot bekannt. Zerstören Sie sich diesen Ruf nicht durch die Verbreitung sensationeller Gerüchte.»

In Amiens begrüsst mich Leigh-Mallory in ganz anderem Ton. Das Hauptquartier hatte die Nachricht bestätigt. – Richthofens Tod war eine Kriegsepisode, psychologisch aber ein schwerer Schlag für die Deutschen. Trotzdem verloren wir in den Monaten zwischen Frühling und Sommer immer mehr Flugzeuge und Piloten. In einer einzigen Woche fielen sechsunddreissig unserer Piloten und Beobachter. Wir konnten den Deutschen ihre Luftüberlegenheit nicht rauben, auch wenn sie ebenso schwere Verluste erlitten wie wir. In Wirklichkeit waren beide Seiten ausgeglichen. Die Deutschen flogen gruppenweise und fochten in der Luft nach einem genauen Plan, deshalb waren sie so erfolgreich. Bei uns flog jeder für sich; jeder Pilot hatte seine bestimmte Aufgabe. So wur-

den wir eine leichte Beute der Deutschen, deren Patrouillen uns zahlenmässig weit überlegen waren.

Es war deshalb kein Wunder, dass ich bald zum Hauptmann und Kommandanten einer Drdicrstaffel befördert wurde. Das war am 19. Juni, einem Tag, den ich nicht vergessen werde, denn er bescherte mir noch ein weiteres, ziemlich aufregendes Erlebnis. An Stelle von Haslam flog diesmal Leutnant D. Sharman als Beobachter mit. Wir wollten ein Munitionslager in Méricourt an der Somme bombardieren. Als wir unser Ziel anflogen, sichtete ich einige Fokker. Ich erinnerte mich an Leigh-Mallorys Rat und ging auf sechzig Meter hinunter. So weit ging alles gut. Sharman konnte uns gegen Angreifer aus der Luft verteidigen, aber ich konnte gegen das von der Erde kommende, aus kleinen glühenden Metallstückchen bestehende Sperrfeuer wenig tun. Dann sah ich zu meinem Entsetzen direkt vor mir eine Telephonleitung. Im allerletzten Augenblick vermochte ich die Maschine hochzureissen und auszuweichen. Erst jetzt gewahrte ich, dass ich auf weitere Drähte zu steuerte. Die Deutschen hatten eine Ballonsperre errichtet, und die Ballone schwebten hoch oben in den Wolken. Ich hatte Schwierigkeiten, meine Maschine in der Luft zu halten, denn ich musste ganz tief, fast am Boden, manövrieren. Während dieser Zeit brachte Sharman es fertig, zwei Ballone abzuschliessen, aber wir waren noch lange nicht zu Hause und wurden von den Fokker-Maschinen gejagt. Es konnte nur noch eine Angelegenheit von Minuten sein, bevor uns entweder die Geschosse vom Boden zerfetzten oder die Fokker uns den Garaus machten.

In dieser entscheidenden Minute blickte ich einen Augenblick nach oben und gewahrte voller Erleichterung einige unserer Jäger. Mit sechs Maschinen griffen sie an, und jetzt hatten die Fokker alle Hände voll zu tun. Ich konnte wieder hochgehen; meine Maschine war noch nie so schnell gestiegen, Sharman und ich machten uns den heftigen Luftkampf, der entbrannt war, zunutze. Die Bodenschützen waren abgelenkt. Die Ballonsperre vorsichtig umfliegend, steuerte ich wieder unser Ziel an und warf die Bomben ab. Es war tatsächlich ein Munitionslager. Eine Reihe aufeinander-

folgender Explosionen erschütterte unsere Maschine ziemlich gefährlich, als ich sie wieder hochzog. Doch nichts brach, und auch der Motor liess uns nicht im Stich. Aber es war höchste Zeit, nach Hause abzdrehen.

Ich weiss nicht, wie viele Maschinen in den Luftkampf verwickelt waren, dessen Ursache wir gewesen waren. Die Luft um uns herum schien von ihnen erfüllt zu sein, als wir uns davonmachten. Sharman feuerte auf jeden Deutschen, der in Schussweite kam, aber sie kümmerten sich nicht mehr um uns. Sie waren zu sehr damit beschäftigt, ihre eigene Haut zu retten.

Während des ganzen Sommers fanden tagtäglich solche Luftkämpfe statt. Fast jeden Tag wurde ein anderer Freund als vermisst gemeldet, und es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis die Reihe auch an mir war. Erstaunlicherweise zeigte sich deutlich, dass die dienstälteren Piloten, die sehr lange in Frankreich waren, viel mehr Chancen hatten zu überleben.

Am 1. Mai bat Leigh-Mallory Haslam und mich zu sich. «Ich habe von General Rawlinson ein Schreiben erhalten, in dem er euch beide erwähnt», sagte er. «Er gratuliert euch zur Verleihung des Militärkreuzes durch unseren Oberbefehlshaber, Feldmarschall Sir John Haig, für euren heldenhaften Einsatz und die hervorragende Pflichterfüllung.»

«Das ist mir ziemlich unangenehm», erwiderte ich. «Was zum Teufel werden die anderen sagen? Wir haben alle gleich viel geleistet.»

Haslam war der gleichen Auffassung. «Ich hoffe nur, die anderen erhalten ihre Medaillen auch noch!» sagte er. «Ich möchte, dass alle in unserem Verein dieses Band tragen.»

Haslam und ich erlebten noch einige hitzige Gefechte bei Patrouillenflügen im Juli. Überall, auf dem Land und in der Luft, wurde hart gekämpft. Am 15. Juli begann die zweite Marne-schlacht, am 18. erfolgte die Gegenoffensive unter General Foch. Die letzte grosse Schlacht des ersten Weltkrieges war in vollem Gang, und beide Seiten warfen ihre letzten Reserven in den Kampf.

Das Armeehauptquartier erhielt von einem neuen, bevorstehenden Angriff Wind und wartete verzweifelt auf Nachrichten, wo der Feind seine Truppen, Kanonen und Munitionslager konzentrierte. Die Schwierigkeit lag nur darin, dass sich das Wetter zunehmend verschlechterte. Die niedrig dahinziehenden Regenwolken verunmöglichten jede Sicht, und wenn es nicht in Strömen goss, war es neblig. Unsere Artillerie war zur Untätigkeit verdammt, weil sie ohne unsere Aufklärung die Ziele nicht ausmachen konnte. Unter der niedrigen Wolkendecke den Fronten entlang über die feindlichen Linien zu fliegen, begeisterte uns nicht übermässig. In sechzig Metern Höhe war ein Flugzeug ein leicht zu treffendes Ziel; ausserdem stiessen wir dabei auch auf die deutschen Sperrballone.

Die Unruhe im Hauptquartier stieg von Tag zu Tag. Es stellte sich heraus, dass das Leben unzähliger Frontsoldaten von Nachrichten abhing, die nur die Flieger beschaffen konnten. Leigh-Mallory war ernstlich besorgt. Ich war einer seiner erfahrensten Piloten, und so betraute er Haslam und mich mit der schwierigen, aber so dringend notwendigen Aufgabe.

Am nächsten Morgen, als einige Zeit kein Nebel herrschte und es auch nicht regnete, starteten wir, flogen über den Fronten hin und her, wobei ich unser Artilleriesfeuer dirigierte. Jegliche Furcht war verschwunden. Von heller Begeisterung erfüllt, dachten wir nur noch an unsere Aufgabe. Wir entdeckten, wo Truppenbewegungen stattfanden, und lokalisierten die Bereitstellungsräume ganz genau auf unseren Karten. Dann gaben wir die Positionen mit Hilfe unseres Morsegerätes im Cockpit weiter. Wenige Minuten später schon konnten wir das Resultat unserer Arbeit beobachten. Die Mündungsfeuer unserer Geschütze leuchteten auf, danach folgte eine Pause, und dann explodierten unsere Geschosse in der Ferne im Zielgebiet. Die Deutschen schossen aus allen Rohren nach uns. Und doch bekamen wir beide wie durch ein Wunder keinen einzigen Treffer ab. Das Wetter änderte sich zu unseren Gunsten. Regenwände, die vom Wind herantrieben wurden, waren für die Feinde ein Sichthindernis, und wenn die Böen nach-

liessen, breitete sich Nebel aus, so dass die Deutschen gar nichts mehr sehen konnten.

Als wir zurückkamen, war Leigh-Mallory vorzüglicher Laune. Er sagte uns, dass unsere Strategen dank den eingeholten Informationen sich ein Bild von der Lage machen konnten. Zudem hätten sie herausgefunden, dass die deutschen Truppen sich keilförmig formierten, um auf diese Weise beim nächsten Angriff unsere Linien zu durchstossen.

Das Royal Flying Corps wurde im April 1918, nachdem es mit dem Royal Naval Air Service verschmolzen worden war, in Royal Air Force umbenannt. Als neuer Teil der Streitkräfte waren wir uns unserer Stellung in jenen Tagen wohl bewusst und darauf bedacht, Verdienste zu erringen und uns einen guten Ruf zu schaffen. Mit der Zeit entwickelte sich ein Korpsgeist, der nur mit dem Geist, der in den ältesten Regimentern herrschte, vergleichbar war. Uns machte es Spass, und wir erhielten dadurch neuen Antrieb. Männer wie Leigh-Mallory gaben dabei den Ausschlag. Wenn man einundzwanzig Jahre alt ist, geht einem der Mannschaftsgeist über alles. Er kann den Schwächsten zu einem Helden machen. Vor allem ist dieser Geist das Rückgrat jeder Streitmacht. Und manchmal drängt sich mir der Gedanke auf, dass wir alten Burschen von 1918 einen guten Teil dazu beigetragen haben, dass im Juli 1940 die Schlacht um England gewonnen wurde.

Im Juli 1918 hatte ich einige Tage Urlaub. Ich erinnere mich noch, wie stolz ich auf meine neue Uniform war – die Uniform der Royal Air Force, die später in vielen Ländern kopiert wurde. Der Mann aber, der sich in unserem Geschwader auf seine Uniform ohne Zweifel am meisten einbildete, war – wie das oft vorkommt – ein Ausländer. Er hiess Picot, und wir hielten ihn alle für einen Kanadier französischer Ursprungs. In Wirklichkeit war er aber Schweizer. Er war ein Feinschmecker, und Leigh-Mallory ernannte ihn zum Messeoffizier. Bald schon bekam er den Spitznamen «Pye-Crust», den er wohl hauptsächlich seinem faltigen Gesicht zu verdanken hatte, das an eine Kuchenkruste erinnerte.

Pye-Crusts Pilot war ein südafrikanischer Jude, der Wisnerkowsch hiess und den Übernamen «Whiskyballs» führte. Jedesmal, wenn Whiskyballs bei einer Landung zu hart aufsetzte, konnte man Pye-Crust so laut auf französisch und englisch fluchen hören, dass es über den ganzen Flugplatz schallte, aber sonst kamen die beiden ziemlich gut miteinander aus. Gemeinsam gingen sie nach London in Urlaub, aber Whiskyballs fuhr dann bald weiter, um noch Freunde in Birmingham zu besuchen. Als er nach London zurückkam, konnte er nirgends ein Hotelzimmer finden; deshalb suchte er Picot auf, der im «Regent's Palace» wohnte. Whiskyballs meinte: «In Frankreich leben wir zusammen in einer Baracke und fliegen gemeinsam, ergo können wir uns sicherlich auch in diesen Raum und dieses Riesbett teilen. Du wirst es mir doch nicht antun, dass ich die ganze Nacht in London umherirren muss, weil ich kein Dach über dem Kopf habe, oder?» Picot stimmte dem Vorschlag zu, und so schliefen sie zusammen in einem Bett.

Am nächsten Morgen klopfte der Hausdetektiv an die Zimmertür. «Würden die beiden Herren, bitte, mit mir kommen?» sagte er, und gleich darauf befanden sie sich im Büro des Hoteldirektors. «Ich muss die Herren bitten, sofort das Hotel zu verlassen», sprach der Direktor zu ihnen. «Wir dulden keine Unsittlichkeiten.» In diesem Augenblick hieb Picot so fest mit der Faust auf den Tisch des Direktors, dass eine Tintenflasche hinunterfiel und sich auf den Teppich entleerte. «Ich mag keine Männer», wettete der wütende Picot, «und Whiskyballs schon gar nicht; aber wenn wir beide jeden Tag zusammen fliegen müssen und in Frankreich in derselben Baracke schlafen, warum sollten Sie unbedeutender kleiner Wurm von Direktor dann etwas dagegen einzuwenden haben, wenn ich mit ihm den Raum teile? Wie können Sie als unsittlich ansehen, was jeder General der britischen Armee für richtig und sittlich hält?»

Diese Frage konnte der Direktor nicht beantworten, und Picot fuhr fort: «Herr Direktor, wenn Sie irgendwelche Einwände erheben, dann will ich Ihnen sagen, was wir tun werden. Ich werde mich mit Freuden in Ihrem Zimmer etablieren, und Sie können im Korridor schlafen.»

Picot krümmte sich stets vor Lachen, wenn er beim Erzählen dieser Geschichte zu diesem Punkt kam, und schlug sich vor Freude auf die Knie, dass er einen so guten Einfall gehabt hatte. Der Direktor fand natürlich zwei Einzelzimmer.

ABGESCHOSSEN

Bis zum Beginn des Monats August 1918 hatte sich das achte Geschwader durch die Photos, die wir bei unseren Patrouillenflügen aufgenommen hatten, einen genauen Plan von unserem Frontabschnitt verschafft. Diese Photoflüge waren nervenaufreibend, musste doch jeder einmal eingeschlagene Kurs ungeachtet aller Hindernisse schnurgerade eingehalten werden, wenn die Photos ihren Zweck erfüllen sollten. Schliesslich kannten wir aber jeden Zentimeter bis fünfunddreissig Kilometer weit hinter die feindlichen Linien. Viele unserer Piloten waren dabei umgekommen. Das Gebiet, das sie photographiert hatten, musste dann erneut von einem anderen Piloten aufgenommen werden. Noch einmal flog einer von uns den Todeskurs seines Kameraden. Eine makabre Aufgabe; aber der Auftrag wurde ausgeführt, und Leigh-Mallory war mit uns sehr zufrieden.

Einmal bat mich Leigh-Mallory, nächtliche Flugversuche zu unternehmen. Zur Beleuchtung des Bodens hatten wir acht ölgefüllte Benzinkanister und mit ölgetränkten Lumpen vollgestopfte Gefässe aufgestellt. Im Cockpit unserer Maschine gab es kein Licht. Ausserdem wurde der Pilot durch die Flammen am Ende der Auspuffrohre geblendet, die an den Seiten des Flugzeuges aufloderten. Beim Testflug hatte ich keinen Beobachter, sondern Sandsäcke mitgenommen. Ich startete am Abend, als es noch nicht ganz dunkel war, und landete zweimal einwandfrei. Dann, als es richtig dunkel wurde, stieg ich auf achtzehnhundert Meter Höhe. Eine Viertelstunde genoss ich mein nächtliches Experiment. Unter mir sah ich acht helleuchtende Punkte, von denen ich wusste, dass es



Die Anström-Whitworth-Maschine,
in der Hauptmann West abgeschossen wurde.



West als Luftbeobachter.



Baron Manfred von Richthofen.

die Landefeuere waren. Doch schienen sie nicht am Boden, sondern in einer dunkeln Höhle aufgehängt zu sein. Plötzlich kam leichter Nebel auf, der sich wie ein Schleier über diese Höhle legte. Jetzt hiess es aufpassen und so schnell als möglich landen! Meiner Schätzung nach war ich ungefähr achthundert Meter vom Flugplatz entfernt. Aus irgendeinem Grunde schlugen mir jäh die Flammen der Auspuffgase entgegen. In dem stärker werdenden Nebel erkannte ich die Landefeuere nur noch als verschwommene Lichtkleckse. Und schon streifte ich mit voller Wucht und mit einem heftigen Knall irgendein Hindernis. Beinahe wurde ich aus der Maschine geschleudert. Wenige Sekunden später, berührte ich mit einem Rad den Boden. Das Fahrgestell knickte ein, und die Maschine begann heftig zu schlingern, aber irgendwie kam ich wieder auf einen geraden Kurs und zum Stillstand.

Trotz dem Zwischenfall sehr zufrieden mit mir, stieg ich aus dem Flugzeug. Bevor ich hundert Meter gegangen war, eilten laut schimpfende Offiziere auf mich zu. In der Baracke, die uns als Offiziersmesse diente, zeigten sie mir einen Berg von Glassplittern. Auf dem Boden breiteten sich grosse Lachen von Erfrischungsgetränken aus, die mit Russ und rotem Staub vermischt waren. Unmissverständlich forderten sie mich auf, das Durcheinander aufzuräumen. Als sich die Aufregung etwas gelegt hatte, erklärten sie, ich hätte mit dem Fahrgestell meiner Maschine den Barackenschornstein mitgenommen. Sie hätten einige bange Minuten durchgemacht, da sie glaubten, es sei eine Zeitbombe in den Schornstein gefallen, bis schliesslich einer gesagt habe: «Ich gehe jede Wette ein, dass das Freddie West war!» Sie freuten sich natürlich, dass ich heil davongekommen war, wehrten sich aber wie Verschworene einstimmig dagegen, mit mir Nachtflüge zu unternehmen. So blieben die Sandsäcke weiterhin meine einzigen Gefährten.

Am 7. August wurden wir benachrichtigt, dass sich unsere Streitkräfte für einen Grossangriff bei Amiens rüsteten. Ein höherer Stabsoffizier der Luftwaffe erschien, um den bevorstehenden Angriff mit uns durchzusprechen. Leigh-Mallory und ich hatten alle Photographien mit Stecknadeln nebeneinander an die Wandtafel

geheftet, die an der einen Längsseite unseres Zelves befestigt war. Auf diese Weise hatten wir ein Luftbild von unserem Frontabschnitt, über das wir ein Koordinatennetz legten. Wir veranlassten, dass dasselbe System zur Ortsbezeichnung auch in der Nachrichtenabteilung unseres Grossen Hauptquartiers verwendet wurde. Wenn wir unsere damalige Arbeit vom heutigen Stand der Luftüberwachung und der Topographie aus betrachten, erscheint sie sehr dilettantisch, aber damals wurden wir davon vollauf in Anspruch genommen. Ich war so beschäftigt, die Pläne zu erläutern, die wir für unsere Erkundungsflüge aufgestellt hatten, dass ich gar nicht bemerkte, wie ein Besucher ins Zelt trat: Generalmajor Sir John Salmond, der Oberkommandierende der Fliegertruppen in Frankreich. Im Hintergrund des Zelves stehend, hörte er uns einige Minuten zu, wie wir unsere Flüge über das spätere Kampfgebiet besprachen, wobei wir uns gewisse Markierungspunkte und die voraussichtlichen Bereitstellungsräume der feindlichen Truppen ganz besonders einprägten. Wir klärten ab, was bestimmte Schattierungen zu bedeuten hatten, und stellten an Hand der Konturen auf unseren Luftaufnahmen Hügel und Täler fest. Unser Geschwaderkommandant unterbrach die anstrengende Tätigkeit, indem er plötzlich an den langen Tisch vor der Tafel trat. Ich legte ihm nochmals unsere Flugroute dar. Erst jetzt bemerkte ich den von zwei Staboffizieren begleiteten Sir John Salmond. Er besuchte alle Frontgeschwader und inspizierte, wie weit sie sich für die Grossoffensive vorbereitet hatten. Zudem wollte er sich persönlich von ihrer Kampfmoral überzeugen.

Im Morgengrauen des 12. August sollte unser Angriff stattfinden. Die Deutschen würden voraussichtlich einen Gegenangriff unternehmen und versuchen, Truppen aus anderen Frontabschnitten heranzuholen. Unsere Aufgabe war, auszukundschaften, wo sie die Verstärkungen zusammenzogen und in welcher Richtung diese sich bewegten. Der 12. August brach an. Gutgelaunt stieg ich beim ersten Morgendämmern in meine Maschine. Haslam war die Ruhe selbst. Nonchalant, wie wenn er an Fronleichen zur Messe ginge, schritt er zum Flugzeug. Der Donner der Geschütze liess Erde und

Luft erzittern wie ein gewaltiger Wasserfall. Der Horizont war blutrot. Als wir durch den Bodennebel hindurch in die Himmelsbläue aufstiegen, wussten wir, dass es ein schöner Tag werden würde, obwohl die dichte Nebeldecke unter uns noch schwer über dem Boden lag. Die ganze Front war in Bewegung. Auf beiden Seiten sah man das Mündungsfeuer der Geschütze. Wie unzählige Leuchtkäfer, grün, gelb und rot aufleuchtend, hoben sie sich von der dichten Nebeldecke ab. Der Kontrast faszinierte mich - tief unten verbissener Kampf auf Leben und Tod, darüberhin, majestätisch und teilnahmslos, zogen langsam und gelassen die Nebelschwaden. Doch blieb für solche Betrachtungen nicht viel Zeit. - Innerhalb von zwanzig Minuten waren die deutschen und englischen Jäger zur Stelle - und sogleich in wilde Luftkämpfe verwickelt. Im Tiefflug glitt ich dicht über das wogende Nebelmeer. Meine Aufgabe bestand darin, in den Nebellichtungen das feindliche Terrain eingehend zu beobachten. Dabei galt es, ständig die eigene Position genau zu kennen, von ihr aus die Truppenkonzentrationen des Feindes zu bestimmen und nach hinten durchzugeben.

Plötzlich entstand ein Riss im Nebelmeer unter mir. Da sah ich: Dort unten geschah genau das, wonach wir Ausschau halten sollten, was das Hauptquartier so sehnlich zu wissen wünschte. Direkt unter mir, längs eines Waldrandes, sammelten sich die feindlichen Truppen. Es war die grösste Konzentration von Transportwagen und Panzern, die ich je gesehen hatte. Sofort setzte ich zum Sturzflug an und flog ganz tief über sie hinweg. Ich vergewisserte mich meiner Position. Zuerst musste ich mich orientieren und nach bekannten Markierungspunkten Ausschau halten, damit mir bei meinem Rapport ja kein Fehler unterlief. Vom Boden aus nahm man uns unter schweres Abwehrfeuer, aber ich achtete kaum darauf. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, die Stärke der feindlichen Truppen abzuschätzen. Haslam hinter mir feuerte unaufhörlich. Mindestens ein Dutzend Maschinengewehre hatten uns aufs Korn genommen. Die Deutschen wussten nur zu gut, wonach wir Ausschau hielten. Sie mussten uns unter allen Umständen abschiessen. Aber wir verschwanden wieder im Nebel.

Die Stärke der feindlichen Truppen konnte ich genau feststellen, aber über ihren Standort war ich mir noch nicht ganz im Klaren. Ich verfluchte den Nebel, obwohl er unsere Deckung war. Ich musste noch einmal hinunter. Als ich im Sturzflug tauchte, schienen genau vor mir zwei Flugzeuge wie Geister durch den Nebel zu gleiten. Ein jäher stechender Schmerz durchfuhr meinen rechten Fuss. Im gleichen Augenblick setzte in meiner Nähe das Rat-ta-ta eines Maschinengewehres ein. Ich blickte auf meine Instrumente. Das Funkgerät war zerschossen.

Die Lücke im Nebelvorhang hatte sich wieder geschlossen. Im Augenblick hatte ich keine Ahnung, wo ich mich eigentlich befand. Plötzlich zerriss der Nebelschleier neuerdings auf Backbord. Es entstand ein grosses trichterförmiges Loch, genau das, was ich brauchte. In einer Spirale ging ich tiefer und bekam dabei den Wald wieder zu Gesicht, doch diesmal unter einem anderen Blickwinkel. Diesen Wald kannte ich doch, oft genug hatte ich ihn auf unseren Photos im Zelt in Amiens gesehen! Ein Irrtum war ausgeschlossen. Voller Freude über meinen Erfolg drehte ich heimwärts ab. Über die Position der Deutschen bestand kein Zweifel mehr. Unser Hauptquartier musste die Information sofort erhalten; sie war für uns lebenswichtig. Da mein Funkgerät unbrauchbar war, musste ich doppelt aufpassen, heil nach Hause zu kommen.

Wellenartig kamen und gingen die Schmerzen und zogen längs meines rechten Beines immer höher; aber ich hatte kaum Zeit, darauf zu achten, denn zwei deutsche Flugzeuge kreuzten gestaffelt im Sturzflug meinen Weg. Ich konnte ihre Hoheitszeichen kaum erkennen. Sofort eröffnete ich das Feuer. Als ich den Abzug durchzog, durchfuhr ein irrsinniger Schmerz mein linkes Bein. Gleichzeitig hörte ich ganz dicht das Knattern der feindlichen Waffen. Haslam schoss hinter mir wild drauflos. Dann wurde alles um mich herum trübe und verschwommen. Nur der entsetzliche Schmerz schien mich vor einer Ohnmacht zu bewahren. Die Maschine sackte ab. Ich war zu schwach, sie noch unter Kontrolle zu bekommen. Ich konnte sie nicht mehr halten, konnte sie nicht wieder hochbringen. Es war zuviel für mich. Irgendwas in meinem

Innern sagte mir, dass ich im Begriff war abzustürzen und dass ich es nicht dazu kommen lassen durfte. Um jeden Preis musste ich zu unserer Basis zurück.

Mit aller Kraft, die ich noch aufbringen konnte, zog ich den Steuerknüppel wieder an. Die Maschine gewann an Höhe. Wir flogen in Baumhöhe über Gräben, und ich wusste, dass wir nun in der Nähe unserer eigenen Linien waren. Ein Deutscher verfolgte uns. Ich war nicht mehr fähig, mich umzudrehen, aber an dem verzweifelten Geknatter von Haslams Maschinengewehr erkannte ich, dass wir immer noch in Gefahr schwebten.

Aus einem grossen Loch in meinem linken Bein spritzte Blut in kleinen Fontänen. Mein Kopf war zeitweise völlig klar, dann wieder fühlte ich mich wie betäubt; stets wenn der Schmerz nachliess, kam ich wieder voll zu Bewusstsein. In einem solchen klaren Moment hatte ich den guten Einfall, mit der linken Hand das Hosenbein meiner Shorts ganz straff zu ziehen und den Saum wie bei einem Druckverband zu verknoten.

Ich wusste, dass ich den Flugplatz nicht mehr erreichen würde. Ich musste sofort irgendwo notlanden. Mein linkes Bein war mir im Wege. Ich konnte es nicht mehr gebrauchen. Ich zerrte daran, hob es ein bisschen hoch und zog es zwischen den Pedalen heraus.

Ich wiederholte fortwährend die Koordinatenzahlen des Standortes der feindlichen Truppen und versuchte die Position im Kopf zu behalten. Alles andere war wie ein Traum, verworren und unwirklich. Ich sah, dass der Boden näherkam; auf Steuerbord lag ein freies Feld. Ich konnte es gerade noch im Gleitflug anfliegen. Der Deutsche war immer noch hinter uns. Er wollte uns unbedingt erledigen. Als wir aufsetzten, stiess er auf uns nieder. Wir hörten, wie seine Kugeln in der ganzen Länge des Rumpfes einschlugen. Ich konnte die Maschine noch gerade halten; wir holperten dahin. Die Schmerzen in meinem Bein machten mich beinahe rasend. Der Deutsche machte kehrt und stiess ein zweites Mal auf uns nieder, sein Maschinengewehr knatterte. Er war immer noch nicht zufrieden.

Soldaten – es waren Kanadier – rannten auf unsere Maschine zu. Sie schrien irgendetwas. Haslam beugte sich von seinem Sitz aus

zu mir, legte eine Hand auf meine Schulter und sagte: «Halt durch, Freddie! Halt durch! Da kommt schon Hilfe! «Ein braungebrannter Kanadier kam keuchend heran, er sah in das Cockpit hinein und schrie den anderen zu: «Der Pilot ist schwer verletzt. Kommt her, Boys. Wir müssen ihn rausholen!» Ein riesiger Bursche versuchte mich hochzuheben. Der Schmerz wurde zur Marter, als sie mich kervorzogen. Mir wurde übel, und ich begann mich zu übergeben, würgte aber nur Speichel heraus. Neben mir schnitten sie in das Cockpit ein grosses dreieckiges Loch. Dann hoben sie mich heraus. Während all dessen wurde ich mehrere Male bewusstlos. Dann trugen mich vier der Männer über das Feld. Das Geschaukel verdoppelte noch meine Schmerzen, aber ich wurde nicht wieder bewusstlos und spürte jetzt jeden Schritt. Über dem Knie hatten sie etwas um meine Hüfte gebunden und so stramm angezogen, dass ich glaubte, mein Bein würde zerplatzen; dazu kamen Schmerzen, die wie höllisches Feuer brannten. Nerven mussten abgerissen und zerquetscht sein in einem Gemenge von Knochensplintern und Knorpeln. Dann erblickte ich einen heranfahrenden Krankenwagen.

«Wo ist Haslam?» forschte ich.

«Er kommt auch mit», antwortete jemand; «er ist nur leicht verletzt.»

Ich erhielt eine Spritze, und dann wusste ich einige Zeit nichts mehr. Als ich erwachte, lag ich noch immer im Krankenwagen. Nach Stunden, wie es mir erschien, hielten wir endlich. Meine Beine begannen wieder zu schmerzen, es war ein anhaltender, durchdringender, tieflyingender Schmerz, der durch den ganzen Körper ging. Er war noch heftiger und schlimmer als zuvor. Wiederum fiel ich in Ohnmacht.

Dann war ich neuerdings einen Augenblick bei Bewusstsein und sprach mit dem Feldarzt: «Doktor, ich habe wichtige Nachrichten - sie sind lebenswichtig für uns - die Deutschen nähern sich immer schneller - ich weiss, wo sich ihre Infanterie konzentriert - berichten Sie dem achten Geschwader, ein Offizier muss sofort hierher kommen.» Der Arzt erwiderte: «Du bist verrückt! Vorläufig kannst du den Krieg vergessen, alter Junge!»

«Bitte berichten Sie doch», flehte ich.

«Also gut, meinetwegen», versprach er und entfernte sich.

Jetzt erst bemerkte ich, dass ich in einer langen Reihe Verwundeter lag, die alle darauf warteten, operiert zu werden. Dann muss ich wieder bewusstlos geworden sein. Eine oder zwei Minuten später wurde mir eine Maske aufs Gesicht gelegt, und der eklige Geruch des Chloroforms stieg mir in die Nase. Ich begann zu zählen und kam bis fünfunddreissig. Ich erinnere mich, dass ich als nächstes undeutlich das vertraute Gesicht unseres Geschwaderadjutanten «Jock» vor mir wahrte. Langsam kam ich wieder zu mir. Ich lag auf dem Rücken in einem Bett. Jock stand neben mir. Mühsam streckte ich meine Hand aus. Er ergriff sie und sagte irgendetwas. Aber was? Ich versuchte etwas zu sagen, brachte aber nur ein Flüstern hervor. Dann wurde mir plötzlich entsetzlich schlecht, und ich übergab mich. Mein Kopf war jetzt klarer, denn ich erinnerte mich, dass ich Jock hatte herbeirufen lassen. «Informationen für Leigh-Mallory, Jock», stiess ich mühsam hervor, «ganz - ganz wichtiges Material.» Ich schloss meine Augen, um mich konzentrieren zu können. Dabei sah ich wieder die Landschaft vor mir, wie ich sie gesehen hatte, als ich hinter den deutschen Linien herumspionierte. «Grosse Infanteriekonzentration bei Ham und Hombleux - viele Panzer und Geschütze bei Bussy...» Alles, was ich noch wusste, kam mühsam hervor. Dann wurde ich wieder bewusstlos. Als ich das nächstemal zu mir kam, waren die bohrenden Schmerzen in meinem Bein verschwunden, dafür spürte ich ein heftiges Stechen wie von tausend Nadelstichen in meinen Füßen und Zehen. Ich versuchte zu schlafen, aber von diesen höllischen Stichen gefoltert, wachte ich stets wieder auf. Ich schlug die Decke und das Oberleintuch zurück, um nach meinen Füßen zu fassen ... Ein Bein fehlte!

Ich konnte es nicht fassen! Aber von meinem linken Knie an abwärts war nichts mehr vorhanden, und doch juckte und stach es im Fuss zum Verrücktwerden. Ich befühlte mein rechtes Bein bis zum Fuss. Ich wollte sicher sein, ob es mir nicht den gleichen Streich spielte. Es war noch da, in einer dicken Lage Watte ver-

packt und gut verbunden. Immer noch konnte ich nicht begreifen, dass mein linkes Bein amputiert war. Ich fühlte es doch die ganze Zeit. Immer wieder schlug ich die Bettdecken zurück und starrte auf den leeren Platz, wo mein Bein sein sollte, und den Riesenverband oberhalb meines linken Knies. Deckte ich mich zu, hatte ich sofort wieder den Eindruck, mein Bein sei noch vorhanden.

An alles erinnerte ich mich deutlich. Mein letzter Flug und alles, was ich am Boden beobachtet hatte, der Luftkampf und die Notlandung standen lebhaft vor mir. Aber wenn ich an mein Bein dachte, klaffte eine Lücke in meinem Gedächtnis. Vom leeren Platz in meinem Bett arbeiteten sich meine Gedanken zur Operation zurück, weiter zu der Reihe von Bahren mit den Schwerverletzten, zur Fahrt mit dem Krankenwagen, zu dem Feld, auf dem ich notgelandet war, zurück zum Luftkampf und dem Augenblick, wo ich getroffen wurde. Es war doch seltsam, dass ich mich von einem bestimmten Augenblick an an nichts mehr erinnern konnte. Eine Zeitlang befürchtete ich, dass mein Gehirn nicht mehr richtig funktioniere. Diese Teilamnesie hing mit dem Verlust eines meiner Körperteile zusammen, und der Arzt strengte sich an, mir das bekannte Phänomen zu erklären. Der eigenartige Zustand werde noch einige Zeit andauern, später aber gänzlich verschwinden. Ich würde noch lange das fehlende Glied gebrauchen wollen. Vor jedem Treppenabsatz würde ich zögern und vorsichtig das linke Bein heben wollen, das Bein, das ja gar nicht mehr vorhanden war. Er hatte recht. Noch monatelang reagierte ich auf diese Weise.

Wir lagen in einem Lazarett der Royal Air Force. Neben mir ein Australier, ein Staffelformandaut, dem ein Arm amputiert worden war. Er sprach des Öfteren mit mir über Musik und unterhielt sich dabei besonders gern über Geigen, für die er ausserordentlich viel übrig zu haben schien. Immer und immer wieder fragte er mich: «Glauben Sie, dass ich auch mit einem Arm Violine spielen kann?» Offen gestand ich ihm, dass ich mir das nicht gut vorstellen könne. Doch er gab sich damit nicht zufrieden, sondern stellte mir beinahe jeden Tag die gleiche Frage. Offenbar war er nicht meiner Ansicht. Er hatte leidenschaftlich gern und anscheinend auch gut

Violine gespielt. Sein Verlust half mir, den meinen zu ertragen. Ich trauerte Fussball und Tennis nach; Schwimmen war vielleicht noch möglich, aber Fliegen ...

Im September begannen die Deutschen mit der Bombardierung von Rouen. Gegen Mitte des Monats erfolgte dreimal ein Bombenangriff auf unser Lazarett. Eine um die andere der verstreut liegenden Lazarettbaracken wurde zu einer Stätte des Grauens. Lichterloh brannte alles und wurde zerstört. Der dritte Angriff war der schlimmste. Die vier benachbarten Baracken wurden von der ersten Bombe vollständig zerstört; wie Kartenhäuschen fielen sie in sich zusammen und brannten aus. Dröhnend entfernte sich der Bomber, und schon kam der nächste angebraust. Es mussten ungeheuerliche Bomben sein, die sie da auf uns abwarfen. Das Entsetzlichste war unsere völlige Hilflosigkeit. Wir konnten nicht in Deckung gehen, mussten einfach im Bett hegen und abwarten, ob die Bomben einschlugen oder nicht.

Plötzlich wurde ich auf unsere Nachtschwester aufmerksam. So viel Fassung und Ruhe gingen von ihr aus, dass ich das Pfeifen der zweiten Bombe kaum beachtete, und auch das nachfolgende ohrenbetäubende Krachen, das Wanken von Wänden und Decken registrierte ich nur nebenbei. Die Haltung, mit der diese Schwester ihrer Arbeit nachging, fesselte mich zu sehr. Ich hatte zwar keine jahrzehntelange Kriegserfahrung, kannte aber die Front seit 1915, hatte Bombenangriffe erlebt, war verschüttet gewesen, im Granatfeuer gestanden, war verletzt worden und unzählige Male das Ziel von Maschinengewehren gewesen, und doch liess mich die erste Bombe am ganzen Körper erzittern und erfüllte mich mit Angst und Entsetzen. Dieses Mädchen aber schritt gelassen durch unsere weitläufige Station, griff mit hilfsbereiten Händen zu und hatte für jeden von uns ein Lächeln bereit. Aus dem Nichts zauberte sie Tassen mit Tee hervor, und sie wackelten nicht einmal auf ihren Untertellern, wenn sie sie austeilte. Es war einfach unglaublich – bald blickten ihr alle gebannt nach. Von diesem Tag an hatten wir sie ins Herz geschlossen.

DIE GENESUNG

«Warum hast du uns nie verraten, dass du ein Held bist?» Mit diesen Worten erhielt ich die Nachricht, dass mir das Viktoriakreuz verliehen worden war, eine Neuigkeit, an die ich kaum zu glauben wagte. Aber es sollten noch viel erfreulichere Botschaften kommen. Zwei Tage später, am n. November, kam es zum Waffenstillstand. An jenem Abend hatten wir Ausgang, und am nächsten Morgen um sechs Uhr holte uns ein Krankenwagen beim «Monica» wieder ab.

Im Dezember wurde ich aus dem Spital entlassen und nach Roehampton geschickt, wo mir eine Prothese angepasst werden sollte. Es war ein plumpes Holzbein, aber nach einiger Zeit hatte ich mich daran gewöhnt und humpelte mit meinen Krücken unsicher und voller Hemmungen umher. In den Strassen Londons und auch anderswo liefen noch mehr Leute so herum; das half. Vom Luftfahrtministerium erhielt ich einen Brief mit einem Scheck über zweihundertfünfzig Pfund – die Abfindung für mein verlorenes Bein. Einige Minuten war ich hell begeistert. Dann begann ich nachzudenken. Was fällt denen ein! Mein Bein war doch viel mehr wert als dieses lumpige Geld! Was waren das für dunkle Existenzen im Luftfahrtministerium, die diese Angelegenheit unter sich hatten? Ich wollte ihnen einen Brief schreiben, um ihnen meine Meinung zu sagen. Es erbitterte mich masslos, dass man wagte, mein Bein in Geld zu werten. Doch den Brief schrieb ich nie. Ich kaufte für zweihundert Pfund Kriegsanleihen und fuhr nach Paris, um dort die restlichen fünfzig Pfund zu verjubeln.

In Paris erblickte ich zufällig in einem Schaufenster eine Auswahl von Holzbeinen, die meinem gegenüber wesentliche Verbesserun-

gen aufwies. Ich betrat den Laden und erkundigte mich nach den Preisen. Zwanzig Pfund kosteten sie, mussten aber drei- oder viermal anprobiert werden. Ich beschloss auf der Stelle, mir eines anfertigen zu lassen. Bei der letzten Anprobe stellte sich heraus, dass es wesentlich besser passte als das von Roehampton, auch wenn ich immer noch Krücken gebrauchen musste.

Auf der Rückreise nach London begann ich mir ernsthafte Sorgen um meine Zukunft zu machen. In der Royal Air Force konnte ich natürhch nicht bleiben, schliesslich war sie kein Wohltätigkeitsinstitut. Bald würde ich ausgemustert und mit hundert Pfund im Jahr pensioniert werden. Natürlich dachte ich an mein Rechtsstudium, das ich 1914 in Genua unterbrochen hatte. Da lag sicher meine grösste Chance. Konnte ich nicht irgendwie in England weiterstudieren? Ich litt ziemlich oft an Depressionen und fragte mich, ob man mich auf dieser Welt überhaupt noch zu etwas gebrauchen konnte. Es war mir deshalb eine grosse Erleichterung, als der Dekan der Rechtsfakultät schrieb, dass ich ohne Aufnahmeprüfung zum Studium in London zugelassen würde. Angaben über meine Schulbildung, mein Alter (ich war dreiundzwanzig) würden genügen.

Ich lernte Herrn Sutter kennen, einen Schweizer, der auch ein Bein verloren hatte. Er besass eine Werkstatt für Präzisionsinstrumente und hatte sich selbst ein künstliches Bein entworfen und fabriziert, das ihm erlaubte, aufrecht und ohne Krücken zu gehen, fast wie jeder normale Mensch. Er erzählte mir, dass er mit seinem künstlichen Bein wieder seiner grossen Passion, dem Bergsteigen, frönen könne. Im Laufe des Gesprächs zeigte sich auch seine Leidenschaft für das Fliegen, der er ebenfalls wieder nachgehen konnte. Mit Freuden nahm ich seine Einladung zu einer vorbereitenden Untersuchung an.

Die Sutter-Prothese war die Erfindung eines Genies! Ich war von den Fortschritten, die ich damit machte, begeistert. Ich glaube nicht, dass Sutter im Hinblick auf eine sportliche Betätigung und die Fliegerei allzu grosse Hoffnungen in mir erwecken wollte, aber ich fühlte mich jetzt wieder stark und selbstsicher genug, gegen die Chefs der Luftwaffe anzutreten. Ich war bereits fest überzeugt, in

der Lage zu sein, ein Flugzeug zu meistern, wenn nur die Steuerpedale der Maschine meinem Bein etwas angepasst würden. An ein Rechtsstudium dachte ich nicht mehr länger. Wenn ich doch nur die Leute in den höheren Kommandostellen der Luftwaffe überzeugen könnte!

Eines Tages stolzierte ich zum erstenmal ohne Krücken in den Royal-Air-Force-Klub. Zum Gehen brauchte ich nur noch einen festen Spazierstock mit einer kleinen Gummizwinge an der Spitze. Drei Monate war ich nicht mehr im Klub gewesen. Und nun sah ich als ersten ausgerechnet Maurice Baring, den Privatsekretär von «Boom» Trenchard, dem Vizeluftmarschall. Maurice war Dichter und Diplomat. 1924 gab er sein «Oxford Book of Russian Verses» heraus. Ich wunderte mich stets, wie gut er mit seinem strengen, etwas engstirnigen Chef auskam. Er war verblüfft, mich so gut auf den Beinen zu sehen. Sofort benutzte ich die Gelegenheit: «Hör mal», sagte ich zu ihm, «wenn ich dich davon überzeugen kann, dass ich durch dieses Wunder von einer Prothese wieder der zweibeinigen Rasse angehöre, warum sollte ich nicht auch Trenchard umstimmen können?»

«Wozu?»

«Dass er mich bei der Luftwaffe behält. Du weisst so gut wie ich, was das für mich bedeutet.»

«Das Fliegen bedeutet dir viel, nicht wahr?»

«Es bedeutet mir alles. Ich glaube, ich würde verrückt, wenn ich mein ganzes Leben lang unten bleiben müsste. Ich muss einfach wieder fliegen! Ich könnte Trenchard überzeugen – ich bin sicher, dass es mir gelingt! Denk nur einmal an deine Reaktion!»

«Du verstehst etwas vom Fliegen, Freddie. Ich werde versuchen, eine Unterredung für dich zustande zu bringen.»

Die Unterredung mit Vizeluftmarschall Sir Hugh Trenchard fand Ende Februar 1919 statt. Baring hatte die Zusammenkunft gut vorbereitet – er hatte Trenchard kein Sterbenswörtchen von meinem Sutter-Bein gesagt und liess mich die Überraschung meines Gegenübers voll auskosten. Mit gemischten Gefühlen betrat ich den Raum. Trenchard, eine auffallende Erscheinung, stand am Kamin.

Zwei scharfe blaue Augen musterten mich von oben bis unten. Er war sehr erstaunt, wie gut ich mich erholt hatte, und gab unverhohlen seiner Freude darüber Ausdruck. Aufmerksam hörte er mir zu.

Ich sagte ihm, ich könne bestimmt wieder fliegen. Mein ganzes Sinnen und Trachten gehe dahin, wieder in die Luft zu kommen. Er erwiderte darauf: «Sie wissen, wie die Ärzte sind, stur wie Maulesel, und leider haben sie das letzte Wort. Ich kann sie nicht beeinflussen. Aber Ihre Sprachkenntnisse sind ein grosser Vorteil und erleichtern unsern Plan wesentlich. Das Aussenministerium braucht für bestimmte Zeit einen Verbindungsoffizier, der bei der Royal Air Force war. Ich glaube, Sie sind der richtige Mann dafür. Sie werden der erste britische Royal-Air-Force-Diplomat sein. Inzwischen vergeht Zeit, die jetzigen Schwierigkeiten werden sich geben, und vielleicht haben Sie später wieder die Chance, in die Luft zu kommen.»

Die Freude überwältigte mich. Ich versuchte zwar, mir nichts anmerken zu lassen, hielt es aber doch für angebracht, Trenchard sehr herzlich zu danken. Ich wusste, dass er nur mit grössten Schwierigkeiten gegen die Ansichten der Ärzte aufkommen würde. Ich für meinen Teil war fest entschlossen, alles daranzusetzen, meine Hand wieder auf den Steuerknüppel eines Flugzeuges zu legen und zu beweisen, dass ich wieder fliegen konnte. Dies würde alle Einwände zunichte machen.

Ich schrieb an Salmond und Leigh-Mallory. Ich wollte dem Entschcheid der Ärzte so weit wie möglich zuvorkommen. Salmonds Antwort freute mich. «Wenn Sie, was ich hoffe, weiterhin bei der Luftwaffe bleiben wollen, dann richten Sie Ihre Bewerbung um eine Dauerstelle an mich persönlich. Ich kann Ihnen nichts versprechen, aber ich werde versuchen, für Sie einen Posten zu finden.»

Leigh-Mallory lud mich in seinem Antwortschreiben ein, mein früheres Geschwader zu besuchen, das immer noch bei Amiens stationiert war. «Ich weiss nicht, was aus mir wird», schrieb er, «aber wenn man mir, was ich sehr hoffe, eine feste Anstellung bietet, dann weiss ich, wo ich Sie unterbringen werde. Machen Sie sich also keine Sorgen ...» Diese beiden Briefe mit ihren Zusicherungen,

die davon zeugten, dass man trotz allem mit mir rechnete, machten mich so glücklich, dass ich auf der Stelle meine Kriegsanleihen wieder verkaufte und mir einen gebrauchten Ford Modell T anschaffte.

Im April 1919 meldete ich mich im Auswärtigen Amt, um meinen Dienst anzutreten. Mein Kollege von der Marine erklärte mir, dass ich unter die «Spione» geraten sei. Er fügte noch hinzu, wir hätten etwas gemeinsam, erhob sich von seinem Stuhl, nahm seinen Stock und klopfte auf etwas, was nur ein Holzbein sein konnte. Dann stellte er mich dem Armeevertreter vor, der ebenfalls eine Prothese trug, wie sich herausstellte. Wir drei bildeten also die Abteilung, die möglichst unauffällig als Geheimdienst arbeiten sollte, und alle humpelten wir auf Holzbeinen herum! Es war zu komisch, und wir hielten uns den Bauch vor Lachen.

Im August wurde bei der Royal Air Force rücksichtslos durchgegriffen, und viele wurden ausgemustert. Bei Kriegsende bestand die Royal Air Force aus dreissigtausend Offizieren, aber an jenem unvergesslichen Augustmorgen standen in der «London Gazette» nur noch zweihundert Namen – nämlich diejenigen, die eine feste Anstellung erhalten hatten. Tausende setzten ihre Hoffnungen auf diese Liste. Als ich die Zeitung aufschlug und die Namensliste zu lesen begann, pochte mein Herz aufgeregt. Welche Aussicht hatte ich mit meinen körperlichen Gebrechen, wo es völlig gesunde und voll einsatzfähige Männer zu Tausenden gab? Ich konnte höchstens freundliche Worte und hilfsbereite Gesten von Freunden erwarten. Sie hatten bestimmt alle ihr möglichstes getan, aber die Hindernisse waren eben zu gross.

Ich sah die Namen durch und war überzeugt, dass meiner nicht dabei sein konnte. Plötzlich stiess ich darauf. Erst war ich völlig überrascht, dann durchflutete mich ein unaussprechliches Glücksgefühl, bedeuteten diese wenigen Buchstaben doch, dass vor mir noch einmal eine Zukunft voller Hoffnungen lag. Es war die wichtigste Nachricht, die ich je in meinem Leben erhalten hatte. Noch zwei andere Namen standen auf der Liste: der von Leigh-Mallory und der von Haslam. Auch sie befanden sich unter den wenigen Männern, die die Royal Air Force weiter aufbauen sollten.

IN GEDANKEN WOANDERS

Eines Tages im Mai 1919 ging ich mit einem Freund namens MacDonald, den ich von der Fliegerschule her kannte, essen. Dabei überredete er mich, ihn nach Kidbrooke zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung der Royal Air Force zu begleiten. Er selbst hatte sich dazu verleiten lassen, weil seine Schwester mitmachte. Als der Vorhang hochging, kamen vier junge Tänzerinnen in bezaubernden Kostümen auf die Bühne. Eine schien hübscher als die andere.

«Welches ist deine Schwester?» flüsterte ich.

«Sie tritt erst später auf.»

Als ich das hörte, lehnte ich mich vorerst bequem in meinen Fauteuil zurück; aber die vier Mädchen auf der Bühne tanzten nicht nur ausgezeichnet, sie waren auch ausnehmend hübsch und dazu noch alle sehr gut gewachsen. Eine von ihnen, die nur einige Zentimeter kleiner war als die anderen, fiel mir besonders auf; sie schien ausgelassen und voller Lebensfreude zu sein. Ihr schien die Vorführung Spass zu machen, und von allen tanzte sie weitaus am besten. Ihre Bewegungen waren schnell, rhythmisch genau und graziös. Am Ende ihres Auftritts erhielten die Mädchen ohrenbetäubenden Applaus. Ich wandte mich MacDonald zu:

«Kennst du sie?»

«Ich kenne nur drei von ihnen», antwortete er, «sie sind Schulfreundinnen von Anne.»

«Kannst du es nicht einrichten, dass ich mit der letzten, der Stepptänzerin, bekannt werde?»

«Sei kein Narr, Freddie. Genau das will ich auch. Sie ist das Mädchen, das ich nicht kenne, das ich mir aber erobern will, koste es,

was es wolle! Diese Roy al-Air-Force-Burschen werden wie ausgehungerte Wölfe hinter ihr her sein.»

Ruhig erwiderte ich: «Wir wollen uns nicht darüber streiten, Mac, aber ich habe sie zuerst entdeckt. Ausserdem bin ich dein Gast. Und du hast ja noch drei Schönheiten, unter denen du wählen kannst.»

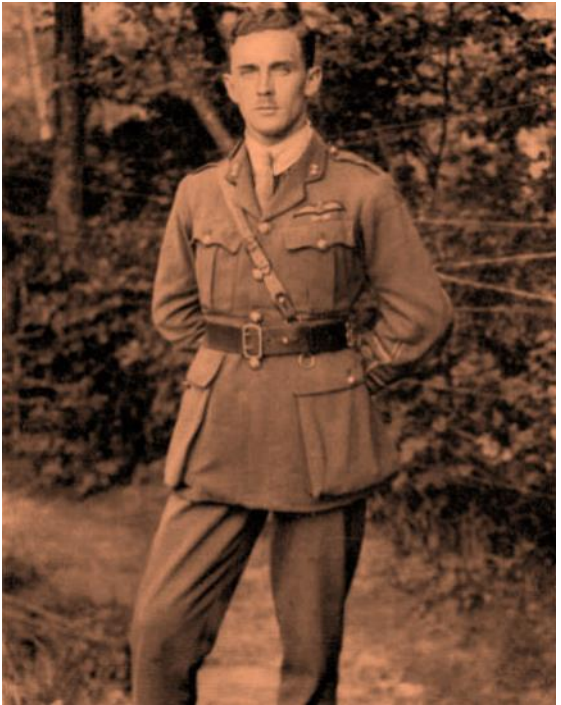
«Also gut», sagte er schliesslich, «wir können ja immer noch tauschen.»

Nach der Vorstellung warteten wir auf die vier Tänzerinnen. Die jungen Piloten drängten sich scharenweise heran, alle mit der gleichen Absicht. Es würde ein Handgemenge geben, wenn die Mädchen herauskamen! Wegen meines Sutter-Beines hatte ich Mühe, nicht auf die Seite geschoben zu werden. Aber Mac war gross und kräftig, und das half uns weiter. Wir standen bald ganz vorne und machten die Bekanntschaft der Mädchen.

Wynne Leslie, wie ihr Name lautete, war aus der Nähe noch natürlicher und lieblicher anzusehen als aus der Entfernung mit dem Bühnen-Make-up. Als wir mit allen vier plauderten, stellte ich bald fest, dass sie viel netter war als die drei andern, die irgendwie gekünstelt wirkten, während sie sich völlig natürlich und ungeziert gab. Meine vielen Komplimente über ihre tänzerischen Leistungen freuten sie, und ihre grossen blauen Augen lachten mich dabei die ganze Zeit an. Beim Tanzen fand ich bald heraus, dass sie sich meinen etwas steifen Bewegungen ausgezeichnet anpasste, dass sie siebzehn Jahre alt war, ihren Vater verloren hatte und ihre Schwestern, ihren Bruder und ihre Mutter tief verehrte. Ich glaube, dass der Verlust meines Beines, den ich ihr mit einem Satz erklärte, in ihr Mitgefühl erweckte. Sie zeigte viel Verständnis, ohne dabei auch nur im Geringsten taktlos zu werden. Ihr Verhalten wagte ich nicht einfach als Sympathie zu mir zu deuten, denn sie war schon von Natur aus so freundlich und lebenswürdig, dass ich schwer beurteilen konnte, ob sie nicht nur Mitleid für mich empfand. Das hätte mich furchtbar enttäuscht. Ich fragte, ob ich sie ein andermal wiedersehen dürfe. Sie erwiderte: «Ja, wenn Sie eine Begleiterin nicht stört – meine Mutter gibt mir gewöhnlich meine Schwester Doris als Anstandsdame



Wynne als Tänzerin in einer Wohltätigkeits-
veranstaltung der Royal Air Force.



Hauptmann West, Kommandant einer Dreierstaffel
im achten Geschwader.



Die Fokker-Maschine «Saint Raphael».

Davor (von links nach rechts): Hauptmann Hamilton, Oberst Minchin und ein Vertreter der Bristol Aeroplane Company.

mit. Sie ist schon einundzwanzig und sehr verantwortungsbewusst, aber sie ist weder langweilig noch steif.» Wynne stellte mich ihrer Mutter vor, und bald durfte ich sie regelmässig zu Hause besuchen. Im August beschloss ich, Wynne einen Heiratsantrag zu machen. Ich lud sie in den Royal-Air-Force-Klub zum Nachtessen ein. In meiner Tasche hatte ich einen Diamantring als Verlobungsgeschenk. Keinen Augenblick kam mir der Gedanke, sie könnte mich abweisen. «Wynne», sagte ich ihr, «ich habe eine grosse Überraschung für dich.»

«Was denn?»

Um sie noch neugieriger zu machen, wechselte ich das Thema. Sie fragte mich immerfort nach der Überraschung. Schliesslich sagte ich: «Wenn du es noch nicht wissen solltest, von heute Abend an bist du mit mir verlobt.»

«Bist du verrückt?»

«Nicht im Geringsten, und um es dir zu beweisen – hier ist der Verlobungsring. Gefällt er dir?»

Wynne wurde zuerst rot, dann lächelte sie verlegen. Ich steckte ihr den Ring an den Finger. «Er ist zu weit», meinte sie. Und ich erwiderte: «Im Schmuckschächtelchen steht der Name des Juweliers. Geh morgen hin und lass dir den Ring anpassen. Und jetzt wird gefeiert.»

Plötzlich sagte Wynne: «Was wird Mutter dazu sagen?»

«Das ist bereits in Ordnung», entgegnete ich, «sie hat schon vor Wochen ihre Zustimmung gegeben.»

Damit beging ich einen grossen Fehler. Wynne fuhr hoch. «So hast du alles hinter meinem Rücken geregelt? Ich habe die grösste Lust, die Verlobung sofort wieder aufzulösen.»

«Um Himmels willen, nein, Wynne. So war es ja gar nicht gemeint! Es sollte nur heissen, dass deine Mutter nichts gegen mich einzuwenden hat. Du hättest zu entscheiden, sagte sie, sie werde uns nicht im Wege stehen, wenn du meinen Antrag annehmen solltest. Etwas anderes wollte ich nicht sagen.»

«Ich kann es nicht ausstehen, dass man hinter meinem Rücken über mich spricht.»

«Wynne», sagte ich, «ich sprach ja die ganze Zeit nur von dir. Ich

erklärte deiner Mutter, du seiest die schönste, fröhlichste, charman-
teste, graziöseste und klügste Frau auf der ganzen Welt! Glaub mir
doch, Wynne, es ist mir bitter ernst, und ich meine es ehrlich.»

Wynne war ein bisschen besänftigt. Ich bemühte mich eifrig, sie mit
kleinen Episoden aus meinem Alltag abzulenken, und nach kurzer Zeit
war sie wieder fröhlich und gut gelaunt.

Erst am nächsten Morgen fiel ich aus allen Wolken – als ich darüber
nachdachte, wie zum Kuckuck ich wohl zwei Personen vom Sold
eines Fliegeroffiziers erhalten sollte. Jetzt war ich vierundzwanzig, vor
dreissig konnte ich gar nicht ans Heiraten denken.

Den ganzen Winter 1919/20 zerbrach ich mir den Kopf, wie ich mir
das nötige Bargeld für die Heirat beschaffen könnte. Plötzlich erinnerte
ich mich eines Erbstückes, eines alten Brautschleiers aus Spitzen, den
mir meine Grosseltern mütterlicherseits hinterlassen hatten und den
mir meine Mutter, während ich im Krankenhaus lag, über eine Bank
hatte zukommen lassen. In der Bank hatte man ihn mir gezeigt, und
jetzt lag er in einem Safe. Dieser Schleier war etwas Aussergewöhn-
liches, viereinhalb Meter lang und trotz seiner Länge federleicht, ein-
malig schön und fein gearbeitet. Er hatte seine Geschichte. Napoleon
hatte ihn aus Italien von einem seiner Feldzüge mitgebracht und ihn
dann einem seiner Generäle geschenkt. Dieser wiederum hatte ihn sei-
ner Maitresse verehrt, und durch sie war er in unsere Familie gekom-
men.

Im Spital hatte ein Mann namens John Duveen in einem Bett neben
mir gelegen. Er handelte unter anderem auch mit Antiquitäten. Wir
waren gute Freunde geworden. Eines Tages nahm ich ihn mit, um ihm
den Schleier zu zeigen. Er bewunderte ihn sehr, sagte mir aber, dass er
leider höchstens hundert Pfund dafür lösen könnte. In Wirklichkeit
sei er viel mehr wert, aber Spitzen seien eben nicht mehr gefragt. «Ver-
kauf ihn nicht», riet er mir damals, «warte, bis ich einen Liebhaber
dafür interessieren kann.»

Während meiner Genesungszeit im Jahre 1919 verbrachte ich auch
ein paar Tage bei Sir Albert und Lady Gray in ihrem Haus in Chelsea.
Ich hatte Lady Gray bei einem ihrer Besuche im London Hospital
kennengelemt, und sie hatte an mir Gefallen gefunden, sorgte für mich

wie eine Mutter und wurde meine Vertraute und mein Schutzengel. Ich sprach mit ihr über den Schleier. Nach drei Tagen rief sie mich erfreut an und erzählte mir, dass sie bei einem grossen Abendessen den Verwaltungsratspräsidenten der amerikanischen Bank Morgan-Grenfell getroffen habe. Pierpont Morgan war damals einer der reichsten Männer der Welt. Irgendwie hatte sie es fertiggebracht, das Gespräch auf das Thema Hochzeit zu lenken und nebenbei erwähnt, dass einer ihrer Bekannten einen kostbaren Brautschleier besitze, der von Napoleon stamme und zum Verkauf stehe. Pierpont Morgan spitzte die Ohren. «Das ist äusserst interessant und ein eigenartiger Zufall, denn meine Nichte wird sich demnächst in New York verheiraten. Könnte ich diesen Schleier einmal sehen? Vielleicht könnte er mein Hochzeitsgeschenk abgeben.»

Prompt telephonierte mir am folgenden Morgen Morgans Sekretär, und ich brachte den in einer Riesenschachtel verpackten Schleier ins Hotel «Savoy», wo ich ihn für Morgan abgab. Am nächsten Morgen erhielt ich einen neuerlichen Anruf: Der Schleier gefalle Herrn Morgan, und er sei bereit, fünfhundert Dollar dafür zu bezahlen. Nachdem ich mir die Sache überlegt hatte, telephonierte ich zurück und liess Morgan ausrichten, dass ich eintausendfünfhundert Dollar für den Schleier haben müsse. Wenn Herrn Morgan dieser Preis zu hoch sei, möge er mir den Schleier zurückbringen lassen. Mit dieser Forderung riskierte ich ziemlich viel, sagte mir aber, dass die tausend Dollar, die ich aufgeschlagen hatte, für Pierpont Morgan keine wesentliche Rolle spielten, wenn er am Schleier wirklich interessiert war. Zudem war ich überzeugt, dass er mir als guter Geschäftsmann nur einen Teil dessen angeboten hatte, was er zu zahlen bereit war. Gleichwohl war ich ziemlich nervös, hoffte und bangte.

Nie werde ich den Tag vergessen, an dem der Schleier zurückkam. Ich teilte damals mit zwei Freunden eine Wohnung in London. Zur Teezeit - Wynne war auch da - blickte ich aus dem Fenster unseres Wohnzimmers, das zu ebener Erde lag. Wynne stellte sich neben mich, und just in diesem Augenblick gewährte ich einen um die Strassenecke biegenden Pagen in der Uniform des Hotels «Savoy». Der Junge schwankte unter der Last der riesigen Schachtel.

Ich nahm Wynne in die Arme und strich ihr tröstend über die Schultern. Was ich sagen sollte, wusste ich nicht. Ich hatte versagt! Weil ich siebenmalklug und zu geldgierig gewesen war, musste Wynne jetzt noch länger warten. Mich anklagend, sagte ich: «Ich hätte nur tausend Dollar verlangen sollen! Das hätte er bezahlt. Was bin ich doch für ein Esel.» Aber Wynne war nicht der gleichen Ansicht. Verständnisvoll nahm sie mich in Schutz. «Freddie, du hast vollkommen richtig gehandelt», sagte sie. «Der alte Pierpont ist ein Geizhals, das kann man nun einmal nicht ändern.» Als es klingelte, war Wynne zuerst an der Tür. Sie wies den Pagen an, die Schachtel auf einen Stuhl zu legen. Als ich die Halle betrat, war der Page immer noch da. Ich dachte, er warte auf ein Trinkgeld, und meine erste Reaktion war, dass dies eigentlich die Angelegenheit Morgans sei. Er konnte sich das eher leisten. Wynne sagte dem Pagen: «Du brauchst nicht zu warten!» Doch der Junge entgegnete: «Ich habe den Auftrag, auf eine Antwort zu warten.»

«Aber es gibt ja gar keine Antwort», erwiderte ich kummervoll. «Meine Antwort liegt da in der Schachtel.»

Dann gewährte ich einen an der Paketschnur befestigten Brief.

«Der Concierge hat mir aufgetragen, die Antwort auf diesen Brief abzuwarten», meinte der Page.

Ich riss den Briefumschlag auf und sah nach der Unterschrift: Pierpont Morgan! Nachdem ich den Brief gelesen hatte, wäre ich fast an die Decke gesprungen. Morgan hatte meinen Preis von fünfzehnhundert Dollar angenommen. Er bat mich lediglich, den Schleier an seinen Bankpartner, Herrn Grenfell, zu senden. Dem Schreiben lag ein Scheck von fünfzehnhundert Dollar bei. Aber auch ein Postskriptum war noch angefügt: Ob ich wohl so freundlich wäre, Herrn Grenfell darauf aufmerksam zu machen, dass der Schleier über hundert Jahre alt und auf alle Fälle zollfrei sei?

«Wynne», jubelte ich, «wir haben es geschafft!», fasste sie um die Taille und hob sie hoch, obschon ich dabei leicht das Gleichgewicht hätte verheren können. Immer wieder rief ich: «Wir haben es geschafft! Wir haben es geschafft!» Der erstaunte Page lachte laut auf. Das brachte uns wieder zur Besinnung. Ich ging in das Wohnzimmer

und kritzelte meine Antwort. Ich erinnere mich noch, wie erstaunt ich war, dass ein Multimillionär sich um so triviale Angelegenheiten wie Zollgebühren scherte.

Das Ende meiner Dienstzeit im Auswärtigen Amt fiel mit meinem Examen zusammen, das ich vor der Staatsdienstkommission ablegte und das mich als Erstklassdolmetscher für Französisch und Italienisch qualifizierte. Im Februar des Jahres 1921 wurde ich nach Uxbridge versetzt. Im Hinblick auf die bevorstehende Hochzeit mietete ich ein kleines Haus am Rande des Städtchens. In Uxbridge stationiert sein hiess ein angenehmes Leben führen. Vor allem gab es dort viele interessante Menschen: Luftmarschall Sir John Salmond, «Stuffy» Dowding und viele meiner Kameraden, wie Bill Helmore, Arthur Longton und Harald Balfour. Wir waren eine lustige und fröhliche Gesellschaft, die dem Leben jeden Tag die bestmögliche Seite abgewann. Longton war unser bester Fluglehrer und – ein glücklicher Zufall – auch mein bester Freund. Er half mir sehr viel, als ich versuchte, wieder «Fliegerbeine» zu bekommen.

Bill Helmore war ein hervorragender Pilot und Organisator, nebenbei auch ein recht guter Komponist. Mit ihm teilte ich meinen Arbeitsraum. Es war höchst amüsan, ihn bei der Arbeit zu beobachten. Ich versuchte stets, ihn auf»frischer Tat« zu ertappen, aber er war zu flink. Er arbeitete immer mit einem Spezialordner, in dem lauter wichtige Dokumente untergebracht waren, darunter versteckte er aber seine Musikmanuskripte. Manchmal verbrachte er ganze Arbeitstage damit, Lieder zu komponieren. Ich ging dann ab und zu hinaus, kam schnell darauf wieder herein und steuerte schnurstracks auf seinen Schreibtisch zu, fand ihn aber stets tief versunken in einen detaillierten Bericht über administrative Probleme der Flugwaffe. Eine seiner Kompositionen – «Coaling» betitelt – wurde später ein grosser amerikanischer Schlager. Obwohl ich selbst nicht pilotierte, Hess ich doch keine Gelegenheit aus, als Passagier mitzufliegen. Ich bat Longton, mich doch auf seine Überlandflüge mitzunehmen, nur so zur Erinnerung an frühere Tage. Bald flog ich bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit mit, und Longton merkte, was los war. Warum auch nicht! War es nicht ein wundervoller Zufall, dass Longton als Fluglehrer fast immer

eine Maschine mit Doppelsteuerung flog? An einem schönen Frühlingstag überfiel ich ihn in der Luft mit meinem Anliegen. «Ich wette mit dir um eine Pfundnote, dass ich mit der Maschine genau so gut fertig werde wie du.»

«Auch ich wette, dass du es kannst», gab er trocken zur Antwort. Das nahm mir den Wind aus den Segeln, und so sagte ich: «Gut, worauf wartest du noch, mich endlich einmal fliegen zu lassen?»

«Ich darf nicht; es wäre vorschriftswidrig, Freddie!»

«Dummes Zeug! Wer sieht uns schon da oben? Hier sind wir ja allein.»

Einen Augenblick schwieg er, dann hörte ich ihn sagen: «Wenn du einen Unfall baust, muss ich dafür büßen.»

«Dafür hast du ja die Doppelsteuerung. Es kann nichts passieren.»

Bei diesem Wortgeplänkel grinste natürlich jeder von uns für sich im Stillen. Tatsache aber blieben die strengen Vorschriften, die zu verletzen jahrelange Disziplin und der Korpsgeist der Royal Air Force einem verboten. Longton kniff immer noch, aber er wusste, dass er schon bei der nächsten Gelegenheit klein begeben würde. So fing ich wieder an.

«Du hast nicht nur eine Maschine mit Doppelsteuerung. Vorhin sagtest du selber, ich würde die Maschine sicher fliegen. Wenn das nur ein Gerede war, so wette ich jetzt mit dir um fünf Pfund, dass ich es kann.»

«Die Wette interessiert mich überhaupt nicht», erwiderte er. «Das fehlte gerade noch, dass bei einer Untersuchung davon die Rede wäre! Also los, versuch's!»

Ich übernahm die Maschine. Es war einfach grossartig! Ich war genau so freudig erregt wie in meinen ersten Flugstunden. Mein Sutter-Bein gehorchte mir ausgezeichnet. Zwar schmerzte es, wenn ich das Steuerpedal durchdrücken musste, aber das wollte ich natürlich nicht wahrhaben. Ich würde mich daran gewöhnen.

Longton sagte: «Freddie, wenn du so weitermachst, wirst du noch meinen Job als Fluglehrer übernehmen.» An jenem Abend lief ich, so schnell ich konnte, nach Hause, um Wynne die frohe Nachricht mitzuteilen.

Nach und nach brachte ich Longton dazu, mir mehr zu erlauben. Es brauchte einige Zeit, bis er mir gestattete, zu starten und zu landen. Es gelang mir mühelos, ich verspürte lediglich einige Schmerzen in meinem linken Bein. Ich würde mich eben damit abfinden, die Schmerzen ertragen zu müssen, wenn sie nicht nachliessen. Bald bettelte ich um einen Alleinflug. Aber das erreichte ich nicht so schnell; Longton riskierte dabei, vors Kriegsgericht zu kommen. Er wusste aber schon lange, dass ich entschlossen auf mein Ziel hinsteuerte, und er sagte es mir auch offen ins Gesicht, als ich ihn neuerdings bestürmte. Er hatte sich schon immer vor dem Moment gefürchtet, wo er mir diesen Wunsch abschlagen musste. Wir waren gerade von einem Flug zu zweit zurückgekommen, bei dem ich fast die ganze Zeit geflogen war, und standen im Hangar neben der Maschine. Ich bestürmte ihn, mich doch allein fliegen zu lassen. Er erwiderte schlicht: «Es tut mir aufrichtig leid, Freddie, aber das kann ich nicht.» Er blickte mir fest in die Augen. Offensichtlich wollte er, dass ich mir selber ausdenken sollte, wie ich es fertigbringen könnte, eine Maschine alleine zu fliegen. Ich verstand seinen Wink mit dem Zaunpfahl und sagte zu ihm: «Und wenn ich eine Maschine aus dem Hangar nehme, wenn du nicht da bist?» «Mach, was du willst; aber merke dir, ich möchte nicht in die Geschichte verwickelt werden.»

Wiederum blickte er mir in die Augen, machte kehrt und ging davon, während ich neben der Maschine stand.

Bevor er fünfzig Meter gegangen war, sass ich schon im Cockpit, liess den Motor anspringen und rollte zur Startbahn. Ich drehte mich gerade in dem Augenblick um, als auch Longton sich umdrehte. Ausgelassen winkte ich ihm zu. Er drohte mir mit der Faust und kam zur Startbahn zurück. Ich wusste, was ich zu tun hatte! Ich gab Gas, und die Maschine rollte schneller. Wenn etwas schiefging, hatte Longton wenigstens nichts damit zu tun. Die Verantwortung lag bei mir. Aber ich fühlte mich so sicher wie ein Vogel in der Luft. Trotz meinem Bein beherrschte ich die Maschine und blieb ungefähr zehn Minuten oben – kreiste über dem Landeplatz, ging hinunter, setzte ganz normal auf und liess die Maschine in die Halle zurückrollen. Ich hatte es geschafft!

Longton erwartete mich. Er war stehengeblieben, um mir zuzuse-

hen. Kräftig schlug er mir auf den Rücken und lachte zufrieden; er freute sich genau so wie ich.

Bis zum Herbst jenes Jahres flog ich dann ziemlich viel. Ich versuchte mit allen Mitteln, «Stuffy» Dowding zu beeindrucken und ihn zu überzeugen, dass ich wie jeder andere den Pflichten eines Staffelformandanten nachkommen könnte. Sobald er auf dem Flugfeld auftauchte, liess ich es mir angelegen sein, möglichst in seiner Nähe zu sein, und gewöhnlich brachte ich es fertig, gerade zu landen oder zu starten, wenn er in Sicht war. Mit meinem einen Bein wurde ich mit allen flugtechnischen Schwierigkeiten fertig. Aber jedesmal, wenn ich zur Landung ansetzte, mahnte mich eine innere Stimme: «Freddie, wenn du eine Bruchlandung machst, ist es um dich geschehen. Du kannst dich nicht schnell genug befreien – das ist der grosse Haken an der ganzen Sache.» Es war gut, dass ich diese Angst hatte. Ich nahm mich bei den Landungen sehr zusammen und war doppelt vorsichtig. Alles andere meisterte ich mühelos. Meistens tat mir bei der Fliegerei der Rücken weh, ebenso mein Beinstumpf. Er war besonders beansprucht, wenn ich bei Wind ruckartig und heftig das Steuerpedal treten musste. Das ging nicht ohne ein heftiges Zerren im Rücken ab, und manchmal lag ich nachher ganze Nächte wach. Nicht um alles in der Welt hätte ich aber jemandem etwas davon gesagt, nicht einmal Wynne.

Im Dezember bestürmte ich Wynne, das Hochzeitsdatum festzulegen. Die lange Wartezeit zermürbte mich langsam. Ich war schliesslich nur ein Mann, und Wynne war sehr attraktiv. Ausserdem hatte ich ständig Angst, ich könnte sie verlieren. Mein Bein war ein Hindernis, und ich musste mein Glück beim Schopf packen. Deshalb wollte ich so schnell wie möglich heiraten...

Ich besass die fünfzehnhundert Dollar, die mir der Brautschleier eingebracht hatte, dazu dreihundert Pfund, die mir meine Mutter geschenkt hatte, und zweihundert Pfund an Erspartem ... Alles in allem besass ich also ungefähr achthundert Pfund. Nach dem damals bei der Royal Air Force üblichen Lebensstandard war ich in der Lage zu heiraten.

«Es ist, um ehrlich zu sein, nichts anderes als viktorianischer Sadis-

mus, wenn wir den Sprung in die Ehe noch länger hinauszögern», meinte ich.

Um die Weihnachtszeit – Wynne war gerade neunzehn geworden – bestimmte sie den Tag. Am 17. Januar 1921 wurden wir in der Kathedrale von Westminster getraut.

DIENST IN FRIEDENSZEITEN

Im Frühjahr 1922, als ich so oft als möglich mit und ohne Longton flog, kämpfte Trenchard um die Existenz der Royal Air Force. Aber auch als es für ihn hart auf hart ging und er vollauf beschäftigt war, erinnerte er sich meiner – so hörte ich es jedenfalls von «Stuffy» Dowding –, und ich wusste, dass es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis ich wiederum mit höchst offizieller Genehmigung fliegen durfte, vorausgesetzt, dass Trenchard weiterhin an der Spitze der Royal Air Force blieb.

Trenchard wollte die Royal Air Force davor retten, dass sie – anscheinend aus finanziellen Gründen – zwischen der Armee und der Marine aufgeteilt wurde. Er kämpfte gegen Earl Beatty, den Ersten Lord der Admiralität. Trenchard spielte einen seiner grössten Trümpfe aus, als er zusammen mit Lord Hankey das Triumvirat, dessen Vorsitzender Lord Balfour war und das über das weitere Schicksal der Royal Air Force zu entscheiden hatte, überredete, den Flugzeugträger «Eagle» zu besichtigen. Die Herren waren von der Zusammenarbeit zwischen Luftwaffe und Marine, von der sie sich an Bord des Flugzeugträgers überzeugen konnten, so beeindruckt, dass der Ausschuss schliesslich zugunsten von Trenchard entschied. Die Royal Air Force war gerettet!

In Uxbridge galt es als ungeschriebenes Gesetz, dass der dienstälteste Offizier des Luftwaffenstabes einmal im Jahr von der Frau jedes Offiziers im Hauptquartier zu einem Tee oder einem Cocktail eingeladen wurde. Wynne war die jüngste von allen Offiziersfrauen, und als die Reihe an sie kam, lud sie ein Dutzend junger Dinger ein, die Dowding unterhalten sollten. «Stuffy» fragte mich

nach dem Weg zu meinem Haus, und ich erklärte ihm genau, wie er am besten dorthin gelange. Bevor er wegging, sagte er noch: «West, ich verabscheue nichts mehr als eine Teeparty, an der ganze Scharen junger Frauen teilnehmen. Ich hoffe, Sie haben dafür gesorgt, dass nur Ihre Frau da ist und höchstens noch die eine oder andere Frau eines Offizierskameraden.»

Aber dazu war es bereits zu spät. Dowding erschien in einer nagelneuen Uniform und sah blendend aus. Schon in der Halle hörte er weibliche Stimmen und Gelächter. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, und öffnete gesenkten Hauptes die Tür zum Wohnzimmer. Auch mir verschlug es den Atem, als wir eintraten, hatte ich doch unser Wohnzimmer vor der Ankunft Dowdings auch noch nicht betreten. Es sah darin aus wie in einer Voliere voller bunt schillernder Vögel, die alle zu gleicher Zeit zwitscherten, ihr glänzendes Gefieder putzten und mit den Flügeln schlugen. Etwa vierzehn Damen drängten sich in dem winzigen Raum. «Stuffy» wurde sofort von drei seltenen Paradiesvögelchen mit Beschlag belegt und zu einem alten Sofa geführt. Behutsam setzte er sich nieder. Dabei schoss er mir einen wütenden Blick zu! Er hätte mich seelenruhig erwürgen können. Um das Mass voll zu machen, sprang ihm mein Hund noch auf den Schoss und begann mit seinen Pfoten die neue Uniform zu bearbeiten. Ich sah schnell weg und versuchte alles zu vergessen.

Dann wurde im «Vogelhaus» der Tee serviert. Wynne bot «Stuffy» eine Cremeschnitte an; er fasste sie mit der einen Hand, in der anderen hielt er seine Tasse. Offensichtlich war es ihm bei der ganzen Sache nicht sehr behaglich. Aufgeregt nahm er einen zu grossen Bissen, die Cremeschnitte fiel auseinander. Die Creme kleckerte über seinen Rock hinunter bis auf seine Hosen. Alle weiblichen Wesen kreischten bestürzt auf. Ein Durcheinander schriller, entsetzter, mitleidsvoller Stimmen, aber auch unterdrücktes Kichern war zu hören. Wynne, den Tränen nahe, stand verlegen da.

Das Erstaunlichste war, dass schliesslich doch noch alles gut ausging. Plötzlich merkte ich, dass «Stuffy» sich über das ganze Theater und die Aufmerksamkeit, die ihm diese munteren jungen Damen

zollten, köstlich amüsierte. Er war kein Spielverderber, machte mit und trug aus vollem Herzen dazu bei, dass die Party ein grosser Erfolg wurde. Er selbst amüsierte sich am meisten und verabschiedete sich schliesslich in bester Laune. Ich habe ihn nie so sehr bewundert wie an jenem Nachmittag.

Ein Jahr später musste ich auf die Stabshochschule der Royal Air Force in Andover. Mir behagte weder die Arbeit noch das Leben dort. Ich begab mich zum Kommandanten, Vizeluftmarschall Brooke-Popham, und sagte ihm, dass ich mich fehl am Platze fühle. Ob ich nicht zu einer Einheit versetzt werden könnte? Brooke-Popham hielt mir eine Predigt, die mir fürs erste den Mut nahm. «Ich möchte Ihnen ein Gleichnis erzählen», begann er. «Ich jage sehr gern. Was würde ich mit einem Pferd tun, das sich bei der Jagd schwer verletzt hat? Was würden Sie mit ihm machen? Nehmen wir an, es könnte ohne Schmerzen weiterleben, aber nie mehr jagen; würden Sie es verkaufen – dem Schinder übergeben? Nein, nie! Ich würde es auf die Weide treiben, wo es für den Rest seiner Tage das Gnadensbrot finden und friedlich leben kann.»

Ich telefonierte Wynne und fragte sie: «Wynne, was glaubst du, dass ich bin? Was hältst du von mir?»

Sie antwortete: «Du bist kein sehr guter Ehemann, du solltest öfter nach Hause kommen.»

«Nein, das bin ich nicht», erwiderte ich, «sondern ein schwerverletzter Jäger.»

«Ein Jäger – was heisst das –, ein Kopfjäger?»

«Nein, ein Jagdpferd – ein lahmes Pferd.»

«Bist du verrückt oder betrunken, Freddie?»

«Nein, nicht im Geringsten. Aber so hat mich der Kommandant genannt.»

Ich erzählte ihr die ganze Geschichte. Und als ich weiter darüber nachdachte, beschloss ich, mich anzustrengen und den Kurs zu beenden.

Im folgenden Jahr wurde ich dem siebzehnten Geschwader zugeteilt und flog Jagdmaschinen vom Typ Woodcock und Grebe. Einwände gegen mein Fliegen wurden keine mehr erhoben. Beim

Geschwader waren auch zwei ganz hervorragende Burschen – Waghorn, der 1929 den Schneider-Pokal gewann und 1931 abstürzte, und Dermont Boyle, der spätere Luftmarschall der Royal Air Force – beide kamen von der Royal-Air-Force-Offiziersschule Cranwell. Unser Geschwaderkommandant war C. R. Samson, der ehemals bei der Marine gedient und einer der Mutigsten des Royal Naval Air Service gewesen war, ein toller Bursche. Er glaubte fest daran, dass die Royal Air Force eine grosse Verantwortung trage, denn im Falle eines neuen Krieges müsste sie die ersten Angriffe auffangen und abwehren. Der Krieg begänne mit einer vom Kontinent kommenden Luftoffensive, und Samson war der Überzeugung, dass nur unsere Jäger sie aufhalten könnten.

Eine seiner Lieblingsübungen war, uns für einen solchen Überraschungsangriff zu drillen. Plötzlich gab er «Invasionsalarm», und mit der Stoppuhr in der Hand kontrollierte er dann die Zeit, bis das Geschwader startbereit war. Und dies bereits im Jahre 1924!

Am 29. Januar 1925 kam unser erstes Kind zur Welt – ein Knabe. Wir nannten ihn Peter.

1927 wurde ich zur Zentralflugschule in Upavon versetzt. Man bot mir in Rushall sehr billig ein Haus an. Vom Rasen aus die entzückende Aussicht geniessend, fragte ich den Besitzer, Herrn Maggs – den Vorsitzenden der Vereinigten Molkereigenossenschaft –, wer vorher darin gewohnt habe und warum diese Leute ausgezogen seien. Er sah sich verstohlen um, ob Wynne auch ja nicht zuhöre, bevor er leise antwortete: «Das Haus hat lange leer gestanden. Einige dumme Leute in der Stadt behaupten, es geistere darin; aber solchem Gerede dürfen Sie keine Beachtung schenken. Das ist heller Unsinn!» «Um Himmels willen, lassen Sie das ja meine Frau nicht erfahren», flüsterte ich. «Wenn wir Ihr grosszügiges Angebot nicht annehmen, haben wir in den nächsten Monaten kein Dach über dem Kopf.» Der Handel wurde abgeschlossen, und wir zogen ein.

Gegen Mitternacht weckte mich Wynne und klammerte sich an meinen Arm. «Hörst du nichts?» flüsterte sie in der Dunkelheit.

«Nein», erwiderte ich, «keinen Ton.» Wynne schwieg, und ich

schlief wieder ein. Etwa eine Viertelstunde später packte sie mich neuerdings am Arm und sagte: «Hörst du nichts? Dieses seltsame Geräusch musst du doch gehört haben!» «Nein», erwiderte ich ehrlich, «ich habe nichts gehört. Versuch wieder einzuschlafen, Wynne. Der Umzug hat dich zu sehr aufgeregt.»

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als in der Küche eine Glocke zu läuten begann. In panischer Angst sprang Wynne aus dem Bett und drehte das Licht im Schlafzimmer an. Diesmal wurde auch mir gruselig zumute. Ich erhob mich und zog meinen Morgenmantel an. Dann ging ich, mit einem Golfschläger bewaffnet, zur Treppe und diese langsam hinunter. Mit dem Fuss stiess ich die Küchentür auf, schritt vorsichtig weiter und tastete nach dem Lichtschalter. Vergeblich suchten wir das ganze Haus ab. Wir legten uns wieder nieder und lauschten bewegungslos, bis uns der Schlaf übermannte. Ich gewöhnte mich bald an die nächtlichen Besuche. Wynne verriet ich kein Sterbenswörtchen von meinem Wissen, sondern erklärte ihr, dass es wahrscheinlich Mäuse seien, die mit den Drähten der Türglocke spielten, oder Vögel, die auf dem Strohdach nisteten. Als ich eines Abends nach Hause kam, war Wynne völlig verstört. Ich hatte sie noch nie in solch einem Zustand gesehen und wusste sofort, dass etwas Schwerwiegendes geschehen sein musste. Nach einer Weile begann sie: «Freddie, wir leben in einem Gespensterhaus. Es ist haarsträubend. Jetzt ist mir alles klar.»

«Was ist dir klar?»

«Die Geräusche und all das Drum und Dran.»

«Aber ich habe dir doch schon vor Monaten erklärt, woher diese Geräusche kommen.»

«Ja», entgegnete sie, «und die Frau des Bäckers hat mich jetzt ganz genau aufgeklärt. Dieses Haus wird von Geistern heimgesucht.»

«Das ist ja blanker Unsinn», entgegnete ich.

«Früher lebte hier eine Frau mit einem unehelichen Kind. Sie brachte es um und vermauerte hernach das Schlafzimmer», wusste Wynne zu berichten. «Freddie, das ist das Schrecklichste, das ich

je gehört habe. Ich glaube nicht, dass ich je noch einmal in diesem Raum schlafen kann.»

Ich versuchte, sie zu einer anderen Ansicht zu bekehren. Erfolglos. Wir zogen aus!

Anfangs August erhielt Geschwaderkommandant Vernon Brown, unser tüchtiger Platzkommandant, vom Hauptquartier eine Meldung. Da ich Adjutant war, beauftragte er mich, einige Gäste und ihr nach dem Schutzpatron der Flieger, Saint Raphael, benanntes Flugzeug zu betreuen. Geplant war die erste Atlantiküberquerung von Osten nach Westen. Hauptmann Leslie Hamilton, einer meiner alten Freunde, nahm an diesem Flug teil. Hamilton hatte die Royal Air Force verlassen und sich als «Bruchpilot» einen Namen gemacht. Er wurde der «Fliegende Zigeuner» genannt und war ein ganz hervorragender Pilot. Nebenbei war er musikverrückt und ein grosser Charmeur. Die Mädchen verliebten sich haufenweise in ihn.

Er war dunkelhaarig, stets elegant gekleidet und sah wirklich gut aus. Hamilton war sehr glücklich verheiratet, sprühte vor Leben, war immer fröhlich und stand im Ruf, ein «ausgekochter Teufelskerl» zu sein. Schon das allein genügte, jedes Mädchenherz schmelzen zu lassen. Ausserdem spielte er ausgezeichnet Klavier – in jenen Tagen meistens Jazz. Trotz seinen Erfolgen beim schönen Geschlecht war er absolut nicht eitel und deshalb überall sehr beliebt.

Der zweite Gast, um den ich mich zu kümmern hatte, war Oberst F. F. Minchin, ein Pilot der Imperial Airways und seinem Rufe nach einer der sichersten Piloten der Welt. Minchin war ehemaliger Schüler des Eastbourne College, das ich gut kannte, denn ich war ganz in der Nähe, in Brighton, gewesen. Minchin hatte Verbindungen zu Ingenieuren von «Bristol».

Hamilton hatte sich nicht verändert und war so nett wie immer. Wir plauderten bei einem Drink in der Messe, und ich erkundigte mich: «Für wie gross hältst du eure Chancen?»

Seine aufrichtige Antwort überraschte und bedrückte mich: «Für nicht mehr als fünfzig Prozent. Aber behalt das für dich, Freddie. Offen gestanden, ich glaube nicht, dass wir es schaffen. Ich fliege

jetzt schon so lange, dass ich ein Gefühl für solche Sachen habe. Und diesmal wäre ich Heber ein Aussenseiter bei irgendeinem englischen Pferderennen als hier Copilot.»

«Warum machst du denn mit?»

«Weil sich der Einsatz lohnt, auch wenn es uns nicht gelingt. Gemeinsam haben wir uns drei Monate lang vorbereitet und gegenseitig angefeuert. Wenn sich jetzt einer von uns zurückzieht, ist es aus, und ich könnte auch kein Comeback feiern. Die Zeitungen haben das Projekt ziemlich publik gemacht. Ich wäre für den Rest meines Lebens eine Zielscheibe des Spottes. Kein Mädchen würde mich je wieder ansehen. Wenn du im Leben einmal eine Rolle übernommen hast, dann musst du sie weiterspielen, bis dich der Allmächtige auf irgendeine Weise erlöst. Ich fürchte, dass meine Rolle bald ausgespielt ist.»

«Du bist nicht gerade in der besten seelischen Verfassung», erwiderte ich. «Und mit solchen Gedanken sollte man sich in kein Abenteuer einlassen.»

«Mach dir keine Sorgen um mich», antwortete er. «Ich habe mich schon völlig damit abgefunden, ganz gleich, was passieren mag. Wenn ich dabei umkomme, dann ist es genau der Tod, wie ich ihn mir wünsche.»

«Ja, aber», meinte ich zögernd, «wenn du so denkst, wirst du dir bei den letzten Vorbereitungsarbeiten keine grosse Mühe geben.»

«Verschwende keine Gedanken daran, Freddie! Die ganze Gelegenheit liegt in den allerbesten Händen. Leider sind es nicht die meinen. Minchin ist die treibende Kraft, und er ist vollständig darauf versessen; ich bin nur Copilot und weiss schon im Schlaf, was ich zu tun habe. Aber sag keinem Menschen ein Sterbenswörtchen von dem, was ich dir jetzt erzählt habe! Vor Minchin bin ich immer Feuer und Flamme. Er hat keine Ahnung, wie ich in Wirklichkeit über die ganze Geschichte denke. Darum behalte es bitte für dich.»

«Und wie ist es mit der Prinzessin von Löwenstein?» fragte ich ihn.

«Die wird sicher nicht mitkommen! Im letzten Augenblick wird sie irgendeine Ausrede finden. Ihr geht es doch nur um die Sensation, sie will nur von sich reden machen.»

Die Fokker-Maschine «Saint Raphael» gehörte der Prinzessin, einer Amateurfliegerin, die gern und auch gut flog, soweit Amateurpiloten gut fliegen. Sie flog regelmässig in die Schweiz zum Skilaufen, das ebenfalls eine ihrer Leidenschaften war. Sie hatte sogar einen Spzialski erfunden. Von Flugnavigation verstand sie recht wenig.

In England war die Prinzessin eher unter ihrem Mädchennamen Lady Anne Savile bekannt. 1897 hatte sie Prinz Ludwig von Löwenstein geheiratet. Er war auf den Philippinen gefallen, als er auf spanischer Seite gegen die Amerikaner kämpfte. Die Prinzessin finanzierte den Atlantikflug. Minchin hatte mir inzwischen erzählt, sie sei felsenfest davon überzeugt, dass sie als erste die Ost-West-Route mit ihren 4320 Kilometern bis Ottawa schaffen würde. Wenn sie den Flug mitmachte, wäre sie als erste Frau bei solch einem Unternehmen dabeigewesen.

Alle drei wussten, dass sie einen Rivalen hatten, den sie schlagen mussten. Der Amerikaner Levine traf ebenfalls Vorbereitungen für den gleichen Flug. Nur gedachte er in Frankreich zu starten. Charles Lindbergh hatte am 20./21. Mai des gleichen Jahres als erster im Alleinflug den Atlantik von West nach Ost überquert. Richard Byrd, Floyd Bennett, Kingsford-Smith und Alan Cobham, welche ebenfalls Rekorde aufgestellt hatten, wurden zu jener Zeit häufig in der Presse erwähnt.

Lange unterhielt ich mich mit Minchin über den bevorstehenden Flug. Zeit meines Lebens bin ich kaum einem ehrlicheren Menschen begegnet. Er hatte sich völlig diesem Abenteuer verschrieben. Er war nicht nur ein guter Pilot, sondern auch ein tüchtiger Ingenieur und wusste genau, was ihm bevorstand.

Erfolg oder Fehlschlag, alles hing fast nur von den Luftströmungen ab. Ein Gegenwind von sechzehn Stundenkilometern ging über die Kraft der Maschine, und es bestand überhaupt keine Hoffnung auf Rettung in der Weite des Atlantischen Ozeans. Die Maschine würde sich nicht länger als fünfzehn Minuten über Wasser halten können.

Welche Aussichten! Minchin hatte Mut. Er sagte mir: «Ich bin nur ein kleines Rädchen im grossen Getriebe des Fortschrittes für

England. Da gibt es keinen Platz für Gefühle – irgendjemand muss es wagen, und zufällig bin ich dabei. Ich kann nur mein Bestes tun. Wenn das Schicksal uns gut will, werden wir hinüberkommen; wenn der Wind gegen uns weht-gut, dann wird es eben ein anderer erneut versuchen und das Ziel erreichen. Ich hoffe nur, dass es ein Engländer sein wird und nicht dieser verdammte Levine.»

Dieser Atlantikflug war ein einfaches Rechenexempel, eine Frage des Benzinverbrauchs und des Treibstoffvorrats. Zehn Pfund Gewicht zur Entlastung der Maschine bedeuteten 4,5459 Liter mehr Benzin.

Eine Fokker-Maschine konnte damals bei Windstille, das heisst niedrigerer Tourenzahl und deshalb geringerem Benzinverbrauch, eine Fluggeschwindigkeit von 165 Kilometern in der Stunde erreichen. Das Flugzeug war in der Halle untergebracht, in der auch die Maschinen des Geschwaders standen. Für jene Tage bot es einen prächtigen Anblick, hervorragend gearbeitet, schön in seiner schlichten Form. Der Hochdecker besass starke Tragflächen; vorne lag das Triebwerk, der Cockpit war geschlossen; der abgerundete Rumpf verjüngte sich gegen die elegante und schmale Heckflosse und die Seitenruder zu. Zwei feste, weit auseinanderstehende und gut abgefederte Räder auf der Höhe der Tragflächen trugen die Maschine auf dem Boden.

Mit achthundert Gallonen Treibstoff an Bord und – bei Windstille-einem Verbrauch von einer Gallone auf 7,2 Kilometer konnten sie 5760 Kilometer weit fliegen und sich sechsunddreissig Stunden in der Luft halten.

Minchin wusste, dass er vielleicht mit Gegenwinden aus Westen zu kämpfen hatte, welche seine Geschwindigkeit um die Hälfte verringern würden, so dass sie nur 288c Kilometer weit kämen. Das war ungefähr die Strecke Shannon-Neufundland. Sie hatten ein Radio, dessen Empfangsbereich aber nur hundertsechzig Kilometer betrug.

Minchin verbrachte seine Zeit mit den letzten Vorbereitungen. Zu jeder Stunde konnte man im Hangar die Umriss seiner schmalen, hohen Gestalt beobachten. Dabei war er angezogen, als wenn er nächstens in London ins Büro ginge. Er war ein überaus angenehmer

Zeitgenosse, ruhig und anspruchslos, mit einer wohlklingenden Stimme, dunkelbraunen Augen, schwarzem Haar und einem schwarzen, ziemlich starken Schnurrbart. Er musste schon weit in den Vierzigern stehen. Hamilton zählte erst siebenundzwanzig Jahre. Das Alter der Prinzessin kannte niemand, aber sie stand nicht mehr ganz in ihrer Jugendblüte. Sie weilte irgendwo auf dem Lande in der Nähe von Liverpool, telephonierte fast jeden Tag, war fröhlich und hatte einen ausgeprägten Sinn für Humor.

Am 30. August 1927 sagte mir Hamilton, dass die Prinzessin wieder angerufen, aber nur gemeldet habe, dass ihr Rivale, der amerikanische Millionär Levine, mit seiner Maschine «Miss Columbia» fast startbereit sei und dass sie nun keine Zeit mehr verlieren dürften. Sie schien von irgendwoher die Wetterberichte direkt zu bekommen und sagte, dass die Wettermeldung des Ministeriums günstig laute und dass sie, falls nicht noch unvorhergesehene Schwierigkeiten auftauchten, am nächsten Tag – dem 31. August – starten wolle. Was denn auch geschah.

Hamiltons Kommentar war nur: «Dieser verdammte Levine! Es ist nicht gut, wenn man von einem Rivalen zur Eile angetrieben wird. Es kommt dann alles anders, als man denkt. Die Wetterberichte sind nicht schlecht, aber auch nicht gerade sehr günstig: «Schwache Winde aus Südwest, leichter Dunst und stellenweise Nebel; nicht besonders gute Aussichten!»

Ausserdem sagte Hamilton: «Hol's der Henker, mich ärgert's, dass die Prinzessin tatsächlich mitfliegen will. Sie ist eine reizende Gesellschafterin, aber bei solch einem Abenteuer, das alle Nerven erfordert, ist sie fehl am Platze. Sie ist wie das Lachen in einer Kirche; sie hat nicht genug Ehrfurcht vor dem Unterfangen, sie lenkt einen ab, sie wird uns nur immer wieder stören, und wir werden den Kopf nicht richtig bei der Sache haben.»

«Ein bisschen Humor wird euch guttun!» erwiderte ich.

«Ihr Humor kann einem manchmal ein bisschen zuviel werden. Zum Teufel, wenn sie nur nicht mitkäme! An ihrer Stelle könnten wir vierzehn Gallonen Benzin mehr mitnehmen, das heisst, wir könnten beinahe eine Stunde länger in der Luft bleiben, so aber müssen

wir ausser ihr auch noch ihren grässlichen Sessel, all ihre Hutschachteln und Thermosflaschen mitschleppen.»

«Oh, das hat nichts zu sagen», warf ich ein. «Minchin hat das alles mit einkalkuliert. Ihr habt mehr als genug Benzin für den Hinflug, es reicht sogar fast für den Rückflug.»

Hamilton liess sich nicht überzeugen. Er rannte in meinem Büro auf und ab. In der Hand eine Zigarette, an der er hin und wieder zog, startete er nacheinander aus jedem Fenster. Aber seine Hand zitterte nicht.

«Nein», sagte er schliesslich, als wenn schon alles entschieden sei; «ich fürchte, es ist ein Abschied von allem, ein Abschied von meiner Familie, der Abschied von Old England und von den Burschen der Royal Air Force.»

«Hamilton!» explodierte ich; «mit solchen Gedanken kannst du nicht fliegen. Das ist ja entsetzlich. Was ist mit dir los' Du solltest aufgeben!»

«Kommt nicht in Frage», erwiderte er. «Es tut mir leid, Freddie, aber ich werde diese warnenden Vorahnungen nicht los. Sie sind so stark, dass sie schon fast Gewissheit bedeuten. Irgendetwas warnt mich – vielleicht um mir noch Zeit zu geben, mich für das Jenseits vorzubereiten. Ich kann nichts ändern! Was geschehen wird, wird geschehen. Ich habe mich damit abgefunden. Ich bin auch kein Nervenzündel – darum... Nein, ich bin ganz in Ordnung, Freddie.»

Ich schwieg. Er war ganz ruhig und beherrscht. Ich dagegen kochte beinahe über. Der Playboy von London zeigte, was er wirklich war.

Dann trafen die letzten Meldungen ein. Ein weiterer Rivale war aufgetaucht: Hauptmann McIntosh flog mit einer Fokker VII A von Rotterdam über Lympe nach Irland, um von dort den Flug über den Atlantik zu wagen.

Ich verbrachte den Abend in der Offiziersmesse – bei einer Abschiedsparty. Hamilton war am Klavier wieder der Alte. Er war ganz bei der Sache, als er den beliebten Schlager «My heart stood still» intonierte. Halb verlegen und wehmütig spielte er ihn mehrere Male, als verknüpfe sich damit eine Erinnerung. Armer Hamilton!

Um elf Uhr versuchten wir ihn zu überreden, ins Bett zu gehen.

Er erwiderte nur: «Wenn wir abstürzen, werden wir ewig schlafen. Wenn wir es schaffen, werde ich in Kanada genug Zeit zum Schlafen haben.» Dann setzte er sich nochmals ans Klavier, das einsam und verlassen in dem fast leer gewordenen Aufenthaltsraum der Messe stand.

Minchin ging um Mitternacht zu Bett. Er war so ruhig wie sonst – des Erfolges sicher.

Am nächsten Morgen, dem 31. August, wurde ich um drei Uhr früh telephonisch geweckt. Ich wollte als einer der ersten draussen und bei den allerletzten Vorbereitungen im Hangar dabei sein. Noch herrschte Dunkelheit, doch im Osten hellte sich der Himmel langsam auf; dichter Dunst lag über dem Boden, aber das Firmament war klar. Es konnte ein wolkenloser Tag werden.

Alles ging wie am Schnürchen. Um vier Uhr traf ich Minchin und darauf Hamilton im Vorraum der Messe. Beide waren guter Laune und schlürften, von einigen Offizieren umgeben, ihren Kaffee.

Ich glaube, der ernsteste Augenblick des ganzen Morgens war, als beide den Vorraum verliessen und sich telephonisch von ihren Familien verabschiedeten. Unter den Offizieren wurde es totenstill.

Dann hörte ich das Brummen eines Wagens, der aus dem Tal heraufkam. Ich ging ans Fenster. Ein blitzender Rolls-Royce schoss aus dem Dunst hervor und hielt am Messeeingang an. Eine Dame stieg aus, die Prinzessin. Sie war früher als erwartet gekommen. Ihre Erscheinung brachte mich völlig aus dem Konzept – sie trug hellblaue bis violette Reithosen und unter der Lederjacke eine Bluse gleicher Farbe, gelblichbraune hoch geschnürte Reitstiefel mit hohen Absätzen und Pelzbesatz an den Stulpen, dazu einen schwarzen Dreispitz aus Stroh, die eine Seite der Krempe hatte sie aufs Ohr heruntergeschlagen. Sie war ziemlich stark geschminkt. Ich eilte zum Eingang, um sie zu begrüßen. Als ich die Stufen der Treppe hinunterging, lud der Chauffeur eben ihr Gepäck aus: zwei Aktentaschen, einen kleinen Weidenkorb – wahrscheinlich mit Verpflegung – und zwei Hutschachteln. Zuletzt erschien ein geflochtener Fauteuil, einem Gartensessel ähnlich; das war ihr Flugzeugsitz.

Meine Anwandlung, laut loszulachen, verging mir schnell. Fröh-

lich und entwaffnend rief sie mir mit einem freundlichen Lächeln zu: «Guten Morgen. Ich bin Prinzessin von Löwenstein. Wie nett von Ihnen und Ihren Kameraden, dass Sie zu so früher Stunde aufgestanden sind, um mich zu begrüßen.»

Ihre Stimme war fest und klang überaus sympathisch. Dann fragte sie nach dem Wetterbericht, erkundigte sich nach unserem Leben in Upavon, fragte, ob das Flugzeug startbereit sei, und das alles ganz einfach und ungeziert. Ich fühlte mich sofort zu dieser Frau hingezogen, die sich so in der Gewalt hatte, dass sie trotz äusserster Nervenbeanspruchung höflich und charmant plaudern konnte. Vernon Brown begrüßte sie herzlich.

Auf dem Weg zur Messehalle hatte ich fast nicht den Mut, sie zu fragen: «Wie fühlen Sie sich?»

«Wunderbar», antwortete sie.

«Wollen Sie wirklich mitfliegen?»

«Sicher, ich bin doch schon dafür angezogen», und sie lachte hell auf.

«Werden Sie selber auch fliegen?»

«O ja, ich werde auch meinen Teil fliegen.»

«Aber, ehrlich gesagt», fügte sie hinzu, «jetzt brauche ich eine Tasse starken Kaffee, und», flüsterte sie weiter, «ich hab' ihn lieber mit etwas Brandy.»

Zehn Minuten später – die Sonne war eben aus dem Dunst hervorgetaucht – fuhr ein zweiter Wagen am Eingang der Messe vor. Ihm entstieg der Bischof von Cardiff in seinen seidnen Gewändern; ihm folgten die beiden Priester der Gemeinden Tidworth und Devizes.

Ich hörte, wie Minchin zu einem der diensthabenden Offiziere bemerkte: «Wir sollten jetzt keine Zeit mehr verlieren. Um sieben Uhr müssen wir in der Luft sein.»

Die Prinzessin fragte mich, ob der Bischof wohl merken könne, dass sie eben Brandy getrunken habe ...

Als wir uns zum Hangar begaben, sagte mir Hamilton: «Auf Wiedersehen», und fügte lächelnd hinzu: «Freddie, hier sind fünfundzwanzig Pfund, mein ganzes Bargeld. Überreiche es den Mechanikern, die an der ‚Saint Raphael‘ gearbeitet haben, mit meinem besten Dank und Grüßen. Es ist besser, wenn sie es bekommen als die

Fische ... Adieu, alter Junge, und vielen Dank für alles, was du für uns getan hast.»

Dann rollte die Maschine aus dem Hangar. Alles, was auf der Station war, hatte sich versammelt, um dem Start beizuwohnen und den Fliegern zuzuwinken. Die Sonne war verschwunden; vom leicht bedeckten Himmel fiel bald ein feiner Sprühregen.

Der Bischof betete, segnete das Flugzeug und besprengte die Maschine mit Weihwasser. Er war zuversichtlich und heiter. Nach der Zeremonie fasste er Hamilton väterlich bei den Schultern und wünschte ihm viel Glück und Erfolg.

Staffelkommandant Johnnie Leacroft befahl die Feuerwehr und die Krankenwagen, die ich bis zum südöstlichen Rand des Flugfeldes zu begleiten hatte. Minchin war schon vorher einmal im Auto schnell über die Piste gefahren, um sich die beste Startmöglichkeit auszusuchen. Er wollte der Maschine möglichst günstigen Wind und eine lange Startstrecke geben.

Der Ostwind war beträchtlich stärker geworden; das verhiess Treibstoffersparnis, war aber für einen Start vom Gelände in Upavon gar nicht günstig.

Am anderen Ende des Flugfeldes angekommen, blieb ich auf einer schmalen, kalkigen Strasse stehen. Sie lag ein wenig tiefer als die Oberfläche der Rollbahn. Auf der einen Seite war ein niedriger Stacheldrahtzaun, der das Flugfeld abgrenzte. Ich hatte einen guten Feldstecher mitgenommen und setzte mich auf die Haube des Feuerwagens, um den Start noch besser beobachten zu können. Es regnete stärker.

Um die Maschine nicht unnötig zu belasten, hatten sie nur wenig Verpflegung mitgenommen - drei Thermosflaschen mit schwarzem Kaffee, einige belegte Brote und drei Notrationen. In sechsenddreissig bis vierzig Stunden wollten sie in Ottawa landen. Der Motor dröhnte, und die Maschine wendete zur Startbahn. Jetzt trug der Wind das Motorengeräusch davon. Mir kam es vor, als wenn das Flugzeug völlig geräuschlos über das Feld rollte. Es hatte fast keine Beschleunigung, und als es sich so langsam näherte, sah es erschreckend schwer aus. Dann drang das Dröhnen der Maschine wieder zu mir herüber.

Ich bekam Angst. Ich kannte das Feld in- und auswendig. Wenn der Wind nicht mithalf, war diese Bahn doch nicht lang genug für die vollbelastete Maschine, die da schaukelnd auf uns zukam. Dann rollte sie etwas schneller, war aber zweihundert Meter vor uns immer noch am Boden. Und selbst hundert Meter vor uns hatte sie sich noch nicht abgehoben. Sie raste auf die Strasse und meinen Feuerwehrwagen zu. Ich schrie zu den Männern hinüber: «Macht euch fertig! Macht euch fertig, es sieht aus, als wenn es ein Unglück gäbe!» Dröhnend raste die Maschine weiter auf uns zu. Wenn sie mit dieser Geschwindigkeit auf die Strasse schoss, würde sie sich überschlagen und zerschellen. Eine entsetzliche Explosion wäre die Folge. Das Flugzeug war doch fast nur ein riesiger Benzinkanister. Nur noch siebzig Meter; es kam und kam nicht: vom Boden ab. Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug. Jetzt raste es direkt auf uns zu - nur noch fünfzig Meter bis zur Strasse. Ich stand auf der Motorhaube des Wagens und schrie aus Leibeskräften: «Zieh hoch. Um Himmels willen, zieh hoch!» Ich erhob mich auf die Zehenspitzen, wie wenn ich der Maschine helfen wollte. Im nächsten Augenblick aber sprang ich von der Motorhaube hinunter und warf mich mit dem Gesicht nach unten auf die Strasse. Und jeder, der vor einer Sekunde gestanden hatte, lag wie gefällt am Boden. Die linke Tragfläche war direkt über uns; keine sechs Meter vor der Strasse hatten die Räder sich vom Boden abgehoben und schwebten jetzt dicht über uns hinweg, vier Fuss über der Strasse. Einige Meter weiter berührten sie fast den Zaun, überflogen ihn nur um wenige Zentimeter.

Ich konnte nicht mehr an mich halten und schrie voller Erleichterung zu den Männern neben mir, die wie erstarrt am Boden lagen: «Toller Bursche, dieser Minchin! Gut gemacht, Minchin! Er versteht etwas von Massarbeit.» Ich verstand nun, warum Minchin früher gewöhnlich stundenlang an einem Schreibtisch im Büro über seinen Berechnungen gesessen hatte.

Es war sieben Uhr dreissig. Langsam gewann die riesige Maschine an Höhe, zog dann einen Bogen und drehte nach Westen ab. Als sie etwa auf hundert Metern Höhe war, verschwand sie im Nebel, den die Sonnenstrahlen zu zerstreuen suchten.

Am Vormittag erhielten wir den Wetterbericht aus Neufundland. Minchin würde ihn über Irland im Radio hören. Er lautete: «Schwache, auffrischende Winde aus Südwest, etwas bewölkt, vereinzelt Schauer und Nebel.» Das war das Wetter, das sie über dem westlichen Atlantik zu erwarten hatten. Mich störten die «auffrischenden Winde aus Südwest». Gewöhnlich waren sie so «auffrischend», dass sie einen beinahe umwarfen.

Die Zeitungsberichte vom Donnerstag, dem 1. September, waren nicht sehr erbaulich. Das Flugzeug kam nur langsam vorwärts und schien früher als erwartet heftige Gegenwinde anzutreffen. Von Upavon bis Inverin in Galway sind es rund dreihundertzwanzig Kilometer. Vieldreiviertel Stunden nach dem Start waren sie dort. Sie flogen also mit einer Geschwindigkeit von etwa einundsiebzig Stundenkilometern. Das war erschreckend langsam, und ich bekam Angst um sie.

Am Freitag erwartete man an der Ostküste Kanadas die Ankunft des Flugzeuges. Gegen Mittag wusste man immer noch nichts von ihm. Natürlich würden sie zuerst noch über einsames und ödes Land fliegen, und die Beobachter würden noch ein Stück Wegs bis zum nächsten Telefon gehen müssen. Aber es waren mehr als zweiundfünfzig Stunden seit ihrem Start verflossen!

Abends um sieben Uhr kam ich nach Hause. Wynne war genau so besorgt wie ich, und ich erzählte ihr, dass noch immer keine Nachricht eingetroffen sei... Seit sechzig Stunden wussten wir nichts mehr von der «Saint Raphael». Dabei hatten sie nur für sechsunddreissig Stunden Brennstoff! Trotzdem gab ich die Hoffnung noch immer nicht auf, obschon sie längst überfällig waren.

Am Samstag waren es achtzig Stunden – und noch immer keine Nachricht von der neufundländischen Küste. Zu arbeiten war mir unmöglich. Andauernd dachte ich an die drei, besonders an Hamilton. Immer noch klang mir im Ohr, wie wehmütig er «My heart stood still» gespielt hatte.

Am Montag, dem 5. September, gab ich jede Hoffnung auf. Ich konnte mir ihre letzten Minuten lebhaft vorstellen – wie im Tank das Benzin sank, der Atlantik unter einem leichten Dunst lag, darauf wartend, sie in seine Tiefen hinabzuziehen. Von Horizont zu Hori-

zont nichts als graugrünes Meer... Ein schauderhafter Tod, dem sie von Anfang an ins Auge gesehen hatten. Wirklich, die Prinzessin war eine überaus tapfere Frau gewesen ...

Im Mai 1928 wurde ich nach Malta zu der Wasserflugzeugbasis der Royal Air Force in Calafraña versetzt. Anfänglich bereitete mir mein Beinstumpf einige Schwierigkeiten, und es war nicht leicht, bei rauhem Wetter mit einem Wasserflugzeug fertig zu werden. Dann baute ein Ingenieur eine Feder und einen Stossdämpfer ein, mit deren Hilfe ich das Pedal bediente. War die Vorrichtung auch nicht ganz vorschriftsgemäss, so löste sie doch all meine Probleme.

Am letzten Tag der Flottenmanöver stiegen fast alle unsere Maschinen auf, und alle Operationen schienen erfolgreich zu verlaufen. Als wir zurück nach Malta dampften, befahl der Admiral den Kapitän des Flugzeugträgers zu sich. Männiglich glaubte, dass ihm für seine ausgezeichnete Leistung gratuliert würde. Es war kein Unfall passiert, und, soviel wir wussten, hatte es auch keine Zwischenfälle gegeben. Der Kapitän begab sich in Galauniform, mit all seinen Orden behängt, bei Musik von Bord, und Musik empfing ihn, als er zurückkehrte. Dann liess er alle Offiziere in seine Kabine kommen. «Meine Herren», begann er, «jemand von diesem Schiff hat heute den Oberkommandierenden schwer beleidigt. Einer der Piloten kam im Sturzflug auf das Flaggschiff zu und hat aus einer Höhe von nur wenigen Metern sechs Rollen Toilettenpapier abgeworfen. Ich bitte den schuldigen Offizier vorzutreten.»

Es war totenstill geworden. Die Marineoffiziere in ihren dunkelblauen Uniformen grinnten und sahen zu den Royal-Air-Force-Piloten hinüber, die zur Linken des Kapitäns in einer Gruppe zusammenstanden. Sie waren überzeugt, dass nur ein Offizier der Luftwaffe der Sünder sein konnte. Noch immer herrschte Totenstille. Dann trat plötzlich ein Offizier vor - ein Hauptmann der Königlichen Marine. «Ich bin der Schuldige», sagte er, «aber ich wollte sicher niemanden beleidigen, sondern nur zeigen, wie ein Jagdflieger bei einem präzisen Tiefflug auf Deck eines Schlachtschiffes Schaden anzurichten vermag. Als Bomben schienen mir die Toilettenrollen

am harmlosesten.» Diese Geschichte machte in allen Klubs und Offiziersmessen in der ganzen Welt die Runde. Es kann sein, dass sie auch den Japanern zu Ohren kam.

Unser Aufenthalt auf Malta ging dem Ende entgegen. Es waren glückliche, sorglose Tage voller Streiche von Männern wie David Niven, Trubshaw und Cathcart-Jones. Es w'urde viel geflogen, so dass wir immer beschäftigt waren; wir trieben viel Sport, das Leben war billig, und die Parties endeten nie vor Morgengrauen.

In jene Zeit fiel auch meine Reise nach Rom, wo ich wegen einer möglichen Rückgratverletzung einen Spezialisten aufsuchen sollte. Wynne begleitete mich. Der Arzt fand nur eine Entzündung, und ich genoss eine Woche Urlaub. Ich beschloss, den alten Freund meiner Jugendtage in Mailand, Monsignore Ratti, zu besuchen, der nun Seine Heiligkeit Papst Pius XI. war. Wir konnten nur wenige Tage in Rom bleiben; also musste ich mich beeilen. Man riet mir, mich mit dem britischen Gesandten im Vatikan in Verbindung zu setzen. Dieser machte mich aber darauf aufmerksam, dass es in der kurzen Zeit bis zu meiner Abreise fast unmöglich sei, eine Audienz beim Papst zu erlangen. Dafür gab er mir aber ein Empfehlungsschreiben mit, welches bewirkte, dass mir der Vatikan gezeigt wurde.

Der Monsignore, der mich führte, war ein von Natur aus neugieriger Herr, und es fiel nicht allzu schwer, ihn für meine Geschichte zu interessieren. Ich erzählte ihm kurz, in welcher Beziehung ich früher zum Papst gestanden hatte, dass ich mit ihm befreundet gewesen war und nun den grossen Wunsch hegte, in Audienz empfangen zu werden. Der Monsignore war skeptisch; als ich jedoch erwähnte, dass ich augenblicklich auf Malta stationiert war, bemerkte ich eine Veränderung in seiner Haltung und ein wachsendes Interesse für alles, was ich sagte. «Gut, gut», sprach er schliesslich, «es ist möglich, dass Seine Hochwürden der Kardinalstaatssekretär Sie vielleicht sehen möchte. Könnten Sie morgen noch einmal im Vatikan vorsprechen oder, wenn es nicht anders geht, auch übermorgen?» Das bedeutete immerhin einen weiteren Schritt nach oben. Er notierte sich meinen Namen und meine Adresse. Am nächsten Tag wurde ich bereits von Kardinal Gasparri empfangen.

In einem prachtvollen Raum sass der Kardinal an einem grossen Tisch. Er begrüsst mich freundlich in seiner väterlichen Art; aber dann begann ein recht interessantes geistiges Scharmützel. Der Kardinal wollte von mir Informationen über Malta, und ich wollte durch ihn eine Audienz beim Papst erreichen. Der Kardinal hielt mich jedoch immer beim Thema Malta fest. Ich sagte ihm, es entspreche nicht der Wahrheit, dass katholischen auf Malta stationierten Truppen der britischen Armee, Manne oder Luftwaffe Schwierigkeiten gemacht würden, die heilige Messe zu besuchen. Ganz im Gegenteil, die verantwortlichen britischen Stellen ermutigten nach Kräften die Angehörigen der Streitkräfte, gleich welcher Konfession, Gottesdienste zu besuchen. «Wenn Euer Hochwürden darüber andere Informationen haben», sagte ich, «kann ich Ihnen nur versichern, dass sie falsch sind – und Sie sollten Leute, die solche Mitteilungen weitergeben, schleunigst entlassen.» Darüber lachte der Kardinal. Dann erwähnte ich meine früheren freundschaftlichen Beziehungen zum Papst und dass ich gern in Audienz empfangen werden wollte. Der Kardinal schwieg. Ich konnte mir denken, was er dachte: «Ist es möglich, dass dieser Staffelkommandant der Royal Air Force als Junge tatsächlich Messdiener beim Papst war? Hat er wirklich mit ihm Bergtouren unternommen? Könnte er nicht ein Betrüger sein? Aber das Empfehlungsschreiben ist echt!» Schliesslich unterbrach ich das Schweigen und fragte: «Würden Euer Hochwürden mir erlauben, einige Worte zu schreiben?» «Natürlich dürfen Sie das. Sie dürfen sogar das Schreibzeug benutzen, mit dem Mussolini in diesem Raum das Konkordat zwischen der Kirche und dem italienischen Staat unterzeichnet hat.»

In meinem Brief an den Papst schrieb ich, dass ich den ersten Weltkrieg mitgemacht, als Flieger ein Bein verloren habe, aber weiterhin bei der Royal Air Force diene und wieder fliegen könne und dass ich gegenwärtig auf Malta stationiert sei. Ich erwähnte, dass ich nur wenige Tage in Rom weilte und wahrscheinlich schon bald in einen entfernten Teil des Empire versetzt würde und dass dann viele Jahre vergehen könnten, bis ich wieder nach Rom käme. Es sei wohl unmöglich, in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stehe, eine Audienz

zu erlangen, doch lege ich Wert darauf, Seine Heiligkeit Papst Pius wissen zu lassen, dass sein früherer Messdiener, Freund und Gefährte bei Bergtouren versucht habe, ihn zu sehen.

Der Kardinal las den Brief und versicherte mir, dass Seine Heiligkeit ihn bekommen werde. Zwei Tage darauf wurde ich abermals in den Vatikan eingeladen, wo ich mich einer Gruppe französischer Studenten anschliessen konnte, die in Audienz empfangen wurden. Einer der Priester sagte mir, dass ich nach der Audienz den Raum nicht verlassen solle. Der Papst sprach einige Minuten in vorzüglichem Französisch zu den Studenten. Nachdem sie den päpstlichen Segen empfangen hatten, entfernten sie sich. Ich blieb zurück. Jemand flüsterte mir ins Ohr, ich möge nach vorn gehen. Das tat ich. Der Papst sah noch genau so streng aus wie früher, aber jetzt umgab ihn eine überwältigende Aura von Würde. Ich kam mir sehr klein vor, aber gleichzeitig war ich stolz und glücklich. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Gerne hätte ich ihn an gewisse kleine Ereignisse von damals in Mailand erinnert, aber ich getraute mich nicht und schwieg. Dann sagte der Papst: «Du hast dich verändert, nur deine Augen sind noch die gleichen. Ich habe sie sofort wiedererkannt.» Er erkundigte sich, wie es mir gesundheitlich gehe und ob ich verheiratet sei. Ich wagte ihn zu fragen, ob er das Bergsteigen nicht vermisse, wo er es doch so über alles geliebt hatte. Er sah mich einige Sekunden unverwandt an und antwortete dann: «Nein, ich vermisse das Bergsteigen nicht. Gott hat mir erlaubt, die Berge zu geniessen, als ich jung war. Und nun, da ich alt bin, erlaubt er mir zu lesen, welche Erfolge die junge Bergsteigergeneration erringt.»

Hernach fuhr er fort: «Ich freue mich, dass ich dich wiedergesehen habe, und ich freue mich besonders darüber, dass du – trotz deiner Verletzung – zufrieden und zuversichtlich bist. Der Krieg ist ein grosses Unglück, aber die Welt scheint immer noch nichts daraus gelernt zu haben. Es ist traurig, dass es immer noch so viel Unruhe und Spannungen gibt.»

Hierauf erteilte er mir seinen Segen, und die Audienz war beendet.

Wir fuhren noch nach Mailand, um meine Mutter zu besuchen. Eines Nachmittags schlenderten wir durch den Corso Vittorio Ema-

nuele zum Dom. Der Corso ist eng, für den modernen Verkehr gänzlich ungeeignet, aber Strassenbahnen, Autos, Fussgänger und Radfahrer zwängten sich doch irgendwie hindurch. Wynne und ich kamen stellenweise nur äusserst mühsam vorwärts, und einmal wurde ich so fest angerempelt, dass ich den Mann, der es getan hatte, am Arm packte. Er entschuldigte sich überschwinglich und ging weiter. Wynne fragte mich: «Hast du deine Brieftasche noch?» Ich fasste danach – sie war weg. Rasch riet ich Wynne: «Geh schnell über die Strasse und versuche den Mann unter irgendeinem Vorwand aufzuhalten. Ich folge dir, so schnell ich kann.» Wynne handelte sofort. Ich sah, wie sie quer über die Strasse lief, den Mann einholte und ihn in ein Gespräch verwickelte. Keine dreissig Meter weiter hatte ich bereits einen Verkehrspolizisten entdeckt. Ich humpelte, so schnell ich es vermochte, auf ihn zu: «Ein Dieb, ein Dieb! Bitte kommen Sie mit, um ihn festzunehmen.» Erstaunlicherweise folgte er mir ohne Weiteres. Wynne sah uns kommen. Der Dieb jedoch gewährte uns nicht, da er uns den Rücken zuehrte und zu verstehen suchte, was Wynne von ihm wollte. Als er den Polizisten erblickte, wurde er sofort ausfällig und unverschämt. «Was wollen Sie eigentlich?» schrie er den Polizisten an. «Wer ist dieser Ausländer da? Wie kann er es wagen, einen friedliebenden Bürger anzuzeigen?» Neugierige Zuschauer sammelten sich um uns. Der Verkehr geriet ins Stocken. Autofahrer begannen wütend zu hupen. Der Polizist forderte alle auf, zum nächsten Polizeiposten mitzukommen. Einige Neugierige, die bald Partei ergriffen, folgten uns. Es strömten immer mehr Menschen herbei, und ich hörte, wie einer fragte: «Ist der dunkle, gutaussehende Mann ein Dieb? Bestimmt nicht. Es ist der Gehefte, der mit dem Ehemann Streit bekommen hat.»

Zuerst war ich unsicher, ob wir auch wirklich den Richtigen erwischte hatten. Dann vernahm ich zufällig ein paar Worte, die der Mann, der mich angerempelt hatte, mit zwei dicht neben uns gehenden Italienern wechselte. Sie merkten nicht, dass ich Italienisch verstand, und mir wurde klar, dass sie mit ihm unter einer Decke steckten. Wir hatten also den Richtigen erwischte.

Man führte uns alle in einen finsternen, schmutzigen Raum, wo wir

warten mussten. Ungefähr fünfzehn Leute waren mitgekommen. Sehr wahrscheinlich hatte niemand etwas gesehen, aber alle wollten etwas dazu sagen.

«Ruhe», rief der Polizeiwachtmeister. «Zuerst möchte ich von unserem Polizisten hören, was er zu sagen hat, dann von Ihnen, aber schön der Reihe nach.» Ich rechnete damit, dass es mindestens mehrere Stunden dauern würde, bis wir wieder gehen konnten. Dann erschien ein Beamter in Zivil, und es stellte sich heraus, dass er der Hauptinspektor für öffentliche Sicherheit war. Als er den Mann erblickte, der meine Brieftasche gestohlen hatte, rief er: «Hallo, Nero, haben wir dich endlich erwischt!?» Unverzüglich legte er ihm Handschellen an und veranlasste seine sofortige Inhaftierung. «Es überrascht mich, Nero», fuhr er fort, «dass du so dumm gewesen bist, dich von einer jungen Engländerin fangen zu lassen. Aber du hast ja schon immer eine Schwäche für das schöne Geschlecht gehabt, nicht wahr?»

Der Inspektor gratulierte Wynne zu ihrem Erfolg und erzählte uns zu unserem nicht geringen Erstaunen, dass Nero ein gefährlicher, in ganz Europa bekannter Dieb sei – dass er in den internationalen Zügen zwischen Paris und Rom, an der Riviera, gelegentlich aber auch in Rom und Mailand sein Unwesen trieb. Seine Kollegen nannten ihn «Nero», weil er grausam, gefährlich und boshaft war. Diese Eröffnung machte Wynne nicht gerade glücklich, und als die Lokalzeitungen am nächsten Tag Neros Verhaftung erwähnten und dabei über seine dreisten früheren Diebeszüge berichteten, bekam sie Angst. Übrigens war in den Gazetten zu lesen, ich hätte zweihundert Pfund in der Brieftasche gehabt – dabei waren es nur zwei gewesen. Und Wynne habe in ihrer Handtasche Juwelen im Werte von über einer Million gehabt! Als ich den Inspektor wiedersah, sagte ich ihm, die Angaben in der Presse seien völlig aus der Luft gegriffen. Er brüllte vor Lachen. «Ich habe diese Angaben absichtlich gemacht», sagte er. «Ich will, dass Nero bei seinen Kumpanen nach diesem Fehlschlag, bei dem eine so reiche Beute zu ergattern war, recht unbeliebt wird.»

Unsere Freunde in Mailand freuten sich über Wynnes Erfolg; sie aber wurde von Tag zu Tag unruhiger, und erst als wir Mailand hinter uns gelassen hatten, lebte sie wieder auf.

LUFTATTACHÉ IN FINNLAND

Im Jahre 1936 war ich wieder in England und erhielt das Kommando über das vierte Geschwader, das in Farnborough stationiert war. Meine Begeisterung für Pferderennen trieb mich eines Tages zu der Pferderennbahn in Kempton Park. Als die Pferde des letzten Rennens in einem geschlossenen Feld durch das Ziel gingen, merkte ich, dass ich auf den Sieger gesetzt hatte. Nur um eine Kopflänge hatte er gewonnen. Wie ich mich umdrehte, sah ich den Chef des Luftwaffenstabes neben mir.

«Wissen Sie, welches Pferd gewonnen hat?» fragte er mich.

«Ja – die Nummer zwölf.»

Auch er schien ganz offensichtlich erfreut. Als wir nach dem Rennen gemeinsam zu den Parkplätzen zurückgingen, sagte er: «Ich glaube, Sie sind jetzt lange genug beim vierten Geschwader gewesen. Es wird höchste Zeit, dass Sie wieder einmal zu einer Abwechslung kommen.» Drei Wochen später erhielt ich die Aufforderung, mich beim Luftwaffenministerium zu melden. Dort erfuhr ich, dass ich zum ersten britischen Luftattaché für Finnland, Estland und Lettland ernannt worden war. Eine angenehme, aber nicht sehr aufschlussreiche Sitzung mit Mitgliedern des Luftwaffenministeriums über finnische Angelegenheiten folgte. Es ging daraus nur hervor, dass die Finnen angenehme Leute und ein Volk mit hervorragendem Kampfgeist sind, dass das Klima dort oben sehr kalt ist und ich eine Menge Wollsachen brauchen würde. Über die wahren Verhältnisse schien niemand wirklich im Bild zu sein. Dann sprach ich mit Herrn J. Hogan, einem Beamten, der mit dem Schatzamt die finanziellen Angelegenheiten regelte, und erkundigte mich, wie es mit meinem Gehalt und den Zuschüssen stehe.

«Ihr Luftattachés fragt mich immer das gleiche», erwiderte er; «ihr seid alle gleich geldgierig. Ich hoffe jedoch, dass ich in Ihrem Falle das Schatzamt dazu bewegen kann, Ihnen pro Tag ungefähr fünf Pfund zu bewilligen.»

«Das ist gar nicht so übel», meinte ich, «aber wie hoch sind in jenen Ländern die Lebenskosten?»

«Sprechen Sie nicht so laut! Es könnte sein, dass die Leute vom Schatzamt Sie hören! Aber soviel ich weiss, lebt man dort sehr billig. Sie sind jedoch der erste Luftattaché in diesen Ländern; es wird also Ihre Sache sein, uns darüber zu informieren.»

«Überlassen Sie das nur mir», sagte ich, «als erstes werde ich Ihnen schreiben, dass Sie mein Gehalt verdoppeln müssen. Übrigens – muss ich meine Sachen alle selber tippen, die Korrespondenz und die ganzen Büroarbeiten besorgen, oder erhalte ich einen Sekretär?»

«Ja, das ist eine fatale Sache. Gewöhnlich haben wir immer einen älteren Royal-Air-Force-Angestellten, der die Landessprache kennt; aber wer zum Teufel kann denn schon Finnisch oder Estnisch bei der Royal Air Force?»

«Ich kenne jemanden.»

«Wen?»

Als ich auf Malta war, hatte ich im Versorgungsmagazin einen aussergewöhnlichen Mann entdeckt. Fleet war Korporal, sprach Französisch, Russisch, Deutsch und Finnisch. Er war in Sankt Petersburg geboren, war aber durch und durch Engländer. 1915 trat er in die britische Marine ein und hatte es bis Kriegsende zum Korvettenkapitän gebracht. Nach dem Krieg konnte er keine Anstellung finden. Er hatte kein Vermögen im Hintergrund. Seine Familienangehörigen waren in der Russischen Revolution ums Leben gekommen. Schliesslich war er zur Royal Air Force gekommen, wo er als AC 2, im niedersten Grad, begann. Ich erzählte Hogan von ihm. «Sie müssen mir diesen Fleet mitgeben, darauf bestehe ich.»

«Das wird ein verdammt teurer Spass für uns, wenn wir einen Korporal vom Versorgungslager ins Büro eines Luftattachés versetzen», meinte er, «aber ich werde dafür sorgen, dass Sie ihn mitkommen.»

«Gut», sagte ich, «und befördern Sie ihn zum Feldwebel.»

Meine Royal-Air-Force-Uniform war für die grosse Kälte und die beissenden Winde in Finnland eine höchst unpassende Kleidung, und das Luftwaffenministerium gab mir den Rat: «Tun Sie, was Conrad Collier, der Luftattaché in Moskau, tut. In Russland ist es auch kalt, und er fühlt sich in seiner Royal-Air-Force-Uniform recht wohl.» Ich schrieb Collier und fragte ihn um Rat. Dabei stellte es sich heraus, dass er eine Uniform nach eigenem Entwurf trug, aber das wusste das Luftwaffenministerium natürlich nicht. Ich machte es ihm sofort nach. Zum nicht geringen Erstaunen unseres Gesandten, der finnischen Behörden und der vielen Luftattachés des Auslandes trug ich bei einem offiziellen Anlass – es war der erste, bei dem ich zu erscheinen hatte, und er fand zufällig im Freien statt – eine prächtige schwarzgraue, mit dem Abzeichen der Royal Air Force verzierte Pelzmütze, einen dunkelblauen Pelzmantel und Reitstiefel. Ich erregte grosses Aufsehen, aber niemand schien zu wissen, welches Land ich eigentlich vertrat.

Auf Rat des britischen Gesandten gab meine Frau kurz nach unserer Ankunft für alle führenden Offiziere der finnischen Armee, Marine und Luftwaffe ein Essen. Da wir nicht wussten, was unsere Gäste gern assen, bestellten wir in unserem Hotel die Gedecke nicht im Voraus, sondern liessen unsere Gäste nach der Speisekarte ein Menu à la carte wählen. Wynne sass an dem einen Ende der Tafel und ich am anderen. Meine Frau dachte, in Finnland werde für gewöhnlich Kaviar als Vorspeise gegessen. Das dachte auch ich, und so schlugen wir beide unseren nächsten Nachbarn Kaviar vor. Alle unsere Gäste wollten Kaviar und schienen über unsere Wahl hoch erfreut. Zwei Ober brachten auf einem riesigen Silbertablett einen grossen Klumpen Eis, der die Form eines Schwanes hatte, herein. Zwischen den Flügeln war ein Loch, in dem der Kaviar eingebettet lag. Unter dem Eisblock waren winzige elektrische Lämpchen angebracht, deren Licht durch den Körper des Schwanes schimmerte. Eine höchst originelle Art, Kaviar zu servieren! Wir nahmen alle reichlich, und alle waren bester Laune, besonders nach einigen Wodkas. Als ich die Rechnung erhielt, wurde ich fast ohnmächtig. Jetzt wusste ich, warum die finnischen Offiziere mit dem

Vorschlag, Kaviar zu essen, so schnell einverstanden gewesen waren! Sie mochten ihn sehr gerne, konnten sich aber keinen leisten. Er war mit einer hohen Steuer belastet und wurde von den Finnen als grosser Luxus angesehen.

Eines Morgens im Januar - es war bitter kalt - schneite es heftig, und über der Stadt lag fast völlige Dunkelheit. Ich hörte jemanden an die Tür meines Büros klopfen und rief, ohne aufzuschauen: «Herein!» Jemand schlug forsich die Absätze zusammen und liess «Guten Morgen» vernehmen. Ich drehte mich um und sah einen Mann in meiner Grösse, dessen Kleidung ganz mit Schnee bedeckt war. «Da bin ich», sagte der Mann, «und ich bin Ihnen sehr dankbar.» Es war Korporal Fleet.

«Ich habe Sie wegen Ihrer Fähigkeiten hierherkommen lassen», sagte ich, überwältigt von seiner Dankbarkeit, die er mir so offen bekundete. «Ich dachte, Sie hätten mich schon längst vergessen», erwiderte er; «ich war es satt, immer nur Uniformen, Unterwäsche und Stiefel auszugeben und mir dabei noch den ganzen Tag lang die Nörgeleien anhören zu müssen, wenn etwas nicht passte.»

«Wie wird Ihnen das Klima hier bekommen?»

«Mir machen die Dunkelheit und der viele Schnee nichts aus», sagte er, «die sind mir vertraut. Früher kam ich in den Ferien oft nach Finnland. Heute ist mein glücklichster Tag, seit ich bei der Royal Air Force bin.»

«Sagen Sie mal, Fleet», fragte ich ihn, «in welchem Rang stehen Sie jetzt?»

«Feldwebel, Sir.»

Auf meinen Vorschlag hin wurde ihm später dann noch das Offizierspatent verliehen.

Wynne und ich wurden des Hotellebens bald müde. Wir versuchten daher, ein Haus auf dem Land zu bekommen. Ein Offizier der finnischen Luftwaffe erwähnte, dass seine Tante zwölf Meilen ausserhalb von Helsinki auf einer kleinen Insel namens Degero ein Chalet besitze. Als wir Degero besuchten, lag der Schnee eineinhalb Meter hoch. Wynne und ich kamen nur mühsam vorwärts und sackten mehrere Male in Verwehungen ab, als wir auf die Haustür zusteuerten. Zwanzig Minuten nachdem wir aus unserem Wagen gestiegen waren, hatten

wir sie endlich erreicht. Das Chalet war mit hellen Möbeln aus Bambus und Flechtwerk eingerichtet. In den Räumen war es bitter kalt und ziemlich ungemütlich. Das Wasser um die Insel war gefroren, und nichts deutete auf eine landschaftlich reizvolle Gegend hin. Wir fuhren nach Helsinki zurück, und ich nahm Wynne in mein Büro mit, um ihr eine Luftaufnahme von Degero im Sommer zu zeigen. Sie konnte kaum glauben, dass es derselbe Ort war. Anfang Mai zogen wir in unser neues Heim ein. Eis und Schnee waren fort, das Häuschen war von blauem Wasser umgeben, und kleine Wellen schlugen an das Ufer. Ein zauberhaftes Fleckchen Erde! Das Chalet selbst war ringsherum von Tannen umgeben. Büschelweise standen die wildwachsenden Blumen im Gras zwischen den Bäumen, und Dutzende von rötlichen Eichhörnchen belebten die Insel. Sie zeigten sich sehr zutraulich; zwei waren sogar so zahm und frech, dass sie gegen Morgenrauen durch das Fenster in unser Schlafzimmer kamen und sich die Nüsse holten, die Wynne jeden Abend in einer Schale neben das Bett stellte. Hundert Meter vom Chalet und nur wenige Schritte vom Wasser entfernt stand eine Sauna. Dieses Badehaus ist für die Finnen genau so wichtig wie das Wohnhaus, und früher bauten die Siedler zuerst die Sauna und lebten darin, bis das Wohnhaus fertig war.

Jeden Morgen fuhr ich mit dem Boot, einem schnittigen finnischen Rennboot mit starkem Aussenbordmotor, zum Büro. Der deutsche Militärattaché, ein Oberst, wohnte ganz in der Nähe auf einer benachbarten Insel. Er hatte ebenfalls ein Boot, an dessen Heck eine überdimensionale Hakenkreuzflagge wehte. Es bereitete mir jeweils einen Mordsspass, ihn an mir vorbeituckern zu lassen, bis er weit voraus war, dann Vollgas zu geben, um ihn schliesslich in einem engen Kanal, durch den wir fahren mussten, zu überholen. Bei hoher Geschwindigkeit entstand hinter meinem Boot eine kräftige Kielwelle, die das deutsche Boot regelmässig fast zum Kentern brachte, und die höchst undiplomatischen Schimpfworte meines Kollegen übertönten sogar das Knattern meines Motors und drangen über das spritzende, schäumende Wasser bis an mein Ohr.

Ich schrieb an unseren Geschäftsträger in Estland, Herrn W.H. Gallienne, und fragte bei ihm an, zu welchem Zeitpunkt ihm der Besuch

am gelegensten käme, den ich ihm und der estnischen Regierung abzustatten hatte. Er schlug Ende März dafür vor. Am Tag der Abreise war das Wetter schlecht. Wir konnten deswegen nicht mit dem Flugzeug reisen und fuhren mit dem Schiff. An Bord des kleinen, aber komfortabel eingerichteten Dampfers waren viele Finnen. Für die filmischen Geschäftsleute war Tallinn, die Hauptstadt von Estland, ein Ort der Fröhlichkeit, wohin man trinken und tanzen gehen konnte; dort herrschte eine ganz andere Atmosphäre als in Helsinki, das streng und sachlich wirkte. Da die meisten der Passagiere ihrem Vergnügen entgegenfuhren, herrschte an Bord die beste Laune. Nachdem wir uns in unserer kleinen Kabine eingerichtet hatten, begaben wir uns in den gemütlichen Esssaal. Wie üblich stand auch hier in der Mitte ein grosser Tisch, auf dem zahlreiche Hors-d'oeuvres angerichtet waren. Jeder konnte sich aussuchen, was er wollte, und die Stewards sorgten für die Getränke. Nach einer reichlichen Mahlzeit mit Kaffee, Schnaps und Brandy zogen Wynne und ich uns in unsere Kabine zurück. Aus tiefstem Schlaf schrakten wir durch einen heftigen, krachenden Stoss auf, der uns aus den Betten auf den Boden unserer Kabine schleuderte. Wir dachten zuerst an einen Zusammenstoss, und als wir in unserer Nachbarschaft lautes Stöhnen und entsetzte Schreie hörten, waren wir überzeugt, dass das Schiff bereits sank. Wir rannten aus der Kabine und waren nicht wenig erstaunt, als wir die Stewardess eine Zigarette rauchend beim Zeitunglesen fanden. Ich rief ihr zu: «Was ist passiert?» Sie antwortete: «Nichts.» Empört fuhr ich auf: «Was heisst hier nichts? Wir wurden gerade durch einen heftigen Ruck aus unseren Betten geworfen! «Da erklärte sie uns, was passiert war. Der Kanal, dessen Eis die Eisbrecher aufgebrochen hatten, war bei dem kalten Wind wieder zugefroren. Nun bahnte sich das Schiff einen neuen Weg durch das Eis. Die Maschinen wurden umgesteuert, das Schiff fuhr etwa dreihundert Meter rückwärts, um mit Volldampf voraus das Eis zu brechen – ein unter diesen Umständen ganz normales Verfahren. Dann fügte sie hinzu, es werde vielleicht noch zwei bis drei Stunden dauern, bis der Eisbrecher von Tallinn unser Schiff erreichen würde. Das unheimliche Krachen und Ächzen würde also andauern. Bei Tagesanbruch sahen wir zu unserem nicht geringen Er-

staunen mehrere Mitglieder der Besatzung und eine ganze Anzahl Passagiere dick verpackt in ihren Pelzen in einiger Entfernung auf dem Eis herumspazieren. Der Kapitän hatte sich entschlossen, doch lieber das Eintreffen des Eisbrechers abzuwarten.

Von den drei Ländern, bei denen ich akkreditiert war, besuchte ich Litauen zuletzt, weil es, geographisch gesehen, von Finnland am weitesten entfernt war. In der Frühe um neun kamen wir in Kaunas an. Der Schlafwagenschaffner hatte vergessen, uns zu wecken, und ich knöpfte mir gerade den Rock meiner Uniform zu, als wir in den Bahnhof einfuhren. Ein halbes Dutzend litauische Offiziere – drei von der Luftwaffe, zwei von der Armee und einer von der Marine – standen am Bahnsteig. Wynne und ich stiegen aus dem Schlafwagen. Die Offiziere standen stramm und salutierten. Ich tat es ebenfalls. Im gleichen Augenblick trat ein Zivilist auf uns zu, lüftete den Hut und sagte: «Guten Morgen, ich bin Charlie, ein Mitglied der Gesandtschaft, und soll Sie im Namen von Herrn Preston, unserem Geschäftsträger, willkommen heissen. Er bat mich, Ilmen auszurichten, dass er sich glücklich schätzen würde, wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin mit ihm und seiner Gattin um zwei Uhr in der Gesandtschaft ässen. Inzwischen werde ich Sie zum Hotel bringen.»

Charlie erzählte uns, dass das erste Hotel am Platze allen Komfort und eine gute Küche habe. Als wir ankamen, fiel uns als erstes auf, dass es von aussen recht schäbig aussah. Als nächstes bemerkten wir, dass am Schlüssel zu unserem Schlafzimmer ein Stück Holz in der Grösse eines Polizeiknüttels befestigt war. Wynne hatte keine Handtasche mit, die gross genug gewesen wäre, den Schlüssel darin unterzubringen. Ich fragte Charlie, was das zu bedeuten habe. Er erklärte mir, in Litauen gebe es fast kein Metall, und sofort würden alle Schlüssel verschwinden, wenn man nicht zur drastischen Massnahme des unhandlichen Holzklotzes griffe. Charlie war sehr gesprächig und erzählte uns allerlei persönliche Dinge über den Geschäftsträger, den wir kennenlernen sollten. «Er ist musikverrückt, und ob er jemanden leiden oder nicht leiden kann, hängt ganz davon ab, ob der Betreffende musikalisch ist oder nicht.» Er fügte noch hinzu: «Je länger Sie bei ihm

bleiben, desto besser. Er kommt erst in der Nacht so richtig in Fahrt. Anscheinend ist das eine russische Sitte, die er sich auf seinem letzten Posten angewöhnt hat.» Wenig später lernten wir Thomas Preston, einen grossen, blonden, vornehmen Mann, kennen. Nachdem wir uns zehn Minuten lang unterhalten hatten, sah er uns unter seinen buschigen hellbraunen Augenbrauen hervor an und sagte: «Das Hotel, in dem Sie im Augenblick untergebracht sind, bietet keinen Komfort. Da ich Sie beide kennengelernt habe, können Sie als meine Gäste in die Gesandtschaft einziehen. Ich lade nie Leute ein, bevor ich sie gesehen habe.»

Später teilte ich Tommy Preston mit, wie tief es mich betrübte, in Estland, Lettland und jetzt auch in Litauen immer wieder dem grenzenlosen Vertrauen zu begegnen, das die Menschen in die Zukunft und vor allem in die Zusammenarbeit mit England setzten. Ich halte diese Länder für Staaten, die zur Abhängigkeit verdammt seien und deren Unabhängigkeit in wenigen Jahren vorbei sein werde. Ich sehe für sie keine Chance, einen grösseren Krieg zu überstehen. Wynne sprach oft mit einem Anflug von Mitleid von ihnen als den «Woolworth-Staaten». Sie träumten einen wundervollen Traum, der fern jeder Wirklichkeit war. Für Finnland lagen die Verhältnisse anders.

Fast jeden Abend während unseres zehntägigen Besuches verbrachten wir mit den Prestons. Eines Abends, als wir im Salon am Kamin sasssen, brachten wir Tommy dazu, uns etwas über die Zeit zu erzählen, da er Konsul in Jekaterinburg war und die Mitglieder der russischen Zarenfamilie in einem Keller nahe dem Konsulat umgebracht worden waren. Am fünften Abend unseres Besuches unternahmen Preston und ich einen Stadtbummel. Er nahm mich ins Staatstheater mit, wo er eine halbe Stunde lang das Orchester dirigierte. In den frühen Morgenstunden kehrten wir in die Gesandtschaft zurück, und da spielte er meisterhaft für Wynne und einige Freunde noch eine Stunde lang Klavier. Tommy Preston war wirklich ein höchst ungewöhnlicher Mensch, wie man ihn unter Diplomaten selten trifft.

Fast die ganzen Jahre 1937 und 1938 hindurch führten in Finnland deutsche und britische Flugzeugwerke einen unerbittlichen Konkurrenzkampf um die Belieferung der finnischen Luftwaffe mit

Maschinen und Motoren. Andere europäische Staaten waren zwar auch in diesen Wettkampf verwickelt, aber die Deutschen und Briten waren führend, und von diesen beiden Staaten war Deutschland dadurch im Vorteil, dass einige Herren im finnischen Oberkommando ziemlich deutschfreundlich waren. Eine meiner wichtigsten Aufgaben war, diese Leute zu bekehren, so dass sie sich Grossbritannien zuneigten und wir die Aufträge erhalten würden.

Fast täglich diskutierte ich mit General Lundquist, dem Chef der finnischen Luftwaffe, die Probleme, die im Zusammenhang mit der Belieferung auftauchten. Alles deutete daraufhin, dass die Deutschen den Konkurrenzkampf gewinnen würden. Eines Nachmittags liess Lundquist mich rufen. «Geschwaderkommandant West», sagte er, «heute Abend fällt die Entscheidung, welcher Flugzeugtyp für die finnische Luftwaffe angekauft wird. Ich werde Sie das Resultat sofort wissen lassen.»

Ich legte mir das als einen ziemlich deutlichen Wink aus und sprach darüber mit Herrn Snow, unserem Minister, und Keith Jopson, unserem Handelssekretär. Sie waren skeptisch und hielten mich für allzu optimistisch. Am nächsten Morgen ging ich sofort zu General Lundquist, der mir fest in die Augen sah, als er sagte: «Ich gratuliere Ihnen, West. Die Regierung hat beschlossen, den Auftrag England zu erteilen: zwei Geschwader Bristol-Blenheim-Maschinen und eine grosse Anzahl Flugzeugmotoren.» Ich war hoch erfreut. Ein Auftrag von siebenhunderttausend Pfund war statt nach Deutschland nach England gegangen. Nachdem man uns diesen Auftrag erteilt hatte, verdichteten sich meine Beziehungen zur finnischen Luftwaffe. Die Finnen forderten Einzelheiten über die Ausrüstung der Maschinen an; finnische Piloten und Techniker mussten mit der Handhabung dieser Geräte vertraut gemacht werden. Einige mussten in England Kurse besuchen. In den nächsten Monaten hatten Fleet und ich hart zu arbeiten.

Im Mai 1937 wurden Herr Snow und ich mit unseren Frauen eingeladen, Feldmarschall Mannerheim in seinem Haus in Helsinki zu besuchen. Der Feldmarschall war damals fast siebzig Jahre alt. Wir wurden in einen riesigen Salon geführt, an dessen Wänden überall

Erinnerungen an die Militärzeit hingen. Mannerheim trat ein; ein schlanker, gutaussehender Mann mit einem strengen und doch sympathischen Gesicht. Sein dunkles Haar war noch nicht ergraut, selbst sein gepflegter buschiger Schnurrbart wies nur eine Spur von Grau auf. Er trug die hellgraue Uniform eines Feldmarschalls, die oben am Hals mit einem Stehkragen abschloss. Die meiste Zeit unterhielten wir uns über das Leben in Helsinki. Wynne bewunderte eine Photographie, auf der Mannerheim besonders gut aussah, und er versprach, ihr eine Kopie mit seinem Autogramm zu schicken – was er später auch wirklich tat. Er schlug eine zweite Zusammenkunft vor, bei der er mit uns militärische Dinge besprechen wollte. Drei Wochen später lud er mich zum Essen ein, und wir unterhielten uns über Fragen des Militärdienstes in England und die Anpassungsfähigkeit von Flugzeugen und Material an filmische Verhältnisse. Mannerheim machte mir grossen Eindruck.

Er musste ein hervorragendes Gedächtnis haben. An seinem siebenzigsten Geburtstag wohnte er einer Party bei, die ihm zu Ehren von der Nation auf dem grössten Platz von Helsinki gegeben wurde. Trotz seinem hohen Alter nahm er stundenlang die Huldigungen von Vertretern aller Gattungen der finnischen Streitkräfte entgegen. Am gleichen Tag nahm er an einem offiziellen Essen teil, wo er eine Ansprache hielt. Hernach empfing er fortlaufend Abgeordnete finnischer patriotischer Verbände und des diplomatischen Korps. Bei dieser Gelegenheit trugen Wynne und ich uns in seine Gästeliste ein, gratulierten ihm aber nicht persönlich. Wir dachten, dass sein Programm an diesem Tage schon anstrengend genug gewesen sei, und wollten ihm nicht noch mehr Händeschütteln und höfliche Konversation zumuten. Eine Woche später traf Wynne den Feldmarschall in einem Buchladen. Nachdem er sie begrüsst hatte, sagte er: «Ich war enttäuscht, dass ich Sie und Ihren Mann an meinem Geburtstag nicht erblickt habe.» Da er an jenem Tage mehrere tausend Leute gesehen hatte, war es um so bemerkenswerter, dass ihm unsere Abwesenheit aufgefallen war. Wynne sagte ihm dann, aus welchem Grunde wir uns zurückgehalten hatten, und er antwortete darauf: «Das war von Ihnen sicherlich nett gemeint, aber ich habe immer Zeit für meine

Freunde.» Ein wundervoller Mann; die Finnen konnten wirklich stolz auf ihn sein!

Im Juni 1937 liess mich der britische Gesandte zu sich rufen und teilte mir mit, dass ein bedeutender amerikanischer Geschäftsmann, Herr J. V. Rank, nach Helsinki kommen werde. Unglücklicherweise würden er – der Gesandte – und der Handelsattaché zu diesem Zeitpunkt von Helsinki abwesend sein. Er fragte mich deshalb, ob ich mich Herrn und Frau Rank freundlicherweise annehmen würde; da ich sehr gern Pferderennen besuchte, hätte ich mit Herrn Rank, einem bekannten Rennstallbesitzer, schon etwas gemein. Herr Rank blieb zwei Wochen in Finnland, und während dieser Zeit bahnte sich zwischen uns eine Freundschaft an, die bis zu seinem Tode dauerte. Diese zufällige Begegnung trug übrigens dazu bei, dass ich Jahre später in das Filmgeschäft eintrat.

Im Winter 1937/38 kam ich oft mit meinen Dienstkollegen zusammen, und besonders häufig mit den Militärattachés von Frankreich, Polen, Lettland und Estland. Sie alle hatten ziemlich pessimistische Ansichten über die Situation in Europa. Wir diskutierten über Deutschland und kamen dabei immer wieder zu der Ansicht, dass es bestimmt zu einem Krieg kommen werde. In der ersten Maiwoche des Jahres 1938 kehrte mein litauischer Kollege aus Deutschland zurück und erzählte, Deutschland sei buchstäblich in ein Waffenlager verwandelt worden, der Krieg stehe unmittelbar bevor. Ich schrieb dem Luftwaffenministerium einen Brief, in dem ich die Ansichten meiner Kollegen kurz wiedergab und auch wissen liess, dass ich selbst der gleichen Ansicht sei; alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass wir unvermeidlich innerhalb der nächsten zwölf Monate im Krieg stehen würden. Ich beendete meinen Brief mit dem Ersuchen, meinen Kollegen in Berlin, Commodore John Vachell, besuchen und meine Reise durch Deutschland im Wagen machen zu dürfen. Das Antwortschreiben lautete, dass ich die Situation wohl etwas zu pessimistisch einschätze. Meine Reise nach Deutschland aber wurde genehmigt.

Den Vormittag nach meiner Ankunft in Berlin verbrachte ich zusammen mit Vachell und Troubridge, dem Marineattaché, und sie gestanden mir, dass auch sie einen baldigen Kriegsausbruch erwarteten.

teten. Unglücklicherweise war aber der Botschafter, Sir Nevile Henderson, nicht der gleichen Ansicht. John Vachell sagte mir noch, der Botschafter erwarte mich um halb sieben Uhr. Als es so weit war, stellte er mich dem Botschafter vor und verliess dann den Raum.

Sir Nevile begrüßte mich herzlich, erkundigte sich nach meiner Frau und fragte, wie die Reise von Finnland bis hierher gewesen sei. Dann sagte er: «Ich weiss, West, dass Sie die Situation in Deutschland genau so pessimistisch betrachten wie Ihre Kollegen hier und dass Sie alle erwarten, dass Deutschland bald einen Krieg anfängt. Warum sind Sie so pessimistisch? «Ich erzählte ihm von den Gesprächen, die ich mit den Attachés der an Deutschland angrenzenden Länder geführt hatte, und von den Diskussionen mit finnischen Generalstabs-offizieren. Sie alle hatten nur auf eines hingewiesen: den Krieg. Sir Nevile hörte aus Höflichkeit zu, stellte einige Fragen, äusserte sich selbst aber nicht dazu. Dann überraschte er mich plötzlich mit der Frage: «Tragen Royal-Air-Force-Offiziere zum Smoking blaue Wildlederschuhe?» Diese Frage brachte mich ziemlich aus der Fassung, und ich begann zu lachen.

«Ist diese Frage ernst gemeint?»

«Ja.» Und es war offensichtlich, dass ihn diese Frage mehr beschäftigte als alles, was ich über Deutschland gesagt hatte.

«Nein, normalerweise tragen wir zum Smoking keine blauen Wildlederschuhe», sagte ich.

«Wenn dem so ist», fuhr er fort, «dann kann ich nicht verstehen, warum Vachell es tut. Das irritiert mich.»

Damit war unser Gespräch beendet.

FRANKREICH 1939

Kurz nachdem ich wieder nach Finnland zurückgekehrt war, wurde ich nach England beordert, um das Kommando über das fünfzigste Kampfgeschwader in Odiham zu übernehmen. Das war eine gute Nachricht. Wenn Deutschland wirklich einen Krieg anfmg, wollte ich als einer der ersten dabeisein.

Am 3. September hörten auf unserem Stützpunkt alle die Ansprache unseres Premierministers, mit welcher er der Nation den Kriegsausbruch mitteilte. Danach liess ich die Besatzungen der drei Staffeln vor den Flugzeughallen antreten und hielt eine kleine Rede. Am Nachmittag erhielt ich den Befehl, unsere Staffeln, die zusammen das fünfzigste Geschwader bildeten, sofort nach Frankreich zu verlegen und das Kommando zu übernehmen. Ich erteilte jedem Staffelführer genaue Anweisungen, was bis zum Abflug zum Kontinent noch alles vorzukehren sei, und sagte ihnen, dass ich es nicht gern sähe, wenn sich alle Familienmitglieder zum Abschied auf dem Flugplatz versammelten; doch wusste ich genau, dass sich niemand um diese Anweisung kümmern würde. Wynne, Peter und meine Mutter, die vor Kurzem zu uns gezogen war, Ehefrauen, Kinder und sonstige Familienangehörige, Hunde, Katzen und was es sonst noch an herzigen Tierchen gibt, versammelten sich auf dem geteerten Platz, um uns zum Abschied zuzuwinken.

Ich hatte das Mitnehmen von Tieren zum Kontinent strengstens untersagt. In Frankreich entdeckte ich, dass jede Staffel doch ihre Maskottchen - Hunde, Katzen und Wellensittiche - hatte. All diese Tiere besaßen französische Namen, die aber immer noch englisch genug klangen. Manchmal glaubte ich zu sehen, wie verstört die

Wellensittiche dreinschauten, wenn man sie bei ihren französischen Namen rief.

Während der «drôle de guerre» hielten wir endlose Konferenzen ab, bei denen oft französische Offiziere zugegen waren. Wir hatten unsere Stützpunkte in Amiens, Saint-Pol und Arras, bereiteten aber eine Invasion nach Belgien vor, falls die Deutschen angreifen sollten. Obwohl fast meine ganze Zeit mit Stabsarbeit, Training und Kampfschulung der Flugzeugbesatzungen ausgefüllt war, musste ich mich auch noch um die ganze Verwaltung kümmern. Eines Morgens, als ich der dreizehnten Staffel einen Besuch abstattete, fragte ich «Fatty» Gray, den Kommandanten dieser Staffel, wo die Männer ihre Wäsche waschen und ihre Socken stopfen liessen. Er schwieg. Sein Adjutant schwieg ebenfalls. Und ich sah, dass Fatty leicht errötete, was sonst höchst selten bei ihm vorkam.

«Ja», sagte er, als ich weiterbohrte, «das ist eine äusserst delikate Angelegenheit.»

«Was heisst hier delikate Mir scheint es eine leicht zu beantwortende Frage.»

«Die Antwort lautet: ... in den hiesigen Bordellen.»

«Den hiesigen Bordellen?»

«Ja, sehen Sie, man hat uns auf zwei solche Häuser hier in der Gegend aufmerksam gemacht. Ich wurde ersucht, einmal hinzugehen. So machten wir uns eines Morgens zu dritt auf den Weg und fanden Madame und die Mädchen mit Wäschewaschen und Flickern beschäftigt; da kamen wir auf eine geniale Idee. Wir besprachen die Angelegenheit sofort mit Madame und trafen mit ihr ein sehr günstiges Abkommen. Unsere Männer sind im Stopfen von Socken und Unterhosen keine Kanonen, und wir sind überaus zufrieden über die Art, wie unsere Wäsche jetzt instandgehalten wird.»

«Fatty», erwiderte ich, «ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Sie dieses Abkommen unmöglich weiter einhalten können. Im Augenblick sind wir noch in keine Kriegshandlungen verwickelt; infolgedessen belästigen uns andauernd Delegationen, Parlamentsmitglieder, Kirchenhäupter, Abgesandte von Frauenvereinen und so weiter, die von England herübergeschickt werden, um nachzusehen, was ,die

Jungen' machen, und die ihre Nase in alles stecken. Stellt euch das Theater vor, wenn sie daraufkämen, dass die Royal Air Force ein Bordell als Waschanstalt benutzt!»

Aber Fatty erhob Einwände: «Sie brauchen ihnen ja nur zu sagen, dass die Wäsche in einer privaten Waschanstalt des Ortes gewaschen wird. Dann wird sich niemand melir drum kümmern. Unseren Burschen behagt die Sache. Deshalb schlage ich Ihnen vor, dass Sie die ganze Angelegenheit schnell wieder vergessen.»

Was ich auch prompt tat.

Am Heiligen Abend fühlte ich mich plötzlich müde und zerschlagen. Ich hatte eine sehr anstrengende Woche mit vielen Scherereien hinter mir. Ich dachte, dass ich mich bald wieder besser fühlen würde, wenn ich mich ins Bett legte. Das war aber nicht der Fall. Der Feldarzt, der mich untersuchte, tippte auf Grippe, ausgerechnet kurz vor meinem Urlaub. Der Arzt war mit mir gar nicht zufrieden und verbot mir, nach England zu reisen. Ich setzte jedoch meinen Willen durch, und er gab endlich nach. Bis Boulogne schief ich in meinem Abteil, aber als ich dort ankam, fühlte ich mich viel elender. Mit Mühe und Not gelangte ich aufs Schiff, das mit Soldaten der Luftwaffe, die auf ein paar kurze Tage nach Hause fuhren, überfüllt war. Ich traf zufällig den Kapitän und sagte ihm, dass ich mich miserabel fühlte. «Das seh' ich; Sie gleichen einem wandelnden Leichnam», sagte er. «Kommen Sie mit in meine Kabine. Sie können sich dort hinlegen.»

Während der Überfahrt wurde mir noch elender, und als wir in Dover ankamen, trugen mich zwei Offiziere in das Zugsabteil. Gegen acht Uhr abends kamen wir in London an. Wegen der Verdunkelung war es draussen stockfinster. Man hob mich in ein Taxi, und Freunde brachten mich ins «Dorchester Hotel», wo Wynne auf mich wartete. Sie hatte eine Wiedersehensparty arrangiert. Ich schleppte mich in die Halle. Wynne kam auf mich zugeeilt. Als sie mich erblickte, erschrak sie. Ich wollte ihr nicht die Freude verderben, aber dann sagte ich ihr doch, dass ich mich elend fühle und deshalb sofort ins Bett gehen wolle. Sie brachte mich auf unser Zimmer und steckte mich ins Bett. Unter den Gästen der Party war ein Arzt. Er untersuchte mich

oberflächlich und sagte dann zu Wynne: «Ich habe zu viel getrunken und kann deshalb keine genaue Diagnose stellen, aber sicher ist, dass Freddie ziemlich krank ist. Der Royal-Air-Force-Klub ist nur ein paar hundert Meter weit entfernt. Sicher ist dort ein Arzt der Royal Air Force, der herkommen könnte, um ihn gründlich zu untersuchen.»

Wynne ging zum Royal-Air-Force-Klub und fand tatsächlich einen Arzt, der sie zu mir begleitete. Nach der Untersuchung sagte er, dass ich sofort ins Krankenhaus müsse. Ich wurde ins Aldershot-Militärhospital gebracht. Dort untersuchten mich zwei Ärzte; einer davon war ein Magenspezialist. Dieser erklärte mir, dass ich fast die Hälfte meines Blutes verloren habe, weil ein Magengeschwür aufgebrochen sei. Doch sei die Blutung jetzt gestillt. Ich müsse mindestens drei Wochen im Bett bleiben, und es würde einige Zeit vergehen, bis ich wieder bei Kräften sei.

Ein anderer erhielt meinen Posten in Frankreich. Das war für mich ein schwerer Schlag; und als man mir sagte, dass ich meiner angegriffenen Gesundheit wegen vielleicht nie mehr einen Posten, der schwere geistige oder körperliche Arbeit verlange, übernehmen könnte, machte ich mir noch mehr Sorgen. Ich war ziemlich entmutigt, bis mich eines Tages ein Brief von Hogan erreichte, in dem er mich bat, ihm zu schreiben, wie ich mich fühle und ob Aussichten bestünden, dass sich mein Gesundheitszustand bald wieder so weit bessere, dass man mich nach Rom schicken könnte. Es ist fast überflüssig, zu erwähnen, dass ich ihm postwendend schrieb, es gehe mir viel besser und ich warte nur darauf, aus dem Krankenhaus entlassen zu werden. Dem ärztlichen Ausschuss hielt ich vor, Italien sei nicht im Krieg und das Essen sei viel besser und abwechslungsreicher als in England. Ausserdem sei das Klima in Italien ausgezeichnet, die Aussichten, dort schnell und völlig zu genesen, seien also wesentlich besser als in England. Zudem würde es mir bald wieder schlechter gehen, und ich würde mir nur den Kopf zergrübeln, wenn man mich dazu verdamnte, dem Krieg als Zuschauer beizuwohnen, anstatt mich nützlich zu machen. Der Ausschuss schrieb mich gesund, und ich durfte nach Rom fahren.

Wenige Tage danach erhielt ich vom Luftfahrtministerium die Nachricht, dass ich zum Luftattaché in Rom ernannt worden sei und den Rang eines Air Commodore erhalten habe.

AM FENSTER GEGEN DEUTSCHLAND

Im Juni 1940, als die deutschen Panzerdivisionen nach Frankreich rollten, erhielt ich den Befehl, Rom zu verlassen, um den Posten eines Luftattachés in der Schweiz zu übernehmen. Das erste Problem war: Wie sollte ich dorthin kommen? In Frankreich evakuierten die britischen Expeditionsstreitkräfte Dünkirchen. Am 10. Juni erklärte Mussolini den Alliierten den Krieg, und alle ihre Botschafter bereiteten sich darauf vor, Italien zu verlassen. François-Poncet, der französische Botschafter, hatte erreicht, dass die französischen Diplomaten, die sich in Italien befanden, mit dem Zug durch den Simplontunnel über die Schweiz nach Frankreich gebracht werden sollten. Als der britische Botschafter, Sir Percy Loraine, davon hörte, fragte er seinen französischen Kollegen, ob er mir erlauben würde, bis Bern mit dem Zug der Franzosen zu fahren. Wynne, Herr Reason, mein Angestellter, und seine Frau mussten aber auch mit.

Die Italiener hatten für diesen Transport sehr strenge Vorschriften erlassen. Die Diplomaten, die jahrelang in Rom gelebt hatten, durften nur einen Koffer mitnehmen; ausserdem sollten die Wagentüren verschlossen werden. Die Haupthalle des Bahnhofs war voll aufgeregter Menschen; einige schlugen sich, andere waren wütend, und wieder andere hatten es sehr eilig und versuchten, so schnell wie möglich durchzukommen. Die Franzosen hatten sich zusammengetan. Sie waren nicht zu verkennen. Alle waren deprimiert. Ihr Gepäck türmte sich immer höher um sie herum. Ich nahm an, dass es mehrere Züge nach Frankreich geben werde, von denen jeder nach einem anderen Bestimmungsort fuhr.

«Es fährt kein anderer Zug», sagte jemand, «das ist der einzige.»

«Was soll denn all das Gepäck?» fragte ich. «Es kann doch nicht dem diplomatischen Korps gehören. Die Leute dürfen ja kaum etwas mitnehmen.»

«Das ist alles Gepäck der Franzosen», gab man mir unbekümmert zur Antwort.

Da standen Kabinenkoffer, Kleiderkoffer, Koffer aus Metall für die Uniformen, Hutschachteln, Holzkasten, Pappkartons; Koffer in allen Grössen und Formen lagen über- und durcheinander. Kinderwagen, Hundeköibe, Vogelkäfige, Picknickkörbe, Einkaufstaschen und in braunes Packpapier verschnürte Pakete gehörten ebenfalls dazu. Und natürlich reisten Babies, Kindermädchen, Kinder, Hunde und Katzen mit. Das war alles sehr demütigend, besonders für die Frauen der Diplomaten, die gewöhnlich stolz und gelassen ihre eleganten Pariser Modelle zur Schau trugen und sonst kühl und berechnend waren anstatt erhitzt und verärgert wie jetzt.

Irgendwie wurde alles im Zug verstaut, und alle fuhren mit. Der Lokomotivführer übertraf sich selbst, als er mit seiner Pfeife ein gellendes Konzert gab, das über die Skala aller Töne reichte, welche die Pfeife von sich geben konnte. Alle begannen zu weinen. Die Franzosen liessen ganze Scharen von Freunden zurück. Sie schluchzten in ihre Taschentücher, als der Zug sich langsam und offenbar mühevoll in Bewegung setzte und aus der Bahnhofhalle in den strahlenden Sonnenschein eines heissen, von keinem Windhauch erfrischten Junitages hinausfuhr.

Als letzte Neuigkeit hatten wir am Vormittag erfahren, dass die Deutschen auf Paris marschierten. Die Reaktion der Reisenden war entsprechend; alle waren traurig und bedrückt. Der französische Militärattaché, General Parisot, sprach mich mit finsterer Miene an: «Das ist das Ende, mein lieber Kollege.» Dann lehnte er sich in seinem Sitz zurück und sprach auf der ganzen Reise fast kein Wort mehr. Dabei sollte diese Reise viel länger dauern, als irgendjemand ahnen konnte.

Als die Vororte von Rom hinter uns lagen, gab sich ein Papagei, der oben im Gepäcknetz in einem Käfig sass, die grösste Mühe, die Pfeife der Lokomotive nachzuahmen. Während der ganzen Reise

führte er eine angeregte Unterhaltung mit der Lokomotivpfeife. Die Hitze wurde unerträglich. Gern hätte ich auf einer Seite ein Fenster geöffnet und bat auch darum, worauf mir ein älterer Diplomat höflich, aber bestimmt sagte, das käme nicht in Frage, da er sich gerade von einer Lungenentzündung erholt habe. Ich versuchte es auf der anderen Seite; aber eine Frau mit einem Baby im Arm entgegnete mir, das Kind könne den Luftzug nicht ertragen. Da sassen wir nun und erstickten beinahe, während der Schweiss unter unseren Blusen und Hemden am Körper hinunterlief.

In Florenz kaufte ich an einem Erfrischungsstand ein paar Flaschen Sodawasser und einige Weintrauben. Dabei sah ich, wie die Frau mit dem Baby die restlichen Flaschen Mineralwasser erwarb – eine weise Vorsichtsmassnahme, wie es sich bald herausstellen sollte. Im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden ging überall das Wasser aus. Die Frau aber konnte ihr Baby immer noch mit Fiuggi, dem Mineralwasser, waschen.

Als der Zug sich Norditalien näherte, schien das Gemeinschaftsleben eine etwas andere Form anzunehmen. Die Reisenden passten sich den Gegebenheiten an. Dreissig Stunden nachdem wir Rom verlassen hatten, erreichten wir Stresa, das in voller Pracht friedlich am Langensee lag. Dort verbrachten wir auf einem Seitengeleise unsere dritte Nacht. Die Türen waren noch immer verschlossen. Am Morgen fuhren wir weiter, der Schweiz entgegen. In Domodossola kam der Zug auf einem Seitengeleise in der Nähe eines Steinbruches endgültig zum Stehen. Anscheinend durften wir nicht weiterfahren, bis von den italienischen Behörden die Nachricht eintraf, dass alle italienischen Diplomaten und Angehörigen der Konsulate, die, wie wir, in einen Zug gepfercht Frankreich verlassen mussten, die französisch-schweizerische Grenze erreicht hatten.

Wir warteten weitere drei Tage in Domodossola – im Zug. Die deprimierten Reisenden, die Hitze, die überfüllten Wagen, die verschlossenen Türen, die verstörten und weinenden Kinder und die unhygienischen Angewohnheiten der Tiere machten dieses Erlebnis zu einem der schlimmsten, an die ich mich erinnern kann.

Im Bahnhof und auf den Bahnsteigen wimmelte es von Soldaten,

Polizisten und Zivilbeamten aller Art, die den Simplontunnel sichern sollten und aufzupassen hatten, dass niemand aus dem feindlichen Diplomatenzug entflohe. Da es nun ununterbrochen regnete, setzte ich durch, dass einige Fenster geöffnet wurden. Dann lehnte ich mich zu einem der Fenster hinaus und fing mit einem grossen, freundlich aussehenden italienischen Major eine Unterhaltung an. Ich erklärte ihm, dass die Zustände in den überfüllten Abteilen einfach unhaltbar wären, da die sanitären Anlagen in einem menschenunwürdigen Zustand seien und wir seit langer Zeit nichts mehr gegessen hätten. Wir hatten nur wenig Proviant mitgenommen und waren zum grössten Teil auf die Grosszügigkeit der anderen Mitreisenden angewiesen, von denen einige in weiser Voraussicht reichlich Nahrung eingepackt hatten. Weiterhin sagte ich ihm, dass es bestimmt keinen Grund gebe, uns auch weiterhin hinter verschlossenen Türen eingesperrt zu halten, da wir alle auf dem Wege waren, Italien zu verlassen. Wir hätten durchaus nicht die Absicht, in Italien zu bleiben. Das sah er ein. Und ich fügte in meinem besten Italienisch hinzu: «Im Zug herrschen verheerende Zustände; alles stinkt, während draussen frische Luft vorhanden ist und die Sonne scheint.» Als der Gestank von den Toiletten bis zu ihm drang und sich längs des ganzen Zuges bemerkbar machte, glaubte er mir auch das. Selbst die jungen Burschen, die Orangen, Chianti und Zeitungen mit den neuesten Kriegsmeldungen vom Falle Paris' und vom Zusammenbruch Frankreichs verkauften, blieben keine Minute länger in der Nähe des Zuges, als sie brauchten, um ihre Ware loszuwerden. Der italienische Offizier erzählte mir, dass der älteste Beamte, der mit der Aufgabe des diplomatischen Austausches betraut war, ein schwieriger Mann sei; doch versprach er, sein möglichstes zu tun. Etwas später klopfte es an die Scheibe, und ich sah, dass mein neugewonnener Freund wieder da war. «Herr General, Sie dürfen aussteigen», sagte er zur Begrüssung.

«Und die Dame?» fragte ich.

Er betrachtete Wynne genau. Sie setzte ein «Mädchen-in-Nöten-Gesicht» auf, worauf er sich geschlagen gab. «Es ist zwar schwierig ..., aber sie kann auch aussteigen.» Als wir die Trittbretter hinunterstiegen, flüsterte er verstohlen: «Aus den Zugfenstern beobachten

uns viele Leute. Zeigen Sie mir deshalb, bitte, Ihre Pässe und Papiere, damit ich so tun kann, als ob ich sie kontrollierte. Dann glauben die Leute, Sie hätten die Erlaubnis zum Aussteigen.»

Während er unsere Papiere ansah, ging er mit uns zusammen dem Zug entlang in das Bahnhofrestaurant. Ziemlich schuldbewusst setzten wir uns zu einem Mittagessen mit vier Gängen nieder. «Bei den chaotischen Zuständen, die gegenwärtig in Frankreich herrschen, gab es grosse Schwierigkeiten, alle italienischen Diplomaten und Konsularbeamten zu sammeln», erzählte uns der Major. Das war also die Ursache unserer Verspätung. Die zwei Züge, der italienische und der französische, mussten zur gleichen Zeit über die Schweizer Grenze fahren. Mir wurde klar, dass unsere Wartezeit noch lange dauern konnte.

Dann machten die Italiener endlich einen Versuch, unsere Not, die durch die Verspätung entstanden war, zu lindern. Sie hängten zwei Speisewagen an den Zug, in denen ununterbrochen acht Stunden lang gearbeitet wurde, bis die erschöpften Kellner zusammenbrachen und unfähig waren, uns noch länger zu bedienen. Am nächsten Tag erinnerte ich meinen italienischen Freund daran, dass ich mit dem französisch-italienischen Austausch nichts zu tun hätte, und machte ihm den Vorschlag, dass man wenigstens uns vier die Erlaubnis geben sollte, mit einem anderen Zug nach Bern weiterzufahren. Das sah er ein, sagte mir aber, Rom werde mindestens vierzehn Tage brauchen, mein Gesuch zu bearbeiten. Der Bahnhofbeamte hier sei nicht berechtigt, darüber selbst eine Entscheidung zu treffen.

Am dritten Tag endlich kam telephonisch die Nachricht, der Zug mit den Italienern sei an der schweizerischen Grenze angekommen. Wir durften weiterfahren. Tief atmeten wir auf – die Italiener nicht weniger als wir –, als unser Zug schliesslich wieder von dem Seitengeleise gezogen wurde und der Papagei sich angeregt mit der Lokomotivpfeife über die erfreuliche Wendung, die die Ereignisse genommen hatten, unterhielt. Bei der Ausfahrt aus dem Bahnhof schrien die Zeitungsjungen: «Die britische Armee ist besiegt!» Als wir wenige Minuten später in den rund neunzehn Kilometer langen Simplontunnel einfuhren, schien das für uns beinahe eine symbolische Bedeutung zu haben. Im ganzen Zug schienen wir vier die

einzigsten zu sein, die nicht daran glauben wollten, dass der Krieg nun zu Ende sei, und es war in diesem Falle auch am gescheitesten, unsere Meinung für uns zu behalten. Die Franzosen zerbrachen sich darüber den Kopf, welche Friedensbedingungen die Deutschen den Alliierten stellen würden. Sie sprachen nicht viel, aber jeden beschäftigte die Frage, und sie schwiegen bedrückt. Ich empfand Mitleid mit ihnen, denn sie fuhren heim in ein vom Feind besetztes Land. Sie waren verzweifelt und hatten jegliche Hoffnung aufgegeben. Unsere Familien in England waren wenigstens noch frei. Ich sah durch das Fenster in die Dunkelheit. Der Tunnel hallte vom Donnern des Zuges wider, und als ich in das Gewirr von Kabeln sah, wurde mir bewusst, dass sich auch meine Arbeit in Zukunft ziemlich schwierig und kompliziert gestalten würde. Ich musste das Ohr der Royal Air Force sein – auf einem vorgeschobenen Posten, in einem Gebiet, das an Süddeutschland grenzt. Frankreich war ausgeschieden. Die Schweiz würde – falls man ihre Neutralität respektierte – eine Insel sein, die nur durch dünne Drähte oder für mich durch Kurzwellen mit der Welt in Verbindung stand. Im Grossen und Ganzen würden wir Gefangene sein, die auf einem kleinen Eiland lebten, das von hohen Bergen und von Feinden umgeben war.

Der Zug verliess den Tunnel, und der Anblick der Schweizer Alpen, die in ihrer vollen Pracht im Sonnenschein vor uns lagen, munterte uns etwas auf. Als wir im Berner Bahnhof ankamen, wimmelte es von Reisenden. Am Bahnsteig hatten sich schweizerische und ausländische Diplomaten versammelt, um die Ankunft des Zuges zu erwarten. Wir vier stiegen aus und wurden vom Ersten Sekretär unserer Botschaft begrüsst. Man führte uns in das dem Bahnhof gegenüberliegende Hotel «Schweizerhof», wo Zimmer für uns bestellt waren. Endlich kamen wir zu einem heissen Bad und weichen Betten, in denen wir die ganze Nacht lang ruhig schlafen konnten.

Sehr früh am nächsten Morgen klopfte jemand an unsere Tür. Wynne lag noch im Bett. Es war der Militärattaché, Oberst Henry Cartwright. Ich ging hinaus und schloss die Türe hinter mir. Während unserer Unterhaltung schritten wir im Korridor auf und ab.

«Commodore», sagte er aufgeregt, «Sie müssen sofort packen.»

«Warum?»

«Ich habe unten einen Wagen, mit dem ich Ihr Gepäck zur Gesandtschaft bringen lasse.»

«Aber warum so eilig?»

«Wir wollen uns ins Reduit zurückziehen.»

«Was ist das?»

«Das ist eine Alpenfestung. Sollten die Deutschen angreifen, werden die Grenztruppen der Schweizer Armee versuchen, sie an der Grenze aufzuhalten, bis die Waffen- und Munitionslager sowie die Verpflegungsdepots in aller Eile dorthin verlegt worden sind und sich die restlichen Truppen auch in dieses gut vorbereitete und stark befestigte Gebiet in den Bergen zurückgezogen haben. Dort wollen die Schweizer sich dann behaupten.»

«Ist es jetzt nicht schon ein bisschen spät, dort oben Versorgungslager zu schaffen?»

«Nur keine Sorge – sie haben schon sehr viel oben; aber wenn es irgendwie geht, wollen sie auch noch den Rest hinaufschaffen, damit den Deutschen möglichst wenig in die Hände fällt.»

«Eine Art Taktik der verbrannten Erde also?»

«Ja, Commodore, so ungefähr.»

Cartwright war gross und hatte ein kantiges, markantes blasses Gesicht mit buschigen Augenbrauen. Gelegentlich wirkte sein Grinsen fast hämisch, da es nur über die eine Gesichtshälfte lief.

«Die Schweizer Armee hat grosse Vorräte an Weizen und so weiter», fuhr er fort, «ausserdem hat man Tanks mit Benzin und Öl in den Seen des Reduitgebietes versenkt. Ihre Stellungen für die Verteidigung sind buchstäblich in die Seitenwände der Berge eingehauen und stehen durch meilenlange Tunnel miteinander in Verbindung.»

«Wie steht's mit ihren Flugplätzen?» fragte ich. «Haben sie dort oben welche?»

«Ich bin nicht sicher, ob sie richtige Flugplätze haben, aber ich weiss, dass sie Landepisten haben, denn ich habe sie selbst gesehen.»

«Das ist ja ausgezeichnet», sagte ich, «dann können Sie Ihren Kampf auf dem Boden weiterführen, und Wynne und mich kann eine Maschine der Royal Air Force nach England mitnehmen.»

Cartwright nahm meinen witzigen Einfall zu ernst; er schien überhaupt ein bisschen empfindlich zu sein. «Commodore», sagte er, «es bestehen kaum Aussichten für Royal-Air-Force-Maschinen, bis hierher durchzukommen. Die Jerries stehen der ganzen deutsch-schweizerischen Grenze entlang. Der Nachrichtendienst der Schweizer berichtet, dass sie alle Brückenköpfe besetzt haben. Jetzt kommt es nur noch darauf an, mit welchem Bein Hitler morgen aus dem Bett steigt. Je nachdem werden die Deutschen in die Schweiz einfallen oder nicht.»

Ich bat Cartwright, das «Commodore» wegzulassen und mich einfach «Freddie» zu nennen, worauf er erklärte, man sage ihm gewöhnlich schlicht «Henry». Ich bat ihn, sich wegen unseres Gepäcks keine Sorgen zu machen, da die Italiener gut aufgepasst hätten, dass keiner von uns mehr als einen Koffer mitnehme.

Ich meldete mich bei David Kelly, unserem Minister. Er machte mich der Reihe nach mit seinen Mitarbeitern bekannt. Bei unserem Treffen ging es ruhig und würdig zu, und es herrschte eine Atmosphäre, wie ich sie bisher nur an Beerdigungen erlebt hatte. Im Garten hatte man ein riesiges Feuer angezündet, und das Gesandtschaftspersonal verbrachte seine Arbeitszeit damit, Dokumente und Papiere, die verbrannt werden sollten, aus den Ordnern zu nehmen und nur Unwichtiges, keinen Aufschluss erteilendes Material zurückzubehalten. Blatt um Blatt ging mitsamt Geheimschriften und Codes in Flammen auf. Ich war gar nicht erfreut über die Haltung, die einige Leute der Gesandtschaft an den Tag legten. Sie ergaben sich so fatalistisch in ihr Schicksal, als sei es schon endgültig besiegelt.

Am nächsten Tag stattete ich meinen Besuch im Bundeshaus ab und wurde zu Oberst Schafroth, einem Schweizer Generalstabs-offizier, geführt, der sich mit allen ausländischen Militärmissionen befasste. Er war einer der grössten Männer, die ich je gesehen habe, mit einem länglichen Gesicht und ganz hellblauen, ernsthaften Augen, die plötzlich aufleuchten konnten. Er begrüßte mich herzlich, gab sich während unserer Unterhaltung aber die grösste Mühe, mir klarzumachen, dass die Schweiz ein neutrales Land sei und ich mich daher in meiner Tätigkeit entsprechend verhalten müsse. Vor allen

Dingen sollte ich mich von allem fernhalten, was nach geheimem Nachrichtendienst für ein kriegführendes Land aussehe. Ich solle mich lieber auf Arbeiten konzentrieren, die der unter dem Krieg leidenden Menschheit zugute kämen. Dann machte er mich noch darauf aufmerksam, dass der Hauptsitz des Roten Kreuzes in Genf sei. Die Pflege der Gefallenengräber müsse organisiert werden, und zweifellos werde es noch viel Arbeit beim Austausch von Gefangenen, Kranken und Verwundeten geben. Aus Höflichkeit hörte ich mir das alles ganz ruhig an und sagte kein Wort dazu. Beim Kampf Englands um seine Existenz gab es für mich bestimmt Wichtigeres zu tun, auch wenn die Arbeit des Roten Kreuzes unschätzbar und unerlässlich war.

Ich wusste, dass die Schweiz ein hervorragender Beobachtungsposten war, von dem aus man die Ereignisse in Deutschland verfolgen konnte. Deutsche Zeitungen, Illustrierte und Zeitschriften waren schneller in der Schweiz als irgendwo anders. Ständig kamen deutsche Flüchtlinge in die Schweiz, und Geschäftsleute, die die Schweizer Staatsangehörigkeit besaßen, durften noch immer Reisen nach Deutschland unternehmen und kamen mit wertvollen Informationen zurück. Viele Schweizer hatten in Deutschland Verwandte, mit denen sie rege korrespondierten. All das gab uns die Hoffnung, dass wir uns genau über das Leben und Treiben in Deutschland informieren konnten.

Ich setzte meine Antrittsbesuche fort und ging auf alle alliierten Gesandtschaften und auch zu Freunden. Im schweizerischen Politischen Departement, dem Aussenministerium, entdeckte ich an einem Tisch hinter einem Berg von Papieren Rudi, meinen alten Freund aus der Studienzeit in Genua. Das gab ein fröhliches Wiedersehen, und wir merkten, dass unsere Freundschaft noch genau so lebendig war wie an dem Tag, als ich vor sechszwanzig Jahren, im August 1914, Zürich verlassen hatte. Bei einer anderen Gelegenheit kam mir das Gesicht eines Offiziers bekannt vor, der mich grüßte, als ich gerade das Bundeshaus betrat, um Schafroth zu besuchen; ich wollte ihn um die Erlaubnis ersuchen, mit höheren Offizieren der Schweizer Luftwaffe in Verbindung zu treten. Der Offizier zwinkerte mir zu – so schien es mir jedenfalls. Als ich zurückkam, stand der gleiche Offi-

zier immer noch da, und ich zerbrach mir wieder den Kopf, wer er wohl sein könnte. Als er mich grüsste, blinzelte er mir wieder verstohlen zu. Wo hatte ich ihn nur vorher schon gesehen? Sein letztes Augenzwinkern war keine Einbildung von mir. Ich wollte das Bundeshaus bereits verlassen, als ich mich anders besann. Ich drehte mich brüsk um, ging zurück und die breite Treppe hinauf. Dort im Korridor stand er noch und unterhielt sich mit mehreren Offizieren. Er wandte sich von ihnen ab und kam auf mich zu.

«Täusche ich mich, oder haben Sie mir wirklich zugezwinkert, als ich vorhin herkam und auch als ich wegging?»

«Sie haben sich nicht getäuscht.»

«Warum?»

«Ich bin Leutnant Michel Picot. 1916 war ich Luftbeobachter des Royal Flying Corps in Frankreich. Mein vorgesetzter Offizier war ein Mann namens Freddie West.»

«Pye-Crust!»-das war alles, was ich hervorbrachte, und ich wiederholte es mehrere Male, als ich ihm herzlich die Hand schüttelte. «Sie also. Ich wusste nicht, wo ich Sie hintun sollte. Sie sind korpulenter geworden, und es war gar nicht so einfach, Sie in Ihrer Verkleidung als Schweizer Offizier zu erkennen.»

«Entschuldigen Sie meinen Einwand», erwiderte Pye-Crust, «aber ich bin nicht als Schweizer Offizier verkleidet, ich *bin* Schweizer Offizier.»

Wir trennten uns - aber nicht bevor ich ihn eingeladen hatte, mich zu besuchen. Ich hatte eine Wohnung bezogen, die nur ein paar Häuser von der Gesandtschaft entfernt lag. Als er mich besuchte, erfuhr ich, dass er verheiratet war und eine Tochter hatte, die in Genua lebte. Ich fragte ihn, welches sein ziviler Beruf sei.

«Diamanten», sagte er, und Wynne spitzte die Ohren.

«Sollten Sie der Mann sein, den ich mein ganzes Leben lang gesucht habe?» fragte sie.

«Leider handle ich nur mit Industriediamanten», erwiderte er.

«Wie schade», sagte Wynne; «haben Sie keine schönen, grossen, runden?»

«Hin und wieder.»

Picot verstand diesen Wink mit dem Zaunpfahl, und schon wenige Tage später musste ich schwer dafür bezahlen, dass ich ihn Wynne vorgestellt hatte. Er zeigte ihr eine wundervolle Brosche, die mit Blumen aus Diamanten und Rubinen verziert war und der Wynne nicht widerstehen konnte, obschon wir sonst gar kein luxuriöses Leben führten, war doch die Rationierung von Benzin, Kleidern und Nahrungsmitteln zeitweise schlimmer als in England.

Im Juli 1940 flogen eines Nachts mehrere Flugzeuge über die Schweiz. Am nächsten Tag summte mein Telephon. Oberst Schafroth war am anderen Ende des Drahtes. Er wollte mich umgehend sprechen; also ging ich zu ihm.

«Ist irgendeine britische Maschine letzte Nacht über die Schweiz geflogen? «fragte er mich.

«Nein», sagte ich, «es waren entweder Italiener oder Deutsche.»
«Seltsam», fuhr er fort, «dabei hat mir der deutsche Luftattaché erst vor einer Stunde versichert, es müssten Maschinen der Royal Air Force gewesen sein. Ausserdem hat er sich darüber beklagt, dass die Schweiz immer noch nicht verdunkelt. Er sagte, die Schweiz sei ein weithin sichtbarer Lichtfleck in einem Meer von Dunkelheit; das helfe der Royal Air Force beträchtlich. Die Schweizer sind jedoch der Meinung, dass das neutrale Schweizer Territorium deutlich markiert werden muss, um jeglichen Zwischenfall zu verhindern. Aber der wirkliche Grund, weshalb ich Sie heute Morgen kommen liess, ist, dass ich mit dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee, General Guisan, eine Zusammenkunft vereinbart habe.» In der Schweizer Armee gibt es nur einen General, und das war Guisan. Er war mittelgross und schlank und hielt sich sehr aufrecht. Sein Haar war leicht ergraut, und auch seine Augen waren stahlgrau. Irgendwie machte er den Eindruck, als wisse er mit Pferden umzugehen, und er war tatsächlich ein begnadeter Reiter. Als Neutraler konnte der General nicht Partei ergreifen, aber es war unverkennbar, auf wessen Seite seine Sympathien lagen. Guisan stammte aus der französischen Schweiz, und seine Muttersprache war Französisch. Er gestand, dass er Frankreich und England liebte, und er konnte im Laufe des Gesprächs seine grosse Sorge, die er sich nach der Niederlage bei Dün-

kirchen um England machte, kaum verbergen. Dann fragte er mich, was ich von der Situation Englands halte. Jetzt legte ich los und sagte ihm klipp und klar, dass ich der felsenfesten Überzeugung sei, dass die Royal Air Force die deutsche Luftwaffe schlagen werde. Ich erwähnte, dass unsere Piloten technisch hervorragend ausgebildet seien und eine hohe Kampfmoral besäßen und dass die Deutschen zudem keine führenden Männer bei der Luftwaffe hätten, die man mit Hugh Dowding und Sholto Douglas vergleichen könnte. Ich kannte sie beide, und ich glaubte auch Hermann Göring zu kennen – man konnte ihn einfach nicht mit ihnen vergleichen.

«Und da die Deutschen bis jetzt so grosse Erfolge errungen haben, wird der Krieg sehr lange dauern», sagte ich.

«Genau das denken wir auch», bestätigte der General. «Aber wir haben schon vor Jahren mit den Vorbereitungen für einen langen Krieg in Europa begonnen. Sollten die Deutschen einfallen, werden sie uns nicht überraschen; wir sind bereit. Sie werden es sich aber zweimal überlegen, ob sie sich in ein solches Abenteuer einlassen wollen. Wir werden uns ins Reduit zurückziehen, wo wir jahrelang durchhalten können. Aber die beste Strategie wäre, uns unsere Neutralität zu lassen.»

Ende September 1940 stellte sich heraus, dass wir die Schlacht um England gewonnen hatten, und Europa machte sich auf einen lange dauernden Krieg gefasst. Eines Tages erhielt ich eine Einladung, mit König Alfonso von Spanien zu speisen, der gerade auf Besuch in der Schweiz weilte. Zu jener Zeit lebte er in Rom im Exil. Er beglückwünschte mich zu der Leistung der Royal Air Force während der Luftschlacht über England; trotzdem sah er der Zukunft pessimistisch entgegen. Als ich bei der Beantwortung einiger seiner Fragen zögerte, wurde er böse. «Denken Sie daran, Commodore», sagte er, «dass ich Feldmarschall der britischen Armee bin und dass meine Frau eine Engländerin ist – durch und durch Engländerin!» Königin Viktoria Eugenie, seine Frau, war die Tochter von Prinzessin Beatrice, also eine Enkelin Königin Viktorias von England. Dann fuhr der König fort, er setze grosses Vertrauen in die britische Marine, unsere Luftwaffe aber schiene ihm zahlenmässig viel zu schwach. Die deutsche

Luftwaffe werde im Frühling von Neuem angreifen. Ausserdem war er der Meinung, unsere Armee werde gegen die vereinten Streitkräfte von Italien und Deutschland nichts ausrichten können.

«Die Schlacht um England», erklärte ich, «hat eindeutig gezeigt, dass die Royal Air Force der deutschen Luftwaffe technisch und moralisch weit überlegen ist. Die Luftwaffe der Deutschen hat schwere Verluste erlitten, und sie wird es nicht nochmals auf einen solchen Kampf ankommen lassen. Das aber bedeutet für uns Zeit; und Zeit ist genau das, was wir brauchen. Aus unseren Fabriken kommen Flugzeuge am Fließband wie Ford-Autos, und unsere Männer stehen Schlange, um sie zu fliegen. Der Kampfgeist ist grossartig.» Er schien über meine Zuversicht ziemlich überrascht zu sein.

Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, wird mir bewusst, wie sehr mein Vertrauen in unseren Endsieg mir damals den Rücken stärkte. Dieses Vertrauen erstaunte jeden Schweizer und jeden ausländischen Besucher, mit dem ich in jenen Tagen sprach. Ich veranlasste sie zum mindesten, sich alles nochmals zu überlegen, und schon das war von Gutem.

Im Laufe unseres Gespräches machte ich den König darauf aufmerksam, dass wir besonders bei der Armee noch mit Leuten aus dem Commonwealth und dem Empire rechnen konnten. Allerdings werde noch einige Zeit vergehen, bis sich der Nachschub von dort bemerkbar machen werde.

«Nach dem Kriege müssen Sie mein Land besuchen», sagte König Alfonso, «es wird Ihnen sicher gefallen. Da ich im Exil lebe, kann ich nicht zurück, aber ich weiss, dass man mich nach meinem Tod in den Escorial bringen wird, um mich dort zu beerdigen. Das wird noch einige Schwierigkeiten geben, denn mein Sarg ist gross, weil auch ich gross bin; und der Platz, den man mir dort angewiesen hat, ist zu klein dafür.»

Nach dem Essen wurde Bridge gespielt. Zusammen mit Wynne spielte ich gegen eine Schweizerin und einen Griechen, dessen Namen ich nicht verstanden hatte. Nach drei Rubbern löste sich die Gesellschaft auf. Die Schweizerin bemerkte zu mir, als ich mich verabschiedete: «Mein Partner ist beinahe eingeschlafen, er scheint von Karten

keine grosse Ahnung zu haben.» Der König hörte zufällig diesen Kommentar und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Später nannte er mir den Namen des Griechen; es war Nico Zographos. Er war einer der besten Kartenspieler der Welt und der Mann, der hunderttausend Pfund auf eine Karte - die Karo-Neun - gesetzt hatte. Er gewann. In Deauville hatte er eine Spielbank für Bakkarat gegründet, und zudem unterstand ihm auch die Eisenbahn von Monte Carlo. Er hatte ein unglaubliches Gedächtnis für Karten. Das alles erzählte ich unserer Schweizerin.

Ich staunte nicht schlecht, als ich einige Tage später auf der Party eines Freundes dieselbe Schweizerin sagen hörte: «Zographos und ich waren Partner, und wir verstanden uns sehr gut. Wir haben unsere Spielweise einander angepasst!»

Ich spielte öfters Bridge mit Dr. Arpad Plesch, einem ungarischen Bankier und Industriellen. Er war ein geistreicher Mann, und sein Urteil über europäische Angelegenheiten war wohl fundiert. Arpad kannte in ganz Europa viele Leute von Bedeutung; er hatte ausgezeichnete Verbindungen, die zusammen mit seinem Wissen für mich von grösstem Wert waren.

Die Wochen vergingen, und obwohl die Deutschen die Brückenköpfe an der Grenze weiterhin besetzt hielten, gab es doch keine Anzeichen für eine Invasion. Ich kam zur Überzeugung, dass sich, ausser den feindlichen Agenten, niemand mehr mit dem Gedanken einer Eroberung der Schweiz abgab.

ICH BRAUCHE EINEN LEIBWÄCHTER

Kurz nach meiner Ankunft in Bern war ich schon überall bekannt. Ich hatte einem bulgarischen Diplomaten aus der Klemme geholfen, und wir waren sehr gute Freunde geworden. Obwohl er offiziell ein Verbündeter der Nazis war, lehnte er in Wirklichkeit ihr Regime ab, und vielleicht weil ein Dienst des anderen wert ist, erzählte er mir, die Nazis planten, mich auf irgendeine Weise loszuwerden.

Er war bei einer Unterhaltung zwischen dem Chef seiner Gesandtschaft und einem Nazi, der für den deutschen Geheimdienst arbeitete, zugegen gewesen. Mein Name war gefallen, und der Nazi hatte gesagt, dass die «Abwehr» – der militärische Geheimdienst der Deutschen wurde 1943 ein Teil von Himmlers Gestapo – ein dickes Dossier über mich mit meinem gesamten Lebenslauf und Angaben über meine jetzige Tätigkeit besäße. Es beschäftigte sie sehr, dass man mich nach Bern versetzt hatte, und sie gedachten, etwas dagegen zu unternehmen.

«Es sind alles Schurken», sagte der junge Bulgare. «Hören Sie auf einen Freund. Ich rate Ihnen dringend, innerhalb der Schweiz nur in Begleitung zu reisen. Vermeiden Sie es unbedingt, allein in eine Situation zu geraten, in der Sie unauffällig angegriffen und entführt werden könnten.»

Zur gleichen Zeit traf aus London ein Telegramm ein. Auch dort hatte man über Drittpersonen vernommen, dass die deutsche «Abwehr» sich für mich «interessierte». Die «Abwehr» war für die fünfte Kolonne – Sabotage und Spionage – verantwortlich. Sie zögerte nicht, ihre Leute in Uniformen der Alliierten zu stecken. Zur «Abwehr» gehörte auch die berühmte «Division Brandenburg», die

hauptsächlich an der Ostfront die gleiche Tätigkeit ausübte wie die fünfte Kolonne in anderen Ländern. Der Führer der «Abwehr» war Admiral Wilhelm Canaris, der Leute wie Skorzeny, der 1943 Mussolini durch einen Handstreich gewaltsam befreite, unter sich hatte.

Im Jahre 1941 erklärte Bulgarien den Alliierten den Krieg; aber bevor es so weit war, hatte mir mein Freund grosse Dienste erwiesen. Danach hatte ich nie mehr Gelegenheit, mit ihm zu reden. Wynne aber erhielt bis zum Kriegsende zu jedem Oster- und Weihnachtsfest entweder eine Topfpflanze oder einen Strauss Blumen mit einem Kärtchen, auf dem stand: «Mit herzlichen Wünschen und Grüßen von Ihrem Freund im feindlichen Lager.»

Eines Abends sassen Wynne und ich beim Essen im Hotel «Palace» in Lausanne, als ich bemerkte, dass ein breitschultriger, athletisch gebauter Mann von ungefähr vierzig Jahren, der an der Bar des Restaurants sass, uns beobachtete. Er hatte hohe Backenknochen und eine weisse Strähne in seinem dunkelbraunen Haar. Als wir gingen, kam der Mann in der Hotelhalle auf uns zu.

«Entschuldigen Sie bitte», sagte er auf englisch, aber mit dem leichten Akzent einer Sprache, auf die ich im Moment nicht verfiel, «ich glaube, Sie sind der Luftattaché der britischen Gesandtschaft. Meine Frau ist ebenfalls Engländerin und lebt mit unserem Sohn in England. Wenn Sie einen Moment Zeit hätten, würde ich Ihnen gern erklären, warum ich hier bin.»

Irgendetwas an diesem Mann irritierte mich. Er würde kaum wagen, mich aus der Halle des Hotels «Palace» zu entführen oder mich gar hier umzubringen, also konnte ich mir ruhig anhören, was er mir zu sagen hatte. Dabei stellte sich heraus, dass er Weissrusse war und viele Jahre in Westeuropa als Flüchtling verbracht hatte. Er besass keinen Pass, hatte keine Ausweispapiere, aber er wollte unbedingt etwas tun, um die Alliierten in ihrem Kampf zu unterstützen. Er sagte mir, die Schweizer würden ihn früher oder später als Staatenlosen internieren. Dem möchte er um jeden Preis entgehen. Ob ich ihm nicht helfen könnte?

«Ich werde Ihre Geschichte überprüfen lassen», erwiderte ich. «Wenn sich herausstellt, dass sie wahr ist und dass Sie zuverlässig sind,



West fliegt über Petsamo (heute russisches Territorium).



Luftattachés bei Wintermanövern der finnischen Armee im Jahre 1937.



Freddie West und sein Leibwächter Sergej Owsieskij.



West inmitten einer Gruppe geflohener Royal-Air-Force-Piloten.
Rechts aussen Leutnant M. Picot («Pye-Crust»).

dann werde ich mich mit der Sache näher beschäftigen. Aber ich kann Ihnen natürlich nichts versprechen.»

Einige Tage später führte ich mit dem Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei ein langes Gespräch. Der Fall war ihm bekannt, und er bestätigte mir, dass die Geschichte, die mir der Weissrusse erzählt hatte, wahr sei. Mein Plan war gemacht.

«Was würden Sie dazu sagen, wenn ich für ihn bei der Gesandtschaft einen Posten als Chauffeur oder etwas Ähnliches fände?» fragte ich.

«Nichts könnte besser sein, als wenn Sie ihm eine Beschäftigung besorgen und ihn so vor Dummheiten bewahren», bekam ich zur Antwort. «Als Angestellter der Gesandtschaft wird er Ihrer Verantwortung unterstehen. Nur muss ich Ihnen den Rat geben, alle hübschen Mädchen auf der Gesandtschaft hinter Schloss und Riegel zu halten!»

Das nahm ich schweigend zur Kenntnis und sagte dann: «Sie werden in diesem Fall von der Internierung absehen?»

«Ja.»

Vor Kurzem hatte ich weitere Warnungen aus England erhalten, und ich erinnerte mich der Worte meines bulgarischen Freundes, der um meine persönliche Sicherheit besorgt war. Ein Chauffeur, der gleichzeitig Leibwächter sein konnte, war genau das, was ich brauchte, und der Weissrusse mit seiner Athletenfigur war der richtige Mann dafür. Ich liess ihn zu mir kommen. Zur vereinbarten Zeit meldete mir Reason, mein Sekretär, ein unheimlicher Kerl sitze im Vorzimmer und wolle mich sprechen. Es sei wahrscheinlich ein deutscher Totschläger – obwohl er behauptete, ein Russe zu sein. «Soll ich nicht lieber bei Ihnen bleiben?» fragte mich Reason. «Schon gut. Führen Sie den Mann nur herein und lassen Sie uns allein.»

Der Weissrusse hiess Sergej Owsiewskij. Ich fragte ihn, ob er Autofahren könne. «Vor dem Krieg bin ich in Europa Autorennen gefahren», sagte er. Dann fragte ich, ob er durchtrainiert sei. Er sah sich im Zimmer um, entdeckte in einer Ecke einen etwa meterlangen Tisch, von dem er alle Papiere hinunterlegte und den er mit ausgestrecktem Arm in die Höhe hob. Sergej war nicht sehr gross, eher untersetzt, ein richtiges Muskelpaket.

Er schilderte mir kurz sein Leben Er war 1904 in der Ukraine auf dem Gut seines Vaters in der Nähe von Poltawa zur Welt gekommen. Soviel er sich erinnern konnte, war die Familie zu Weihnachten 1917 das letztmal zusammen gewesen. In jenem Jahr hatte die Revolution die Ukraine erreicht, und obwohl die anderen Güter schon längst beschlagnahmt waren, war das seines Vaters bisher verschont geblieben.

Die Armee der Weissrussen hatte sich in Südrussland neu gesammelt, und Sergej war im Alter von vierzehn Jahren zu ihrer Reitergarde gegangen. Er war ein Pferdenarr. Unter General Denikin hatte sich seine Schwadron bis Kiew und dann noch weiter bis sechzig Meilen vor Moskau durchgekämpft. Sergej wurde zweimal verwundet, und schliesslich war seine Schwadron als persönliche Leibwache des obersten Befehlshabers, General Wrangel, 1920 auf einem britischen Zerstörer von Sewastopol nach Konstantinopel evakuiert worden.

In der Zeit zwischen den beiden Kriegen war er überall in Europa gewesen. Er hatte sich mehrere Male ein bisschen Geld erworben und es wieder verloren. Als er 1937 in Sankt Moritz an den Bobmeisterschaften teilnahm, hatte er Peggy Blyth, eine junge Engländerin, kennengelernt. 1938 hatten sie in der russischen Kirche in Paris geheiratet.

Als der Krieg ausbrach, waren beide in der Schweiz. Er wollte sich bei der britischen Armee melden, wurde aber als Staatenloser abgewiesen. Dann versuchte er in die Fremdenlegion einzutreten, aber auch dort hatte er kein Glück. Als die Russen in Finnland einfielen, wollte er auf dem schnellsten Weg dorthin, aber ein Skiunfall hinderte ihn im letzten Moment daran. Seine Frau und sein kleiner Sohn Niky durften nach England, er aber nicht. Laut Anordnung der Schweizer Fremdenpolizei durfte er sich nur in Lausanne aufhalten. Als er mich dann zufällig erblickte, versuchte er sein Glück nochmals. Seither hatte er voll neuer Hoffnung auf meinen Bescheid gewartet.

Sergej wurde mein Chauffeur und Leibwächter und erhielt sein Gehalt von der Royal Air Force. In der ganzen Schweiz gab es keinen glücklicheren Mann.

In seiner ersten Dienstwoche machte Sergej seinem Ruf Ehre und brachte mir eine bildhübsche junge Amerikanerin ins Büro, die mich ganz im Vertrauen sprechen wollte, wie er sagte. Bevor sie mir ihr Anliegen vortrug, erklärte sie mir, sie sei mit Leib und Seele für die Briten und hasse die Nazis.

«Für die Alliierten wäre es ein schwerer Schlag, wenn die Deutschen die französische Flotte besiegten und übernehmen», fuhr sie fort.

Ich konnte ihr nur zustimmen.

«Gut», sagte sie, «ich schlage Ihnen vor, dass Sie nach und nach die französische Flotte aufkaufen...»

Ich schlug vor, das Beste wäre, gleich mit dem Ankauf von einigen Schlachtschiffen zu beginnen.

«Da ich Amerikanerin und somit neutral bin, kann ich ungehindert nach Marseille reisen, wo die Flotte liegt, und sofort die Verhandlungen darüber aufnehmen», meinte sie.

Als ich sie zur Tür begleitete, dankte ich ihr überschwänglich für ihren grossartigen Vorschlag. Hinterher nahm ich mir Sergej vor und verbot ihm ein für allemal, solche Sirenen in mein Büro zu bringen.

Cartwright und einige andere Kollegen waren nicht gerade begeistert, dass ich Sergej in meine Dienste genommen hatte. Sir David Kelly liess mich gewähren: «Ich mische mich nicht in Ihre Wahl ein. Hoffentlich haben Sie Sergej richtig eingeschätzt. Wenn ich aber nur die leiseste Klage über ihn höre, muss er gehen.»

Wie gross mein Entsetzen war, als ich eine Woche später auf Umwegen erfuhr, dass Sergej an einem Diplomatentreffen einen Zwischenfall provoziert hatte, kann man sich denken. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, als Sergej eines Morgens nicht zum Dienst erschien. «Haben Sie noch nichts davon gehört?» fragte mich Reason. «Letzte Nacht gab es im Hotel ‚Bellevue Palace‘ eine Auseinandersetzung, und dabei hat Sergej einem Ägypter eine Kaffeekanne auf den Kopf geschlagen, so dass er knockout ging.»

Sergej hatte, so stellte sich heraus, einem Ober ein Trinkgeld gegeben, damit er den Ägypter unter dem Vorwand eines Auslands-

gespräch ans Telephon rufe. Inzwischen hatte er sich an die Tochter des spanischen Gesandten, eine dunkelhaarige und glutäugige Schönheit, die an jenem Abend die Tischdame des Ägypters war, herangemacht. Der angeführte Ägypter war wütend zurückgekommen und stürzte sich auf Sergej, der gerade tanzte.

Es war Sergejs Glück, dass der Ägypter eine halbe Stunde später in meinem Büro erschien, um mir mitzuteilen, dass er in dieser Angelegenheit nichts unternahme und auch keine Entschuldigung erwarte, da er Sergej zuerst angegriffen habe. Er fügte hinzu, er werde die Geschichte so gut wie möglich vertuschen, damit sie den höheren Gesandtschaftsbeamten nicht zu Ohren komme. Sicher dachte er dabei ebensowenig an die Leute seiner eigenen wie an die der britischen Gesandtschaft.

Eine meiner Routinearbeiten als Luftattaché war, der meteorologischen Abteilung in London täglich den schweizerischen Wetterbericht mitzuteilen. In der Geheimschrift des Auswärtigen Amtes gab ich ihn auf normalem Wege über das schweizerische Telegraphenamts durch. Diese Berichte waren äusserst wichtig, da fast keine meteorologischen Nachrichten mehr nach England gelangten, weil die Deutschen praktisch ganz Europa unter Kontrolle hielten. In der ganzen Schweiz verstreut hatte ich Freunde, die mich jeden Morgen anriefen und mir von überallher berichteten, wie die Wetterlage im Einzelnen und im Allgemeinen sei.

Eine meiner weiteren Aufgaben bestand darin, die Erfindungen von Privatpersonen, die der Gesandtschaft vorgelegt wurden, eingehend zu überprüfen. Neunundneunzig Prozent davon waren völlig wertlos. Ich erinnere mich noch an einen Mann, der von mir eine halbe Million Dollar für die Erfindung eines durchsichtigen Flugzeuges aus Plastik verlangte, von dem er behauptete, dass es in der Luft unsichtbar sei. Sogar das Material, aus dem der Motor bestehe, sei unsichtbar; wahrscheinlich konnte er mir deswegen sein Flugzeug nicht zeigen. Jeden dieser Besucher musste man jedoch sehr freundlich und höflich behandeln, letzten Endes konnte bei all dem Blödsinn, der «erfunden» wurde, doch etwas Brauchbares dabei sein. Das Mittel DDT zum Beispiel wurde während des Krieges von unserem Militär-

attaché nicht angenommen; später jedoch machten sich die Amerikaner diese Erfindung zunutze.

Im Frühjahr 1941 häuften sich die alliierten Luftangriffe über Europa. Gleichzeitig verstärkte der Feind die Boden- und Luftabwehr in solchem Masse, dass sie fast unbezwinglich wurde und die Royal Air Force von Bombenangriffen bei Tag auf Nachtangriffe übergehen musste. Aus verschiedenen geheimen Berichten erfuhr ich, dass der Schaden, den die Royal Air Force bei Objekten in Küstennähe angerichtet hatte, viel grösser war als an den Zielen im Innern des Landes. Mitte April bombardierten zweihundert Bomber Kiel und hatten dabei die Deutsche Werft fast völlig zerstört, wie ich durch meine Informationsquellen erfuhr. Nach einem ähnlichen Angriff - und deren gab es viele - schickte ich einen Eilbrief nach England und berichtete mit meinen besten Glückwünschen über den angerichteten Schaden. Meine ausführlichen Berichte enthielten auch Beobachtungen über die Auswirkung der Bombardemente auf die Stimmung bei der deutschen Zivilbevölkerung.

Obwohl die Schweiz neutral war, hatten der schweizerische Nachrichtendienst und wir doch ähnliche Aufgaben, was bald dazu führte, dass wir miteinander gute Beziehungen unterhielten. In der Schweiz war man - einige Dickschädel, die anderer Auffassung waren, ausgenommen - fest davon überzeugt, nur von Seiten einer Kriegsmacht, nämlich Deutschlands, bestehe die Gefahr einer Invasion. Deshalb waren Informationen über die Truppenbewegungen an der Schweizer Grenze lebenswichtig. Ebenso musste die Schweiz auf dem schnellstmöglichen Wege erfahren, wenn die Deutschen ihre strategischen Pläne änderten. Aber auch wir brauchten diese Informationen, und deshalb war es fast selbstverständlich, dass sich alle Schweizer, die Nazideutschland für die einzige Gefahr hielten, sehr hilfsbereit zeigten. Sie hatten ihren eigenen Geheimdienst und bestimmte Pflichten ihrem Lande gegenüber, die sie streng einhielten, halfen aber den Alliierten, wann immer sie konnten, und wir können ihnen dafür nur dankbar sein.

Ein solcher Fall war Michel Hollard, dessen Geschichte von George Martelli in seinem Buch «Agent Extraordinary» ausführlich und

spannend geschildert ist. Michel erhielt die Bewilligung, regelmässig die Grenze zu überqueren, um Oberst Fryer, dem zweiten Militärattaché, Bericht zu erstatten; Bedingung aber war, dass er gleichzeitig auch dem Schweizer Nachrichtendienst Informationen lieferte.

Für die Schweiz war es, wie gesagt, lebenswichtig, genaueste Nachrichten über die deutschen Truppenbewegungen zu erhalten. Im Falle einer Invasion hing die ganze Verteidigung davon ab, wie rasch die Informationen eintrafen. Jede Minute war wichtig. Der Reduitplan bedeutete für alle Schweizer – denn in der Schweiz ist jeder Bürger auch Soldat –, dass bei einem geheimen Aufgebot jeder auf der Stelle seine Werkzeuge, sein Schreibzeug und seine landwirtschaftlichen Geräte aus der Hand legte, um die Uniform, die im Schrank bereit hing, anzuziehen, das Gewehr von der Wand zu nehmen und sich auf Anmarschrouten, die schon vorher festgelegt waren, auf dem schnellsten Wege zu den Sammelplätzen in den Bergen zu begeben. Dabei mussten sie Frauen, Kinder, Vieh, Ernte, Geschäfte – alles, was ihnen gehörte, zurücklassen. Erreichten die Männer das Reduitgebiet nicht früh genug, konnte der gesamte Verteidigungsplan gefährdet, ja zum Scheitern verurteilt sein.

Für die Schweizer gab es noch ein anderes Problem, mit dem sie fertig werden mussten. In der Alpenfestung wollten sie so lange wie nur möglich aushalten. Eine feindliche Luftwaffe hatte wenig Aussichten, einen wirksamen Luftangriff auf die Gebiete zwischen den gefährlichen Gipfeln der Alpen auszuführen. Die schweizerischen Stellungen hätten ohnehin nicht viel unter einem Bombardement gelitten, da sie ja unter Tonnen von Felsen und armiertem Beton geschützt lagen. Die wenigen Zufahrtsstrassen waren durch Minen und eine undurchdringliche Kette von Maschinengewehrstellungen gesichert. Der Schweizer Soldat war zäh, und man konnte sich auf ihn verlassen. Er hatte die notwendige Ausbildung, war initiativ und besass das Selbstvertrauen, allein zu kämpfen und sich seine natürliche Umgebung zunutze zu machen. Aber da war ein wunder Punkt, für den das Oberkommando der Schweizer Armee kein Heilmittel fand und mit dem es sich immer wieder beschäftigte: Es war die Frage der Moral. Wie lange würde der Schweizer Soldat im Reduit aushalten,

wenn er wusste, dass seine Familie der Gnade oder Ungnade des Feindes ausgeliefert war? Sicher würde sehr viel davon abhängen, wie der Feind die zurückgelassenen Frauen und Kinder behandelte. Ein grausamer Feind konnte diese Schwäche tatsächlich zu seinem Vorteil ausnutzen und die Truppen im Reduit erpressen. Entführung, Gefängnis, Sklavenarbeit, Vergewaltigung, Misshandlung und Mord konnten möglicherweise im Schweizer Mittelland, das preisgegeben werden musste, an der Tagesordnung sein.

Immer mehr Überlebende von Besetzungen unserer Bomber, die über Frankreich und Deutschland abgeschossen worden waren, versuchten in die Schweiz zu gelangen; der erste kam am 6. September 1941. Gilchrist war Kanadier und Staffelkommandant. Der schweizerische Nachrichtendienst berichtete mir, er sei über die Grenze gekommen und in Genf interniert worden. Ich forderte sofort seine Freilassung auf Ehrenwort, und so wurde er nach Bern geführt, wo man ihn mir übergab. Nach der Genfer Konvention dürfen sich entwichene Kriegsgefangene und geflohene Angehörige einer Streitmacht - Leute, die der Gefangennahme durch den Feind entgingen und unbewaffnet sind - in dem Land, das ihnen Asyl gewährt, frei bewegen und unterstehen nur der Aufsicht der Lokalbehörden, dürfen sich aber nichts zuschulden kommen lassen. Ausserdem bestimmte die Genfer Konvention, dass solchen Militärpersonen im Rahmen des Möglichen Beistand zu leisten sei, damit sie in ihr eigenes Land oder zu ihrer Truppe zurückkehren können. Die Schweizer waren weise genug, die betreffenden Gesandtschaften über das weitere Schicksal der Flüchtlinge entscheiden zu lassen, und verhinderten deren Rückkehr in die Heimat in keiner Weise. Ein Rücktransport von der Schweiz aus war nicht gerade einfach. Vichy-Frankreich war das einzige an die Schweiz anstossende Gebiet, das nicht direkt vom Feind besetzt war, und im November 1942, als die Deutschen nach der Landung der Amerikaner in Nordafrika ganz Frankreich besetzten, wurde auch vor dieses Hintertürchen ein Riegel geschoben. Aber sogar durch Vichy-Frankreich mussten die Geflüchteten und Versprengten heimlich durchgeschleust werden. Dieser Teil Frankreichs

war mit Spionen und Spitzeln übersät, und wenn diese den Aufenthalt eines Flüchtlings in Erfahrung brachten, war es fast sicher, dass er entführt oder eines Tages tot aufgefunden wurde.

Gilchrist war am 24. Juli bei einem Tagesangriff auf die beiden deutschen Kriegsschiffe «Scharnhorst» und «Gneisenau» in einem Wellington-Bomber abgeschossen worden. Er war von den Scillyinseln im Verband gestartet, dann aber hatte sein Radiotelephon versagt, und er hatte mit den übrigen Maschinen keine Funkverbindung mehr bekommen. Eine Messerschmitt 109 hatte einen Teil einer Tragfläche zerschossen, einen Motor und den Schwanz schwer beschädigt. Die ganze Besatzung konnte rechtzeitig abspringen; der Heckschütze war beim Angriff ums Leben gekommen. Zwei Mann waren verletzt und in Gefangenschaft geraten, alle übrigen jedoch entkommen.

Gilchrist war mit seinem Fallschirm im Garten eines Bauernhauses gelandet. Von dort hatten ihn mehrere kleine Jungen und ein Landarbeiter in einen nahegelegenen Wald geführt. Nachdem die Sonne untergegangen und alles in der Umgebung ruhig geworden war, kamen Bauern und brachten ihm etwas zu essen und eine Landkarte. Nach Einbruch der Dunkelheit machte er sich in Richtung Südosten auf. Er kam nur langsam vorwärts, da er alle Strassen mied. Nachdem er acht Nächte über Felder gestolpert und durch Gräben gewatet war, hatte er nur sechzig Kilometer zurückgelegt. Dann versuchte er irgendeine Transportmöglichkeit zu finden. Er hatte das Glück, auf einen Franzosen zu stossen, der in dieser Gegend in den Ferien weilte und ihn dann mit sich zurück nach Nantes nahm. Dort lebte Gilchrist in einem Mansardenzimmer in der Wohnung eines Strassenbahnschaffners. Nach zwei Wochen brachte ihm dieser eine Fahrkarte nach Angers und die Adresse einer Familie, die ihm weiterhelfen wollte. Von Angers gelangte er an den Genfersee, beschaffte sich ein Boot und fuhr zum Schweizer Ufer hinüber. Um neun Uhr morgens überquerte er die mitten im See verlaufende Grenze, in der Annahme, die schweizerische Polizei werde es bestimmt nicht für möglich halten, dass jemand so dumm sein könnte, die Überfahrt am helllichten Tage zu wagen.

An einem Samstagabend um neun Uhr versuchte er dann, in das

britische Konsulat in Genf zu gelangen. Da die Eingangstür verschlossen war, wollte er gewaltsam eine Seitentür aufbrechen. Ein Polizist beobachtete ihn dabei, und so landete er im Untersuchungsgefängnis. Der Polizeichef setzte sich mit dem Konsul in Verbindung. Während vier Tagen wurde er ununterbrochen vom schweizerischen Nachrichtendienst verhört, worauf er nach Bern übergeführt wurde, wo ihn Beamte der Eidgenössischen Fremdenpolizei ins Gebet nahmen, bevor man ihn zu mir ins Büro führte. Ich nahm Gilchrist mehrere Stunden ins Kreuzverhör, und er gab mir sehr nützliche Auskünfte über das, was er bei seiner Reise durch Frankreich gesehen hatte. Mit der Zeit stellten wir fest, dass für uns die Aussagen der Flüchtlinge und Versprengten äusserst wertvoll waren, da sie meistens Meldungen bestätigten, die uns unsere Agenten über die Verhältnisse im Feindesland übermittelt hatten; und manche Beobachtung, die ein Geflohenener gemacht hatte, war genau das Steinchen, das uns in unserem Zusammenspiel noch gefehlt hatte. Gilchrist war der erste von vielen. Vor ihm war noch ein Angehöriger der Landarmee, Chandos Blair, Leutnant bei den Hochländern, im August aus Deutschland geflohen. Ausserdem hatte die Gesandtschaft eine Gruppe britischer Militäranghöriger, die in der Schweiz interniert worden waren, in ihre Obhut genommen. Sie waren zurzeit von Dünkirchen im Süden von Frankreich von den Ereignissen überrascht und von der Armee abgeschnitten worden. Sie schlugen sich bis zur Schweizer Grenze durch und legten ihre Waffen nieder.

Mit Hilfe der französischen Untergrundbewegung war ein Plan entstanden, nach dem Flüchtlinge heimlich über Frankreich nach Spanien geschleust werden sollten. Gilchrist und Blair kamen beide nach Genf; dort sollten sie sich ruhig und unauffällig verhalten, bis weitere Befehle kamen. Unglücklicherweise nahm Blair an einem Golfturnier teil, an dem er den Platzrekord des Genfer Klubs schlug, was ihn ins Blickfeld der Öffentlichkeit brachte. Nach diesem Vorfall mussten wir natürlich damit rechnen, dass die deutsche «Abwehr» und die Gestapo sich für ihn interessierten. So wurden die beiden Flüchtlinge ohne vorherige Benachrichtigung der Schweizer Behörden in aller Eile auf den Weg nach Spanien geschickt. Als wir

später die «Abreise» der beiden meldeten, gab man uns zu verstehen, das Verschwinden der beiden verstosse nicht gegen die Vorschriften.

Bald darauf merkte ich, dass der Feind sich angelegentlich für unsere Pläne interessierte. Eines Morgens rief mich jemand vom schweizerischen Armeestab an und teilte mir mit, ein Pilot der Royal Air Force, ein Norweger, sei von Deutschland in die Schweiz gekommen. Man brachte den Mann in mein Büro. Sergej war der erste, der ihn sah, und sofort kam er in mein Arbeitszimmer und sagte: «Etwas an dem Burschen gefällt mir nicht. Er hat so eigenartige Augen.»

Der breitschultrige Norweger war über einen Meter neunzig gross. Er zeigte mir seine Erkennungsmarke und verschiedene Royal-Air-Force-Ausweise. Sie waren in Ordnung. Aber mir gefielen weder seine Augen noch seine Ohren - viel zu grosse Ohren, die reinsten Kohlblätter. Noch etwas störte mich. Mit britischen Fliegern, aber auch mit denen der Alliierten hatte ich die Erfahrung gemacht, dass sie in allem, was sie sagten oder taten, durchwegs aufgeschlossen, unternehmungslustig und ziemlich offen waren. Dieser Mann dagegen wirkte merkwürdig reserviert und sogar ein bisschen nervös. Ich rief einen Kollegen von der norwegischen Gesandtschaft an und bat ihn herüberzukommen, um den Burschen unter die Lupe zu nehmen und auszuhorchen. Das tat er längere Zeit und erklärte mir nachher aufs Entschiedenste, der Mann sei bestimmt ein Norweger und seine Geschichte habe Hand und Fuss. Als ich ihm Fragen über Mannschaften und Flugplätze in England und über die Routinearbeit der Royal Air Force stellte, gab er mir nur richtige Antworten. Und doch hatte er etwas Unheimliches an sich - und diese Ohren! Noch etwas machte mich stutzig: Er wusste fast zu viel. Wenige junge Piloten hätten während meiner Dienstzeit in England, ohne zu zögern, Namen und Grad des kommandierenden Offiziers ihres Geschwaders herunterleiern können. Sie hätten überlegt, vielleicht sogar gestottert und sich am Ende gar verhaspelt. Aber dieser Norweger beantwortete meine Fragen wie aus der Pistole geschossen, gleichsam als habe er die Antworten auswendig gelernt. Da half nur noch ein Mittel: Ich musste versuchen, ihm eine Falle zu stellen.

Ich sprach über den Ort, wo er zuletzt stationiert gewesen war, als ob er mir gut bekannt wäre, obschon ich nie dort gewesen bin. Ich sprach von einer Kneipe, die natürlich nur in meiner Phantasie existierte. Ich nannte sie «The George» und «baute» sie in die Nähe des Flugplatzes, erfand dazu die reizvolle Bardame Mary, die eher zu den Mollhgen gehöre und der erklärte Liebling der Flieger sei.

«Ist sie immer noch da?» fragte ich ihn. «Und was macht ihre weniger hübsche Schwester, die mit der ausgezeichneten Figur, die die kleine Garage zweihundert Meter weiter unten an der gleichen Strasse besitzt?»

«An die Garage kann ich mich nicht genau erinnern», erwiderte er. «Ich hatte keinen Wagen und interessierte mich deshalb auch nicht für sie. Aber die Kneipe, die war wirklich nicht übel. Ich war oft im ‚George‘, und als ich fortging, war Mary noch genau so reizvoll und behebt wie immer.»

Ich schickte den Norweger in ein kleines Hotel zum Übernachten, wobei ich ihn unauffällig überwachen liess, und telegraphierte dem Luftfahrtministerium. Ich beschrieb den Piloten genau, teilte mit, dass er Norweger sei, und erwähnte seine abstehenden Ohren. Nach zwei Tagen schon hatte ich die Antwort. Der Norweger war tatsächlich abgeschossen worden, seine Angaben stimmten bis in alle Einzelheiten. Sogar die Beschreibung seines Gesichtes stimmte mit der von Freunden in England überein. Aber die Ohren? Nein. Solche Ohren besass er nicht! Das war der Kommentar des Luftfahrtministeriums.

Die Nazis hatten ein gutes Stück Arbeit geleistet, nur eine Kleinigkeit hatte sie verraten – ein Paar Ohren!

Ich übergab den Norweger wieder den schweizerischen Behörden und sagte ihnen, dass die deutsche Gestapo versucht habe, uns hereinzulegen. Ich schlug vor, den Spitzel nach Deutschland zurückzuschicken.

DIE FEINDLICHEN LAGER

Im Juli 1941 fielen die Deutschen in Russland ein, und Russland wurde unser Verbündeter. Sergej jubelte und war ausser sich vor Freude. Ich war zufällig der erste, der ihm die Mitteilung machte. Er schlug vor Freude ein Rad und landete prompt in einem Regal mit Ordnern. Dann tanzte er vor mir auf dem Teppich einen Kosakentanz. Am nächsten Tag gab er zur Feier des Ereignisses in seiner Wohnung eine Cocktailparty, zu der er vor allem die jüngeren Mitglieder des diplomatischen Korps der Verbündeten einlud. Wynne und ich nahmen ebenfalls teil, gingen aber schon zeitig heim, nicht ohne festzustellen, dass viele Gäste am nächsten Morgen sicher einen brummenden Schädel haben würden. Sergej und sein ägyptischer Freund - der Kaffeekannengegner - hatten mir schon vor unserem Weggehen angekündigt, sie rechneten damit, ihren Gästen auch noch das Frühstück zu servieren. Sergej hatte verschiedenfarbige Mixturen und Cocktails vorbereitet, die nach allem Möglichen rochen. Darunter war auch eine klare Flüssigkeit, die er Wodka nannte, von der ich aber überzeugt war, dass es hochprozentiger Alkohol war. Er behauptete, es sei Wodka, den man aus Kartoffeln gewonnen habe, ähnlich dem «Whisky», den man heimlich in Irland brennt. Seine Gäste meinten am anderen Tag, so wie ihnen zumute sei, könne es nur Benzin gewesen sein!

Wenn auch die Amerikaner 1941 noch nicht am Krieg teilnahmen, so hatten wir doch unter ihnen viele Freunde. Wynne und ich verstanden uns besonders gut mit dem amerikanischen Militärattaché, General Barnwell Rhett Legge, und seiner reizenden und aufgeschlossenen Gattin Phyllis. Lange Zeit hatten die Amerikaner keinen Luft-

attaché. Als die Vereinigten Staaten im Dezember 1941 Deutschland den Krieg erklärten, änderte sich an unserer schon sehr intensiven Zusammenarbeit eigentlich wenig. Ich erinnere mich noch, wie Barney am Morgen der Kriegserklärung in mein Büro gestürzt kam mit den Worten:

«So, Freddie, jetzt können wir endlich offen Hand in Hand arbeiten.» Barney stammte aus dem Süden, er hatte einen bissigen Humor und schalkhafte Augen. Er war immer loyal, und wir wurden gute Freunde.

Gegen Ende des Jahres war die Schlacht zwischen den Geheimdiensten und den militärischen Nachrichtendiensten an der Schweizer Front in vollem Gange: Die beiden feindlichen Seiten standen einander gegenüber, die Schweiz spielte den Schiedsrichter. Auf der Seite des Feindes lagen die deutsche, die italienische, die japanische, die rumänische und die bulgarische Gesandtschaft; auf unserer Seite die amerikanische, die holländische, die norwegische und die britische. Alle Gesandtschaftsgebäude waren nur wenige Meter voneinander entfernt und in einem vornehmen Viertel am Südhang der Aare gelegen, von dem man einen herrlichen Blick auf die Alpen mit Eiger, Mönch und Jungfrau hatte.

Es ist eine altbekannte Tatsache, dass Nachrichtendienste schon immer dazu neigten, ihre Geheimnisse eifersüchtig vor rivalisierenden Organisationen zu hüten. Aus Schweizer Quelle verlautete gerüchtweise, dass die Zusammenarbeit der Nazigeheimdienste weit hinter der der Alliierten zurückstand. Bei den Nazis kam es ständig zu Reibereien, die es bei uns dank unserer Teamarbeit und der Tatsache, dass wir alle Nachrichten grosszügig untereinander austauschten, überhaupt nicht gab. Übrigens hatten die Russen damals noch keine Gesandtschaft; wir hatten ihre Vertretung übernommen.

Für die Amerikaner arbeitete Allen Dulles, der Chef des Office of Special Services, des Büros für Sonderdienste, in Bern war, und er ging seiner Tätigkeit als Chef des amerikanischen Geheimdienstes ganz offen nach. Dulles, ein grosser, kräftig gebauter Mann mit randloser Brille und dem Gesichtsausdruck eines Gelehrten, leistete hervorragende Arbeit; er war der Bruder von John Foster Dulles. Ihm

halfen Barney Legge und der Chef des amerikanischen Pressedienstes, Gerry Mayer, der bei uns unter dem Namen «Jeremiah» bekannt war. Gerry war beweglich, hatte eine gute Beobachtungsgabe, war immer auf dem Sprung und hatte viel Sinn für Humor. Ausserdem arbeiteten dort Harrison, der Gesandte, der in Eton erzogen worden war, und Don Bigolo, der Erste Sekretär, und dessen Frau; beide waren probritisch eingestellt.

Auf britischer Seite stand ein alter Freund von mir aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, als ich in der «Einbeinbrigade» im Auswärtigen Amt gearbeitet hatte. Gute Freunde nannten ihn «Fanny». Er war hoch intelligent und arbeitete im Gegensatz zu Allen Dulles mehr hinter den Kulissen. Hinter ihm stand Andrew, uns allen als «Liversalts» bekannt. Dann war da noch «Tiger» Lomax, der mit unserem neuen Gesandten über Vichy aus England gekommen war. Unser neuer Gesandter war Clifford Norton, der Anfang 1942 Sir David Kelly ablöste. Lomax übernahm die Wirtschaftsabteilung unserer Gesandtschaft, ein für die Schweiz sehr wichtiges Ressort. Er zeigte sich ziemlich rücksichtslos, als es um die Versorgung der Schweizer Industrie mit den notwendigen Rohmaterialien aus Übersee ging. Er war es auch, der die «schwarze Liste» mit Namen von Schweizer Firmen, die für die Deutschen arbeiteten, aufstellte. Lomax und Norton gaben der Arbeit der Alliierten in der Schweiz neuen Aufschwung, und ich werde nie vergessen, wie oft Norton mich kräftig unterstützte. Norton war vom Sekretär beim Kriegskabinett direkt zum Gesandten befördert worden.

Die amerikanische und unsere Gesandtschaft arbeiteten harmonisch zusammen, und ich glaube, der Grund dafür war die tiefe und echte Freundschaft, die uns miteinander verband. In einer Zeitspanne von mehreren Jahren gab es nur selten einen Misston, obschon wir jeden Tag persönlich in Berührung kamen. Ich hatte von allen wohl die besten Beziehungen, da ich der einzige Flieger unter ihnen war und das auszuwertende Material meist mir zugewiesen wurde.

Chef der deutschen Mission war der Gesandte Otto Köcher, im damaligen Kräftespiel keine sehr wichtige Figur. Die Schweizer nahmen sich mehr vor Theo Kordt in Acht, einem der Ratgeber des

Gesandten, der teilweise in der Schweiz erzogen worden war. Die Tatsache, dass er den schwierigen Berner Dialekt sprach, war ihnen begrifflicherweise ein Dorn im Auge. Der wirklich massgebende Mann in der deutschen Gesandtschaft aber, den auch die Schweizer am meisten fürchteten, war ein anderer Ratgeber: Sigismund Freiherr von Bibra. Die Schweizer waren davon überzeugt, dass Hitler ihn zum Gauleiter der Schweiz machen würde, sollte den Deutschen die Invasion glücken. Gerüchtweise verlautete, er sei ein «verkrachter» Diplomat, der vor der Nazizeit durchs Examen gefallen sei. So hatte er sich zuerst mit dem Posten eines diplomatischen Kuriers zufriedengeben müssen. Dann lief er mit den Nazis und gelangte schnell an die Macht. Er war die treibende Kraft auf deutscher Seite, und jeder Schweizer musste damit rechnen, dass von Bibra ihn eines Tages für seine Handlungen zur Rechenschaft ziehen konnte. Von Bibra war genau über unsere Tätigkeit informiert. Er hatte alle deutschen Agenten in der Schweiz unter Kontrolle. Gegen Ende des Krieges liess er sich nach Madrid versetzen – das war sehr schlau von ihm; von Madrid aus konnte er beim deutschen Zusammenbruch besser untertauchen. Die deutschen Luftattachés blieben gewöhnlich nicht lange in der Schweiz. Sie wurden immer nach einer bestimmten Zeit abgelöst; für uns war das ein Hinweis, dass die Kontrolle über den Geheimdienst in anderen Händen lag. Ich kam mit diesen Herren nie in Berührung, obwohl ich sie natürlich vom Sehen kannte. Wir gingen oft auf der Strasse aneinander vorbei oder sassen in den Restaurants des «Bellevue Palace», des «Schweizerhofs» oder des «Du Théâtre» nebeneinander. Die Schweizer richteten ihre offiziellen Anlässe so ein, dass wir vor- oder nacheinander erschienen und wir uns nicht gerade auf offener Bühne begegnen mussten.

Barney Legge und ich waren beide seit einiger Zeit immer wieder von einem Schweizer belästigt worden, der behauptete, er habe einen Strahlenapparat erfunden, der mit seinen elektromagnetischen Wellen Autos zum Halten bringen und aus einer gewissen Entfernung elektrische Spulen ausser Funktion setzen könne. Mit Hilfe dieser Erfindung könne ein herankommender Panzer aufgehalten oder ein

Flugzeug zum Niedergehen gezwungen werden. Eine Vorführung werde uns überzeugen. So besuchten Barney und ich eines Morgens die mit Maschinen vollgestopfte Werkstatt des Schweizers, die er in einer Scheune an einem Berghang an der Strecke zwischen Montreux und Lausanne eingerichtet hatte. Die Strasse lag dicht am See etwa dreihundert Meter unter uns. Barney hatte seinen stellvertretenden Militärattaché, Oberst de Jonge, mitgebracht. Beim Versuch sollte er Barneys und Sergej meinen Wagen fahren. Der Erfinder erklärte uns, die Wagen sollten sich im Abstand von einem Kilometer aufstellen und dann mit dreissig Stundenkilometern aufeinander zufahren. Sobald sie sich einander genähert hätten, würde er sie mit den Strahlen anhalten.

Als Barney all die komplizierten Maschinen in der Scheune sah, flüsterte er mir ins Ohr: «Vielleicht haben wir zu früh über das Ganze gelacht, und es kommt doch noch etwas Brauchbares heraus.»

«Kann sein, aber ich halte den Kerl für völlig übergeschnappt.» Barney bekam eine riesige weisse Flagge in die Hand gedrückt, die die beiden Fahrer unten auf der Strasse sehen konnten. Ich blieb in der Scheune, um die Maschinen zu beobachten. Auf ein Zeichen des Erfinders hob Barney die Flagge, und die beiden Autos fuhren aufeinander zu. Der Erfinder setzte einen Motor in Gang. Ein ohrenbetäubender Lärm erfüllte den Schuppen, und blaue und gelbe Funken zuckten und sprühten über die Wände und den Holzboden.

Aufregend wurde die Sache, als die Autos einander näherkamen und – nichts geschah. Sie fuhren unbehelligt aneinander vorbei. Das Experiment wurde noch ein zweites Mal wiederholt – mit dem gleichen Ergebnis.

Oberst de Jonge und Sergej stiegen aus den Wagen und kamen zur Scheune herauf. Wir fragten sie, ob sie etwas gespürt hätten. «Überhaupt nichts», sagte der Oberst. Sergej berichtete, dass er an Rücken und Hals ein leichtes Prickeln empfunden habe. Das könne aber ebensovot vom doppelten Brandy herrühren, den er kurz vor dem Experiment getrunken habe. «Ich muss die Intensität des Strahles verdoppeln», sagte der Erfinder. «Diesesmal werden Sie ihn bestimmt spüren.»

De Jonge drehte sich zu Sergej. «Man erwartet von mir als einem



Von links nach rechts: Major H. N. Fryer, Air Commodore West,
Sir David Kelly, Oberst Cartwright und A. Lees Mayall.



Das «Todesstrahlenteam». Von links nach rechts: Sergej, Oberst deJonge,
General Legge und Freddie West.



Hauptmann P. R. Reid, der Autor des Buches,
nach der Flucht aus Deutschland.

Offizier, dass ich mein Leben für mein Vaterland opfere. Wie steht es aber mit Ihnen?»

Sergej sah mich an.

«Weitermachen», sagte ich; «mir scheint, dir blühe endlich der Tod durch elektrischen Strom, den du schon lange verdient hast.» «Wir lassen Ihnen bei Ihrer Beerdigung einen Kosakenmarsch blasen», versprach ihm Barney.

Sie gingen wieder hinunter und machten ihre Autos startbereit. Der Erfinder betätigte einige Schalter seiner Höllenmaschine. Das Signal wurde gegeben, die beiden Autos fuhren aufeinander zu, und der Erfinder warf einige massive Kupferhebel herum: ein greller Blitz, eine heftige Explosion, hochaufschliessende Flammen, ohrenbetäubendes Knallen und Totenstille... Beissender Rauch jagte uns aus der Scheune - das Experiment war vorbei. Wir gingen frühstücken und liessen einen untröstlichen Erfinder zurück, der ununterbrochen etwas in den Bart murmelte.

Die Gattin unseres Gesandten hatte sich viele gute Beziehungen geschaffen. «Peter» Norton, wie man sie überall nannte, war eine gütige, stets hilfsbereite Menschenfreundin, und selten bin ich einer so aktiven und energischen Frau begegnet. Sie konnte sehr geistreich sein und war niemals um eine Antwort verlegen. Krieg bedeutete für sie vollen persönlichen Einsatz jedes Einzelnen, und nach diesem Grundsatz lebte sie auch in ihrer hohen Stellung. Wenn in den Büros der Briten oder der Alliierten irgendetwas nur halb oder zu wenig gewissenhaft gemacht wurde, konnte sie sich die Bemerkung: «Wissen die denn nicht, dass Krieg ist? «nicht verkneifen. Die Schweizer lernten sie schätzen und respektieren, da sie selber eine starke Persönlichkeit und nicht nur die Frau eines massgebenden Gesandten war. Dass sie zudem leidenschaftlich gerne Ski lief und eine gewandte Bergsteigerin war, steigerte noch die Achtung und Bewunderung vieler Schweizer. Um die britischen Internierten kümmerte sie sich, als wenn sie zu ihrer Familie gehörten. Aber diese Tätigkeit füllte sie nicht vollständig aus, und so nahm sie sich auch noch der Flüchtlinge der Alliierten an.

Eines Tages fragte sie mich, ob wir nicht eine junge geflohene Russin als Dienstmädchen einstellen könnten. An Sergej denkend, äusserte ich gewisse Zweifel, aber «Peter» Norton konnte man nichts abschlagen. Übrigens hatte sie die Angelegenheit bereits mit Wynne besprochen, und ich konnte unmöglich nein sagen.

Natascha stammte aus einem Dorf in der Nähe von Minsk. Sie hatte viel durchgemacht seit jenem Tage im Jahre 1941, an dem eine deutsche Panzerbrigade über den Vorplatz des Kindergartens rollte, wo sie, mit neunzehn Jahren, fünfzig Kinder unterrichtete. Russische Männer waren keine mehr im Dorf, sie waren schon Monate vorher in den Krieg gezogen. Natascha hatte die Geschütze in der Ferne gehört, der Donner war näher gekommen – aber sie hatte weiter ihre Kinder betreut. Sie gab auch zu, sie habe manchmal davon geträumt, dass ein stolzer russischer Soldat kommen werde, um sie zu heiraten. Statt dessen trieben nun die deutschen Soldaten die Frauen des Dorfes zusammen und luden einige zwanzig, junge und alte, auf einen Lastwagen. Gepäck durften sie keines mitnehmen.

Nachdem sie einige Tage in einem Sammellager verbracht hatten, trafen die Deutschen eine Auslese und verfrachteten eine grössere Gruppe junger Mädchen nach Riga. Dort kamen sie in eine Herberge, und die Inhaberin eröffnete ihnen, die Kräftigsten unter ihnen seien für Soldatenbordelle vorgesehen. Ein deutscher Offizier erschien, ein Arzt, wie ihnen ein Dolmetscher sagte. Er befahl ihnen, sich für eine Untersuchung auszuziehen, und drohte, dass ihnen die Kleider vom Leibe gerissen würden, wenn sie sich nicht freiwillig auszögen. Ein wenig später wandelte sich Nataschas Verzweiflung in Freude, als sie zufällig eine Bemerkung des Dolmetschers hörte, vierzehn von ihnen, darunter auch sie, seien arbeitsfähig und könnten sofort die Pflege ihrer verwundeten Landsleute aufnehmen.

Natascha kam in ein grosses Krankenhaus in München, dessen einer Flügel mit kranken und verwundeten Russen und Polen besetzt war. Die russischen Mädchen waren deutschen Krankenschwestern unterstellt, die sehr streng waren. Bis zu achtzehn Stunden mussten sie täglich arbeiten, wurden wie Gefangene gehalten und bekamen überhaupt keine Freizeit.

Bald plante Natascha, mit ihrer Freundin, einem russischen Mädchen, und zwei polnischen Patienten zu fliehen. Einer der Polen war Flugzeugnavigator gewesen und wollte sie quer durch Süddeutschland in die Schweiz bringen.

Am Tage hielten sie sich versteckt, nachts wanderten sie weiter, bis sie schliesslich den Rhein erreichten, an dessen anderem Ufer die Schweiz lag. Sie beschlossen, den Strom zu durchschwimmen, wurden dabei aber trotz Regen und Dunkelheit von den deutschen Wachtposten entdeckt. Scheinwerfer richteten sich auf sie. Maschinengewehre nahmen sie unter Feuer. Einer der Polen wurde verwundet. Gleichwohl erreichten alle vier das andere Ufer, wo die Schweizer Wachtposten, durch das Schiessen alarmiert, sie bereits erwarteten.

Zwei junge Schweizer Soldaten halfen ihnen aus dem Wasser und waren ziemlich beeindruckt von der nackten Schönheit der beiden Mädchen. Galant reichten sie ihnen Armeedecken, damit sie sich einhüllen und erwärmen konnten. Der verletzte Pole wurde ins Krankenhaus gebracht. Die Obhut über die Flüchtlinge wurde dem britischen Gesandten anvertraut. Die beiden Mädchen machten auf «Peter» Norton einen so guten Eindruck, dass sie beschloss, sie in einer Klosterschule Französisch und Hauswirtschaft lernen zu lassen. In einem halben Jahr, erklärte sie den Schweizer Behörden, werde sie den Mädchen zu einer guten Anstellung verhelfen.

So fand Natascha sich also nach den Wirren und Stürmen des Krieges in einem friedvollen Kloster. Sie war klug und besass die allen Russen angeborene Sprachbegabung; sie lernte leicht und schnell Französisch. 1943 kam sie in unseren Haushalt. Ich warnte Sergej eindringlich vor den Folgen, sollte er ihr auch nur ein Haar krümmen, und er war weise genug, nach anderen Opfern Ausschau zu halten.

Natascha war Wynne völlig ergeben. Beide hatten ungefähr die gleiche Grösse und die gleiche Figur. Wynne schenkte ihr einige Sachen, und Natascha machte von den Kleidern bis zur Frisur jede Modelaune Wynnes mit. Sie war eine leidenschaftliche Tänzerin und hatte Freude an guter Musik. Schon bald lernte sie einige Brocken Englisch, ein bisschen Deutsch konnte sie schon. Und nach gar nicht

langer Zeit hatte sie sich in einen Schweizer verliebt – einen kleinen Beamten; unglücklicherweise war er aber verheiratet. Die Ehefrau beklagte sich bei der Polizei und bat sie, die Angelegenheit mit mir zu besprechen. Das Ergebnis war, dass Wynne und ich Natascha sehr streng hielten und sie uns hoch und heilig versprechen musste, den Mann nicht wiederzusehen. Aber er dachte nicht daran, sie aufzugeben, und ich glaube, nur meine Drohung, sie wieder den Schweizer Behörden zu übergeben, und ihre Angst, nach Deutschland zurückgeschickt zu werden, brachte sie dazu, jegliche Verbindung zu diesem Mann abzubrechen.

Im August 1945, als wir nach England zurückkehrten, wollte Natascha mitkommen. Die Schweiz hatte diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion aufgenommen, und die russische Mission war in Bern angekommen. Die Schweizer Behörden informierten die Gesandtschaft über Anzahl und Aufenthalt russischer Staatsangehöriger, die in der Schweiz lebten. Damals war jedermann freundlich mit den Russen – unseren grossen Verbündeten –, und zu jeglicher Hilfe bereit.

Ein russischer Oberst bat Natascha zu einer Unterredung. Ich bestand darauf, dass Wynne sie begleitete. Der Russe war sehr höflich und gab Natascha den Rat, so schnell wie möglich und sobald es ihrer Arbeitgeberin recht sei, nach Russland zurückzukehren. Natascha aber hatte bereits beschlossen, nicht zurückzugehen. Ich sass irgendwie in der Klemme, da der russische Oberst ja mein Kollege war. Hinter meinem Rücken wurde jedoch abgemacht, dass Natascha sich um eine Stelle als Krankenschwester in Argentinien bewerben sollte, wo damals grosser Mangel an Pflegepersonal herrschte. Die argentinische Gesandtschaft half ihr weiter, und Natascha verliess Bern. Sie blieb auch weiterhin mit Wynne in Verbindung, und nach ein paar Jahren war sie drüben glücklich verheiratet. Sie ist Wynne immer noch sehr ergeben, schreibt ihr noch heute, und manchmal schickt sie Photos von ihrer immer grösser werdenden Familie.

Ende Oktober und im November 1942 wendete sich das Kriegsglück endlich zu unseren Gunsten. Montgomerys achte Armee besiegte in Nordafrika den sagenhaften Rommel, und die Russen brach-

ten die Deutschen bei Stalingrad zum Stehen. Die Niederlage Rommels machte nicht nur auf die neutralen Schweizer, viel mehr noch auf die Deutschen und Italiener einen grossen Eindruck. Im September gelang Leutnant Bill Fowler von der Royal Air Force die Flucht vom berüchtigten Gefangenenlager auf Burg Colditz in die Schweiz. Heimlich erreichte er auch wieder England, stürzte aber im Frühjahr 1944 bei einem Testflug tödlich ab.

Am 23. und 24. Oktober gelangte dann eine grössere Gruppe Flüchtlinge, die ebenfalls aus Colditz ausgebrochen war, unter der Führung von Pat Reid in die Schweiz. Sie hatten Aufregendes zu erzählen, und die Informationen, die sie bei ihrer gefährlichen Reise durch die wichtigsten Gebiete von Deutschland gesammelt hatten, waren für uns und unsere Londoner Stellen von grösstem Interesse. Wenige Tage vor Weihnachten gelang noch zwei weiteren Gefangenen die Flucht aus Colditz, und kurz darauf fielen mir durch einen besonderen Glücksfall Nachrichten von ausserordentlicher Tragweite in die Hände.

DIE NACHRICHTEN-»BOMBE«

Einer meiner guten Bekannten – es war kein Engländer – besuchte mich eines Morgens in meinem Büro und brachte mir ein grosses braunes Paket. «Commodore», sagte er, «Sie wissen, wie sehr ich Freiheit und Demokratie liebe! England hat sehr hart für seine Unabhängigkeit kämpfen müssen, und ich finde es nicht richtig, dass ich mich auf den Lorbeeren anderer ausruhe. Dieses Paket liier ist mein Kampfbeitrag. Ich habe es unter Lebensgefahr geborgen. Jetzt schenke ich es Ihnen.» Damit verliess er mein Arbeitszimmer und liess mich mit dem gewichtigen Paket allein.

Was konnte es enthalten? Eine Erfindung, eine Bombe? Alle Pakete, die ungeöffnet hinterlegt oder von ihrem Besitzer hinterlassen wurden, waren verdächtig. So rief ich Reason, meinen Sekretär, und befahl ihm, es zu öffnen. «Sie sind viel mutiger und werden die Explosion wesentlich besser überstehen als ich», sagte ich ihm dabei, denn Reason hatte ausgesprochen Sinn für Humor. Eine grosse Blechschachtel kam zum Vorschein, auf der mit weisser Schrift auf deutsch «Streng geheim» stand und darunter «Nicht mit Flugzeug befördern».

Der Mann, der mir das Paket gebracht hatte, lebte in Rom, und dort hatte ich ihn auch kennengelernt. Ich glaubte lange, er sei Rumäne; er besass aber einen spanischen Pass. Er kam nur selten in die Schweiz, und ich hatte ihn seit sechs Monaten nicht mehr gesehen. Wie ich später erfuhr, war das Paket buchstäblich vom Himmel gefallen. Eines Tages, als er im Garten seiner Villa spazierengegangen war, hatte er eine Explosion gehört: und beobachtet, wie ein Flugzeug abstürzte. Sofort war er zur Unglücksstelle geeilt, hatte den

deutschen Piloten aber nur noch tot zwischen den Trümmern gefunden. Das Wrack brannte nicht, und er durchsuchte es nach den übrigen Mitghedern der Besatzung, fand jedoch nur die Blechschachtel, bei deren Anblick er sofort vermutet hatte, dass sie wichtiges Material enthalten müsse. Da ihm nur wenig Zeit verblieb, sah er sich auf dem Feld nach einem Versteck um. Zwar war noch kein Mensch zu erblicken, aber aus einiger Entfernung hörte er jemanden rufen. Er nahm die Blechschachtel und rannte damit zum nächsten Graben, warf sie hinein und bog das hochgewachsene Riedgras darüber, das dort am Rande stand. Dann lief er durch den Graben bis zu einer Biegung und kehrte von dort wieder zu dem Flugzeugwrack zurück. Gleichzeitig mit ihm trafen aus der entgegengesetzten Richtung italienische Soldaten an der Unglücksstelle ein. Sie schöpften nicht den geringsten Verdacht. Gleich wohl liess er sich vierzehn Tage nicht in der Nähe des Grabens blicken. Dann holte er eines Nachts die Blechschachtel, und am nächsten Tag schmuggelte er sie nach einem ausgeklügelten Plan in die Schweiz. Wie er das fertiggebracht hatte, blieb mir verborgen.

In der Blechschachtel befand sich eine Kartei mit mehr als dreihundert sorgfältig eingeordneten Karten, mehrere Ordner mit Dokumenten und Korrespondenz. Einer der ersten Briefe, die ich las, war von Feldmarschall Kesselring unterzeichnet und bezog sich auf die Stationierung der deutschen Luftwaffe in Italien und die Verstärkung, die sie dringend brauchte. In aller Eile sah ich die Karten durch. Sie enthielten Lageberichte über alle deutschen Geschwader, die sich in Italien befanden. Bis in alle Einzelheiten waren die Fliegerhorste, die Mannschaftsbestände und Maschinen angeführt; sogar die Verluste waren verzeichnet und wie oft Verstärkung eingetroffen war, ferner die am dringendsten benötigten Ersatzteile.

Wenn es sich bei dem Ganzen nicht um eine Finte handelte, waren mir mit dieser Schachtel Informationen über den Feind von einmaligem Ausmass und grösster Tragweite in die Hände gespielt worden. Fiebernd vor Aufregung sichtete ich das ganze Material, und bald bestand für mich über die Echtheit der Dokumente und Papiere kein Zweifel mehr. Trotzdem musste ich vorsichtig bleiben. Hatte mein

Gewährsmann den Inhalt der Blechschachtel auch den Schweizern gezeigt?

«Was sollen wir jetzt zuerst tun?» fragte mich Reason.

Ich wusste, dass der Überbringer auf Seiten der Alliierten stand. Er war reich und rechnete sicher nicht mit einer Belohnung. Aber konnten die Schweizer nicht doch wissen, wo die Blechschachtel sich jetzt befand? Wenn ich den Inhalt nach London durchgab, konnten sie oder die Deutschen es fertigbringen, unsern Geheimcode zu entschlüsseln.

«Reason», erwiderte ich deshalb, «wir werden vorerst nur einen ganz kleinen Teil des Materials nach London telegraphieren und das Luftfahrtministerium bitten, es mit bereits vorliegenden Mitteilungen zu vergleichen und zu prüfen, ob die Angaben stimmen. Auf Grund der Antwort entscheidet sich dann das weitere Vorgehen.»

Das Telegramm sandte ich mit dem Vermerk «Dringend» ab.

Während der Nacht fand ich keine Ruhe. Immer wieder fragte ich mich, ob das Ganze eine Fälschung sei und ob man uns damit hineinlegen wollte. Es konnte auch eine Falle sein, die man uns gestellt hatte, um den Geheimcode des Foreign Office, des Auswärtigen Amtes, entschlüsseln zu können. Auch wenn es sich erwies, dass die Angaben richtig waren, musste ich das restliche Material umarbeiten und umgruppieren, damit es nicht sofort erkannt werden konnte.

Innerhalb von vierundzwanzig Stunden hatte ich schon die Antwort des Luftfahrtministeriums. Reggie Pascoe, der Chef unserer Codeabteilung, brachte sie mir. «Warum bist du so aufgeregt, Freddie?» fragte er mich. «Du sitzt ja wie auf glühenden Kohlen. Die soeben eingetroffene Antwort jedenfalls sagt nicht viel. Sie enthält nur die drei Worte: ‚Richtig – mehr senden‘».

Meine Aufregung wuchs, als ich eine zweite Serie von Informationen abschickte und London verständigte, mein Vorrat sei noch lange nicht erschöpft und enthalte ähnliche Angaben über ganz Italien, wenn sich auch dieses Material als richtig erwies.

Nachts drehte ich mich neuerdings von einer Seite auf die andere. Plötzlich fiel mir ein, dass je nach dem Ergebnis dem Personal der Codeabteilung und mir eine Riesearbeit bevorstand. Bis der ganze

Inhalt der Blechschachtel verschlüsselt durchgegeben war, würden Wochen vergehen und Pascoes Stab gänzlich übermüdet sein.

Am nächsten Tag erhielt ich ein dringendes Telegramm: «Sehr wertvolle Informationen. Alles senden.»

Ich war übergücklich. Pascoe allerdings teilte meine Freude nicht. Einen Monat lang arbeitete er mit seinem Stab neben der normal anfallenden Arbeit an dem Inhalt der Blechschachtel, und als sie endlich damit fertig waren, hatten sie alle entzündete Augen und schwarze Schatten darunter vor Übermüdung.

Trotz dieser so brauchbaren Blechschachtel mussten wir mit allen Paketen, die bei uns abgegeben wurden, stets vorsichtig sein, denn allzu leicht hätte eines eine Bombe enthalten können. Meinen grössten Schrecken beim Anblick eines Paketes bekam ich jedoch in der Kirche.

Eines Nachmittags schickte mir Wynne einen Hilferuf ins Büro und bat mich, sofort nach Hause zu kommen, es sei etwas passiert. Ich fuhr auf dem schnellsten Weg zu ihr und fand sie im Wohnzimmer, wo sie sich die allergrösste Mühe gab, einen unserer Bekannten, einen amerikanischen Medizinstudenten, zu beruhigen. Er war äusserst verzweifelt und drohte, sich aus Liebeskummer zu erschiessen. Eine junge Engländerin hatte ihm den Laufpass gegeben, und am kommenden Tag sollte ihre Hochzeit mit einem Schweizer Geschäftsmann stattfinden. Und nun erklärte der junge Amerikaner, nicht nur sich, sondern auch das Mädchen und den Bräutigam erschiessen zu wollen. Er hatte sich bereits einen Revolver gekauft.

Wynne und ich diskutierten bis spät in die Nacht mit ihm und glaubten schliesslich, dass er wieder zur Vernunft gekommen sei. Als ich am folgenden Tag die Braut in die Kirche führte – da der Vater abwesend war, hatte ich ihr versprochen, die Rolle des Stellvertreters zu übernehmen –, gewährte ich zu meinem Schrecken den jungen Amerikaner in einer der hintersten Bankreihen. Er war unrasiert, ganz offensichtlich ungewaschen und ungekämmt und trug einen abgetragenen Regenmantel, in dessen Taschen er seine Hände geheimnisvoll vergraben hatte. Ich war bleich geworden, und der Trauzeuge flüsterte mir zu: «Was ist mit dir, Freddie? Du bist so

eigenartig aufgeregt.» – «Das wärest du auch, wenn du wüsstest, was ich weiss», antwortete ich unwirsch.

Während der Trauung passierte nichts. Im Augenblick aber, als der Brautzug die Kirche verliess, flog aus der Bankreihe, in der der Amerikaner sass, ein kleines Paket vor die Füsse der jungen Frau. Mein Herzschlag stockte, aber es geschah nichts! Das Päckchen enthielt Orchideen und eine Karte mit den Worten: «In Liebe und mit Tränen...»

Die Kämpfe in Nordafrika im November 1942 waren für die Deutschen das Signal, Vichy-Frankreich zu besetzen und über die französische Mittelmeerküste eine Verbindung mit Italien herzustellen. Jetzt war die Schweiz völlig umzingelt, ein neutrales Eiland, in dem noch die Demokratie herrschte, umgeben von Nazis und Faschisten und den von ihnen besetzten Staaten. Sogar Diplomaten konnten nicht mehr in die Schweiz einreisen oder sie verlassen. Allen Dulles war der letzte Amerikaner, der über Frankreich in die Schweiz gekommen war, einen Tag nachdem die Alliierten in Afrika gelandet waren. Alle Post wurde von da an zensuriert; als einzige unzensurierte Verbindung mit der Aussenwelt blieb uns nur noch das Radio. Wir konnten zwischen dem Geheimsender des Informationsdienstes und dem offiziellen Sender des schweizerischen Telegraphendienstes wählen – über beide musste natürlich alles verschlüsselt durchgegeben werden.

Eines Morgens im Februar 1943 rief mich Oberstdivisionär Bandi, der Chef der schweizerischen Luftwaffe, an und teilte mir mit, dass eine Mosquito der Royal Air Force auf dem Belpmoos, dem Berner Flugplatz, notgelandet sei. Die beiden Insassen befänden sich wohlauf und würden am Nachmittag zu mir geschickt. Ich solle sie ins Verhör nehmen und ihre Papiere prüfen. Er fügte dann noch hinzu: «Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass die beiden nicht wie Flüchtlinge behandelt werden können. Sie müssen interniert und in ein von unseren Soldaten bewachtes Lager verbracht werden. Sie dürfen die Schweiz auf keinen Fall verlassen.»

Einer der beiden notgelandeten Offiziere war Fliegerleutnant Woolley, der andere sein Navigator.

Ich ersuchte die schweizerischen Amtsstellen, dafür besorgt zu sein, dass kein Deutscher oder gar einer ihrer Diplomaten in die Nähe des Flugzeuges gelangen könne. Am Telephon gab man mir eine verständnisvolle Zusage.

Die Maschine war von England aus auf einen Erkundungsflug nach Nordafrika geschickt worden, um für uns wichtige Luftaufnahmen zu machen. Auf dem Rückflug fiel über den Alpen ein Motor aus, und der zweite lief heiss. Woolley war gross und jung, und er trug einen Schnurrbart, dessen Enden wie Antennen in die Luft ragten. Sein Navigator vertraute mir an, dass er aus den Schwingungen dieser «Antennen» jeweils feststellen könne, was im Kopf des Piloten vorging. Die beiden hatten in ihrer Maschine zwei wichtige Landkarten, die auf Reispapier gedruckt waren und die sie im Falle einer Notlandung auf feindlichem oder neutralem Boden so schnell wie möglich aufessen mussten. «Wir hatten zu wenig Zeit», berichtete Woolley, «wir konnten nur Nordafrika und einen grossen Teil vom Mittelmeer und Italien verschlucken. Das war ja auch der wichtigste Teil der Mahlzeit. Bis wir zu Frankreich und der Schweiz kamen, wurde es uns ziemlich übel. Zum Glück waren diese beiden Teile nicht so wichtig.»

«Ich glaubte, dass wir in der Schweiz und damit in Sicherheit wären», fuhr er fort. «Aber dann wurde mir angst und bang, als Männer in grauen Uniformen mit Stahlhelmen und dem Gewehr im Anschlag über die Landebahn auf uns zukamen. Ich hätte schwören können, dass sie uns etwas auf deutsch zuriefen, aber dann sprach uns ein Offizier auf englisch an. ‚Sie sind auf Schweizer Gebiet‘, sagte er, ‚und ich bin froh, dass Sie nicht verletzt sind. Folgen Sie mir.‘ Er hätte uns keine bessere Nachricht geben können.»

Kurz nachdem ich die genauen Angaben über die beiden nach London gekabelt hatte, erhielt ich eine dringende Mitteilung. Anscheinend waren die zwei für besondere Zwecke ausgebildet worden, und man ersuchte mich, alles zu tun, damit sie so schnell wie möglich wieder nach England zurückkehren konnten. Wenn ich das erreichen wollte, hatte ich allerhand zu tun! Man hatte sie bereits in ein Internierungslager gesteckt, und ich sah keine Möglichkeit, sie da heraus-

zuholen. Da verfiel ich auf die Idee, einen Austausch zu organisieren. Ich wusste, dass deutsche Flieger in der Schweiz interniert waren und wie sehr es den Deutschen an Piloten mangelte. Ich rief Oberst Schafroth im Bundeshaus an und fragte ihn, ob er die Verhandlungen über einen Austausch aufnehmen würde. Um möglichst rasch die Einwilligung der Deutschen zu erreichen, machte ich das Angebot, drei deutsche Flieger gegen unsere Zweiermannschaft auszutauschen. Schon nach vierzehn Tagen kam die Mitteilung, der Tausch könne ausgeführt werden, und der deutsche Luftattaché versprach sicheres Geleit für unsere Flieger von der Schweizer Grenze durch Frankreich bis nach Spanien. Unser Luftfahrtministerium war höchst erfreut.

Die Abschiedsszene auf dem Bahnhof in Basel entbehrte nicht einer gewissen Komik. Zuerst stellte es sich heraus, dass zwei der deutschen Flieger nicht erschienen waren. Sie hätten sich strikte geweigert, in ihre Heimat zurückzukehren, erklärte mir Oberst Schafroth. Das brachte die Schweizer natürlich in grösste Verlegenheit, und es sah beinahe so aus, als sollte mein Plan ins Wasser fallen. Aus Prestigegründen blieben die Deutschen jedoch bei der Abmachung. Mit viel Hackenzusammenknallen und Salutieren zwischen Deutschen, Schweizern und Engländern übergaben wir unsere beiden Flieger den Deutschen zum Geleit durch Frankreich.

Aus Madrid berichtete dann Woolley, sie seien höchst komfortabel über Paris nach Spanien gereist. Das einzig Unangenehme auf der ganzen Reise nach Süden sei ein recht präziser Bombenangriff der Royal Air Force auf den Zug gewesen; der Gedanke, dass sie von ihren eigenen Leuten getötet werden könnten, habe ihnen nicht besonders gefallen.

Im gleichen Jahr stellte man mir eine noch unangenehmere Aufgabe. Eines Morgens rief mich Oberstdivisionär Bandi an: «Ich habe schlechte Nachrichten für Sie, Commodore. Zwei englische Bomber sind in der Schweiz abgestürzt.»

«Haben die Schweizer sie abgeschossen? »erkundigte ich mich. «Nein», kam die Antwort; «glücklicherweise nicht. Aber gestern Abend war um Genf und im Montblancgebiet die Sicht sehr schlecht,

und die beiden Bomber sind an einem Berg zerschellt. Wir haben vierzehn Leichen geborgen.»

Die Schweizer zeigten sich sehr entgegenkommend. Sie stellten beim Begräbnis der Abgestürzten die Ehrenwache, eine Ehrenkompanie und eine Militärmusik. Weiterhin schlugen sie vor, Angehörige der Royal Air Force - Flüchtlinge oder Internierte - sollten die Särge tragen. Die Beerdigung der englischen Flieger fand auf dem englischen Friedhof in Vevey statt. Viele Schweizer kamen zur Trauerfeier, und ich habe in meinem ganzen Leben nie so viele Kränze gesehen. Zum Teil waren Kärtchen daran geheftet, auf denen zu lesen stand: «Den tapferen englischen Fliegern, die für ihr Vaterland und die Freiheit der Welt gefallen sind. Von freiheitshebenden Schweizern.»

Auch deutsche Agenten kamen zur Beerdigung. Als ich im Trauerzug mitschritt, der sich durch die Menge einen Weg bahnte, entdeckte ich zwei Deutsche mit Photoapparaten. Ich kannte sie gut vom Sehen, da sie in der Nähe unserer Gesandtschaft oft auf Posten standen, um zu beobachten, wer bei uns ein- und ausging. Ich wusste genau, warum sie anwesend waren: Sie sollten Grossaufnahmen von den englischen Flüchtlingen machen, die die Särge trugen. Diese Photos würden in Frankreich zur Anfertigung von Steckbriefen dienen, für den Fall, dass wir in nächster Zeit wieder einige unserer Flüchtlinge auf den Weg nach Spanien schicken sollten. An Hand der Photos konnten sie jederzeit leicht erkannt und gefasst werden. Ich warnte unsere Leute und riet ihnen, den Kopf gesenkt zu halten. Das Resultat waren Berichte von der tiefen Trauer der Sargträger um ihre toten Kameraden.

Später erfuhr ich, dass Sergej die Autos der deutschen Agenten entdeckt und einige Liter Wasser in ihre Benzintanks geschüttet hatte, damit ihnen dieser Tag noch möglichst lange in Erinnerung bleibe.

Im Jahr 1943 schwoll der Zustrom von Royal-Air-Force-Fliegern, die aus Italien, Frankreich und Deutschland entkommen waren, stärker an. Um die Mehrarbeit bewältigen zu können, musste ich jemanden anstellen. Mit Zustimmung der Schweizer Behörden ernannte ich Staffelformandant George Lamus zu meinem Assisten-

ten. Lamus war über Frankreich abgeschossen worden und in die Schweiz entkommen. Bei Kreuzverhören bekam er sofort immer das Wichtigste heraus; er wurde einer meiner wertvollsten Mitarbeiter.

Eines Morgens rief er mich an und meldete, dass ihm ein merkwürdiger Fisch, eben aus Deutschland eingetroffen, ins Netz gegangen sei. Ich sagte ihm, er möge ihn in meine Wohnung bringen. Er hiess Jock, und er frühstückte mit Wynne und mir zusammen.

Seine Augen hatten einen leeren, unbeteiligten Ausdruck, sonst aber hatte er nichts Auffallendes an sich. Noch während des Frühstücks wurde ich weggerufen, weil ich mit Clifford Norton eine wichtige Sache zu besprechen hatte. Als ich später zurückkam, nahm mich Wynne beiseite und flüsterte mir zu, Jock sei tatsächlich ein seltsamer Mensch. Während ich fort war, hatte er sie die ganze Zeit angestarrt, und als sie sich puderte, hatte er ganz aufgeregt gesagt: «Könnten Sie das bitte noch einmal tun?» Wynne hatte ihn gefragt, wozu sie sich nochmals pudern solle, und er hatte ihr geantwortet: «Ich muss diese weibliche Geste nochmals sehen, damit ich wieder zu mir komme. Ich habe so lange nur unter Männern gelebt.»

Wynne hatte mit ihm Mitleid gehabt. «Alles, was er braucht», sagte sie mir, «ist eine Umgebung, die ihn aufmuntert und wo er sich wohlfühlt.» Er blieb noch zum Essen und fand grossen Gefallen an Blackie, Wynnes Foxterrier. Wynne versprach ihm einen Hund, und er nahm dieses Geschenk erfreut an. Dann telefonierte Wynne Herrn Van den Hoop, mit Spitznamen «Doggie», einem der grössten Hundeliebhaber in der Schweiz. Er hatte mehrere sehr wertvolle Hunde und war oft Mitglied der Jury bei internationalen Hundeausstellungen. Er versprach, Jock sofort einen Foxterrier zu bringen, und kam deswegen eigens von Genf nach Bern. Der Hund hiess «Hurricane». Jock war begeistert und ging frohen Mutes in sein Hotel, aber der ausdruckslose Blick in seinen Augen blieb.

Eine Woche später wurde ich von seinen Kameraden benachrichtigt, dass sie, durch das Bellen des Hundes alarmiert, in Jocks Hotelzimmer eingedrungen seien, wo sie am Halsband des Hundes einen Zettel gefunden hatten, auf dem zu lesen war: «Bitte zu Herrn Van den Hoop zurückbringen», und ein kurzer Nachsatz: «Ich fliehe.»

Er hatte das Hotel durch das Fenster seines Schlafzimmers verlassen. - Einige Zeit später erhielt ich durch das Rote Kreuz, dem ich die Sache natürlich gemeldet hatte, Nachricht über ihn. Dabei erfuhr ich, dass er seinerzeit von einem Zug abgesprungen war, den das Rote Kreuz eingesetzt hatte, um Gefangene von Deutschland nach England zu bringen. Anstatt auf sicherem Wege bequem in seine Heimat zurückzukehren, hatte er mühselig hundertsechzig Kilometer zu Fuss durch Deutschland bis in die Schweiz zurückgelegt, wo er dem Wunsch, weiterzuflichen, nicht widerstehen konnte und aus seinem Hotelzimmer «floh», das er zu jeder Zeit ungehindert verlassen durfte.

Pat Reid sagte mir, viele Flüchtlinge seien von diesem Wahn besessen. «Wenn jemand ein- oder zweimal geflohen ist», klärte er mich auf, «und danach in einer Einzelzelle gesessen hat, dann ist er diesem Wahn verfallen und hat sich nicht mehr in der Gewalt.» Ich sah Jock nie wieder, aber später hörte ich, dass man ihn in England psychiatrisch behandelt hatte. So ist er schliesslich doch noch irgendwie nach England gekommen!

Die Flüchtlinge, die in der Schweiz ankamen, wollten alle bis auf einen wieder zurück nach England. Von Anfang an war die Frage aufgeworfen worden, ob man sie nicht auf eigenes Risiko ihren Weg durch Frankreich nach Spanien machen lassen sollte. Natürlich konnten auch wir ihnen weiterhelfen, aber dazu mussten wir die französische Widerstandsbewegung einschalten. Victor Farrell, unser Konsul in Genf, organisierte die Fluchtwege und leistete dabei hervorragende Arbeit. Da die Routen auch von Mitgliedern des Spionagedienstes benutzt wurden, war es selbstverständlich, dass bestimmte Bedingungen gestellt wurden; die wichtigste war, «Verkehrssünder», die ihre eigenen Wege gehen wollten, nicht zu dulden. Es konnte für manchen Flüchtling, der sich selbständig durchschlagen wollte, recht gefährlich werden, wenn er, ohne es zu wissen, dem Spionagedienst in die Quere kam. In Deutschland war das ganz anders, jeder musste für sich handeln, und selten liefen sich Flüchtlinge und Agenten über den Weg. Die von der französischen Untergrundbewegung festgelegten Routen, die von der Schweiz nach Spanien führten, waren jedoch ein gut organisierter Mechanismus,

bei dem jedes Teilchen genau in das Ganze passte. Die Widerstandsbewegung, die ihre Fäden zwischen der Schweiz, Frankreich und Spanien gesponnen hatte, musste mit allen Mitteln verhindern, dass jemand auf eigene Faust handelte. Dafür, dass unsere Flüchtlinge praktisch sicheres Geleit bis Barcelona erhielten, mussten wir die Zusage abgeben, dass wir unsere Landsleute unter strenger Kontrolle hielten und sie nur durch die Organisation Victor Farrells nach und nach auf den Weg schickten. In der Praxis bewirkte dieses Versprechen eine wesentliche Verzögerung des Auszuges unserer Schützlinge aus der Schweiz. Oft war es fast unmöglich, die Unternehmungslustigeren unter ihnen zurückzuhalten, denn in den Verstecken – kleinen Dörfern im Umkreis von hundert Kilometern um Bern –, wo sie ihre Abreise abwarten mussten, konnte natürlich keine so starre Aufsicht und Disziplin durchgeführt werden wie in einem Lager. Hätten wir sie in Bern untergebracht, hätten sie vom Feind ebenso genau beobachtet werden können wie von uns, und ihr «Verschwinden» wäre noch mehr aufgefallen.

Mein Kollege Henry Cartwright machte kurzen Prozess und erklärte den Flüchtlingen der Armee und der Marine, dass sie vor ein Kriegsgericht kämen, wenn sie die Anweisungen, die man ihnen gab, nicht strikte befolgten. Als 1943 ein Marineoffizier sich auf eigene Faust nach England durchschlug, ohne seine Zeit abzuwarten, versuchte Cartwright alles, um den Mann vor ein Kriegsgericht zu bringen. Die Admiralität jedoch vereitelte seinen Plan.

Ich hatte durchaus nicht die Absicht, mit meinen Burschen von der Royal Air Force genau so streng zu verfahren. Trotzdem gab ich ihnen strikte Anweisungen, mahnte sie zur Geduld und sagte ihnen, sollten sie auf eigenes Risiko losziehen, könnten sie auf keinen Fall mit irgendwelcher Hilfe rechnen, wenn sie in die Netze der Gestapo gerieten. 1943, nachdem Italien kapituliert hatte, kamen die Flüchtlinge zu Hunderten über die Alpen, und die Situation änderte sich schlagartig.

Eines Morgens legte mir Reason ein Bündel Rechnungen auf den Tisch, die vom Luftfahrtministerium bezahlt werden sollten. Ein schwarzer Filzhut, eine schwarze Krawatte, ein Regenschirm, Schweinslederhandschuhe und ein teurer Kranz waren zu bezahlen.

Damit hatte sich ein Südafrikaner, einer unserer Piloten und ein besonders liebenswerter Mensch, für eine Beerdigung ausstaffiert. Ich wusste natürlich sofort, dass er sich selbständig gemacht hatte. Was er jedoch mit dem Kranz vorgehabt hatte, war mir ein Rätsel, und die Rechnungen blieben in meiner Schublade liegen, bis mich eines Tages ein französischer Widerstandskämpfer besuchte. Er war heimlich auf Besuch in der Schweiz und gab mir des Rätsels Lösung. Durch Zufall fiel der Name des Südafrikaners, und ich erwähnte den Kranz. Da erzählte mir der Franzose die ganze Geschichte: Eine Genfer Zeitung hatte von einer Tragödie berichtet, die sich in einem französischen Dorf gleich hinter der Grenze abgespielt hatte. Einige Einwohner des französischen Dorfes hatten der Widerstandsbewegung Hilfe geleistet, und aus Rache waren die Franzosen in die Dorfkirche eingeschlossen worden, die von der Gestapo dann in Brand gesteckt wurde. Die Deutschen behaupteten, es sei ein Unfall gewesen, und erlaubten den Genfern, der Beerdigung beizuwohnen. Die Genfer waren über diesen Vorfall so empört, dass sie in Scharen über die Grenze zogen. Unter ihnen war auch unser Pilot gewesen, der im Beisein der Gestapo und der «Abwehr» seinen Kranz niederlegte, sich dann unter die Menge mischte und verschwand.

Im Laufe des Krieges verletzten die Alliierten den schweizerischen Luftraum immer häufiger. Nachdem ich mehr als ein halbes dutzendmal ins Bundeshaus gegangen war, um mich offiziell für dieses Vergehen unserer Piloten zu entschuldigen, gab ich es schliesslich auf. Ich hatte die ganze Skala von Ausreden, angefangen mit «der Pilot wurde von der Sonne geblendet» bis zu «Verzerrungen auf dem Radarbild wegen der hohen Bergketten», angebracht. Die Schweizer zeichneten jeden Einflug sorgfältig auf ihren Karten ein und bewiesen mir jeweils, dass meine Argumente nicht stimmen konnten, aber sie drückten nicht nur ein, sondern beide Augen zu. Als die Royal Air Force in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1943 in einem Grossangriff die ehemaligen Zeppelinwerke in Friedrichshafen bombardierten, war ich in der Lage, einige Schweizer Offiziere an die Grenze mitzunehmen, von wo aus wir den Angriff verfolgten. Natürlich konnte

ich nur kurze Zeit vorher etwas von dem Angriff verlauten lassen, man schätzte aber die Geste und gab der ganzen Sache offiziell den Anstrich einer «Übung», an der Mitglieder des Nachrichtendienstes teilzunehmen hatten, um «Erfahrung» im Berichterstellen zu erhalten. Deutsche Jagdflugzeuge, die darauf warteten, unsere Maschinen beim Rückflug abzufangen, wurden bei dieser Gelegenheit völlig irregeleitet, denn unsere Bomber drehten nach Süden ab, um in Afrika zu landen.

Es gibt viele Möglichkeiten, Informationen für den Nachrichtendienst zu sammeln. Ein Attaché aber, der durch das Diplomatenstatut geschützt ist, muss sich genau überlegen, welche Methoden er anwendet. An der Art und Weise, wie zum Beispiel Phillip Dear, ein älterer, sehr bekannter Zahnarzt, zu Informationen kam, welche das, was ich über deutsche Angelegenheiten wusste, nur bestätigten, konnte man nichts aussetzen. Ich hielt ihn für einen Amerikaner, er war mit einer Amerikanerin verheiratet; in Wirklichkeit war er Australier, kam aus Wollangong, war ein glühender Patriot und hatte sich mit Leib und Seele England und dem Commonwealth verschrieben. Sein Patientenkreis reichte vom Hochadel über schweizerische und ausländische Geschäftsleute, die sich auf der Durchreise befanden, bis zu Ehefrauen von Naziindustriellen. Viele seiner Patienten sahen in ihm eine Art Beichtvater und luden bei ihm ihre Ängste und Nöte und eine Menge Klatsch ab. Dabei kam auch allerhand über die deutschen Verhältnisse zutage. So besuchte ich Phillip Dear gelegentlich, und da er seine Patienten ja nie ausfragte – sie redeten ganz von selber –, machte er sich auch keine Gewissensbisse daraus, mir die letzten Neuigkeiten, die ihm zu Ohren gekommen waren, weiterzuerzählen.

Als ich ihn einmal aufsuchte, kam er sofort aus seinem Konsultationszimmer, und wir unterhielten uns so eingehend über die letzte Bombardierung Münchens, dass er darüber seinen Patienten völlig vergass. Nach etwa einer halben Stunde kam seine Sprechstundenhilfe herein und rief bestürzt: «Doktor, Doktor, die Gräfin hat immer noch die grosse Klammer im Mund. Sie kann nicht sprechen und nicht schlucken. Ich glaube, sie ist am Ersticken!» Ich verschwand schleunigst.

AUFRUHR IN ITALIEN

Am ii. Juni 1943 ergab sich die italienische Garnison auf der Insel Pantelleria, und gleichzeitig landeten die Alliierten in Sizilien. Mussolinis faschistisches Regime trieb unaufhaltsam dem endgültigen Zusammenbruch entgegen. Am 25. Juli trat Mussolini zurück, und als er nach seiner Rücktrittserklärung den Palast verliess, bat man ihn, ein wartendes Krankenauto zu besteigen. Von diesem Augenblick bis zu seiner abenteuerlichen Befreiung war er ein Gefangener. Der König von Italien bildete sofort wieder eine verfassungsmässige Regierung. Mussolinis Diktatur war zu Ende.

Von verschiedenen Agenten erhielt ich schon sehr früh Berichte über die Ereignisse in Italien. Dadurch war ich in der Lage, eine Konferenz sämtlicher alliierter Attachés einzuberufen, um mit ihnen die neue Situation in Italien zu besprechen und eine gemeinsame Haltung gegenüber den Schweizer Behörden festzulegen. Es war klar, dass die Italiener den Krieg aufgeben, und ebenso sicher, dass die Deutschen in Italien weiterkämpfen würden. Konflikte zwischen der italienischen Bevölkerung und der deutschen Besatzungsmacht waren unvermeidlich. Voraussichtlich würden die Italiener die Kriegsgefangenen aller alliierter Nationen freilassen, und diese würden scharenweise in die Schweiz zu gelangen versuchen. Viele Italiener würden in Widerstandsbewegungen untertauchen, andere, die sich der Waffenkameradschaft mit den Deutschen entziehen wollten, würden fliehen. Für uns konnten Informationen von diesen Flüchtlingen von grösster Wichtigkeit sein. Unter ihnen würden sich viele Royalisten befinden, die bereit gewesen waren, für das faschistische Regime und den deutschen Nationalsozialismus zu kämpfen, solange

der König sich dazu bekannte, die jetzt aber, da die Monarchie sich offen davon distanziert hatte, sich ihrer Verpflichtungen enthoben fühlten. Möglich war auch, dass die italienische Gesandtschaft in Bern weiterhin zu Mussolini stehen würde. Für diesen Fall mussten wir uns darauf gefasst machen, dass uns die Betreuung der italienischen Flüchtlinge zufiel, als ob sie unsere Alliierten wären.

Wir betrachteten diese Probleme von allen Seiten und schlossen alle Möglichkeiten ein. Gemeinsam unterbreiteten wir sie den Schweizern und machten sie auf die zu erwartenden Ereignisse aufmerksam. Sie trafen, um den Flüchtlingsstrom aufnehmen zu können, umgehend Vorbereitungen, die sich später als sehr nützlich erwiesen. Für die geflohenen Truppen schlugen wir den Schweizern vor, sie möchten für die drei Waffengattungen getrennte Auffanglager einrichten, in denen jede Nation ihre eigenen Baracken hätte, und nach diesem Plan wurden die Lager auch organisiert.

Bald darauf setzte der Flüchtlingsstrom ein. Bis zum Herbst kamen nicht nur Militärs, sondern auch Männer und Frauen aus der Zivilbevölkerung auf allen möglichen Wegen über die Alpen in die Schweiz. Einige kamen in Lumpen an und hatten gefährliche Klettertouren hinter sich, andere waren gut angezogen und unbehelligt über die Grenze gekommen. Manche hatten, mit einer Fahrkarte in der Tasche bequem im Eisenbahnabteil sitzend, die Grenze hinter sich gebracht, andere hatten auf den Puffern der Waggons gesessen und sich mit Mühe und Not im Gleichgewicht gehalten. Als im Spätherbst Schnee fiel, ebte die Flut ab, und es kamen nur noch wenige, aber den ganzen Winter hindurch überschritten alliierte Truppen die Alpen. Eine der schwierigsten war wohl die Flucht des Obersten A. H. Wheeler von der Royal Artillery. Dieser eher schwächling aussehende Mann hatte im Dezember, nur mit einem dünnen italienischen Anzug und leichten Schuhen bekleidet, im Monte-Rosa-Massiv die Alpen überquert. Nur Schweizer Grenzwächter in voller Winterausrüstung wagten sich in diesen Höhen aufzuhalten, wo oft heftige Schneestürme herrschten; sie aber kannten das von ihnen bewachte Gelände sehr genau. In jenem Winter suchten eines Tages Grenzposten, die in einer Hütte, im Schutz eines Felsvorsprungs, der

von meterhohem Schnee umgeben war, untergebracht waren, mit ihren Feldstechern nach einem Schneesturm routinemässig die Umgebung ab. Plötzlich erspähten sie eine einsame schwarze Gestalt, die auf der Schweizer Seite des Grates unterhalb der Hütte abstieg und geradewegs auf einige gefährliche Gletscherspalten zuing. Im Schneesturm musste der Unbekannte ungesehen am Grenzposten vorbeigekommen sein. Es war Oberst Wheeler, den die Schweizer völlig erschöpft bargen, als er schon fast bewusstlos immer noch vorwärtsstolperte und bei jedem Schritt bis zu den Knien einsank.

Ein im September angekommener Mann erzählte mir, dass er in einem schweizerischen Sammellager unter den italienischen Offizieren einen hohen Fliegeroffizier entdeckt habe. Das war Wasser auf meine Mühle. Bald fand ich heraus, dass es sich um General Vittorio Marchesi handelte, dem ich vor dem Krieg in Rom begegnet war. Seither war er mit Rommel und Kesselring in Afrika gewesen. Da Italien offiziell gegen uns kämpfte, wurden die italienischen Flüchtlinge von den Schweizern betreut, die uns natürlich den Kontakt mit den Flüchtlingen nicht gestatten konnten. Irgendwie wollte und musste ich mit Marchesi in Verbindung treten. Er konnte den Alliierten sehr viel helfen, wenn er dazu bereit war. Eine geheime Begegnung liess sich kaum arrangieren, da ich in dieser Zeit ständig beobachtet wurde. Zwei deutsche Schnüffler strichen seit Tagen um mein Büro herum. Ich wandte mich an Oberst Freimüller, der dem schweizerischen Nachrichtendienst angehörte und im Zivilberuf Polizeidirektor von Bern war, und bat ihn, diese beiden Spürhunde kontrollieren zu lassen. Ich brauchte auf die Antwort nicht lange zu warten. Es waren wirklich zwei deutsche Agenten. Sie waren beauftragt, alle Italiener, die in unsere Gesandtschaft kamen, zu identifizieren und über sie zu berichten. Sie sollten besonders auf Angehörige der italienischen Gesandtschaft achten, die möglicherweise zu uns überlaufen wollten. Den italienischen Militärattaché, General Bianchi, hatten sie speziell im Auge. Daraufhin liess Freimüller zwei seiner eigenen Leute auf der anderen Seite der Strasse auf Posten ziehen und Tag und Nacht Wache halten. Bald darauf verschwanden die Deutschen. Jetzt konnte

ich unserem Gesandten meinen Plan vorlegen, und ich bekam die Erlaubnis, ihn auszuführen.

Wynne war mein Lockvogel. Die Itahener waren in Neuenburg in einem Hotel untergebracht. Eines Morgens fuhren Wynne, Sergej, einer meiner Schweizer Freunde und ich nach Neuenburg. Wir frühstückten in einem Café, das ganz in der Nähe des Hotels lag. Ich schickte Wynne zum Hotel hinüber und gab ihr Anweisung, so unauffällig wie möglich den Hotelgarten zu betreten und einen der Offiziere zu bitten, ihr General Marchesi zu zeigen. Es klappte! Man zeigte ihr einen gutaussehenden, sauber rasierten Offizier, der ungefähr achtundvierzig Jahre alt sein mochte und der sich in seiner Haltung von den anderen unterschied. Sie ging geradewegs auf ihn zu und sprach ihn in ihrem eigenwilligen, grammatikalisch völlig falschen Italienisch an. Er war darüber ziemlich erstaunt, beinahe entsetzt, wahrte aber die Form. Dann zog sie ihn auf die Seite.

«Ich bin mit einigen Freunden, die unbedingt mit Ihnen sprechen wollen, in dem Café an der Ecke», sagte sie zu ihm. «Würden Sie zu einem Drink hinüberkommen?» Zuerst zögerte er, dann lächelte er und folgte ihr - wahrscheinlich aus lauter Neugierde - in das Café, wo er an unseren abseits gelegenen Tisch trat. Ich stellte mich vor, und nachdem er einen Moment nachgedacht hatte, erinnerte er sich meiner. «Ihr Name ist mir bekannt», sagte er; «Sie waren doch der britische Attaché in Rom.»

«Sehr richtig.»

«Und Sie sprechen Italienisch wie ein Itahener.»

«Auch das stimmt.»

Wir setzten uns an einen anderen Tisch, wo wir allein und ungestört waren. «Wir sind beide Berufsoffiziere», sagte ich, «und versuchen für unser Land alles zu tun, was wir können. Mir scheint, jetzt verfolgen wir ähnliche Ziele. Bitte nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie ganz offen frage: Wünschen Sie, dass die Deutschen in Italien bleiben, oder wollen Sie, dass sie Ihr Land so schnell wie möglich verlassen?»

«Schon allein die Tatsache, dass ich liier in der Schweiz bin, gibt Ihnen die Antwort darauf.»

«Herr General», fuhr ich fort, «die Deutschen haben nicht die geringste Absicht, Italien zu verlassen. Man wird sie hinaustreiben müssen. Im Norden Italiens gibt es genug Partisanen, die bereit sind, uns bei der Befreiung des Landes zu helfen. Sind Sie mit der Tätigkeit dieser Männer einverstanden?»

«Zweifellos!»

«Glauben Sie nicht, dass man ihnen bei ihren Bemühungen helfen sollte?»

«Bestimmt!»

Ich hatte bereits einen Plan, den ich General Marchesi vorlegen wollte. Doch vorerst begleitete Wynne ihn wieder ins Hotel zurück und fragte, ob sie für ihn oder seine Kameraden irgendetwas tun könne. Er erzählte Wynne, seine beiden Töchter seien ebenfalls in die Schweiz geflohen und er wäre ihr sehr dankbar, wenn sie sie ausfindig machen könnte. «Darf ich Sie noch um etwas bitten?» fragte er. «Ich hoffe, dass Sie mir diese Bitte verzeihen, aber einer meiner Kameraden, ein Kavallerieoffizier, ist in Lumpen hier angekommen. Er wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihm einen Anzug verschaffen könnten. Er hat buchstäblich nichts anzuziehen.»

Wynne fragte nach den Massen, und der General rief etwas zu einem Fenster hinauf, wo sich alsbald ein Kopf zeigte. Die beiden Männer diskutierten eine Weile hin und her. Dann verschwand der Mann vom Fenster und erschien kurz darauf auf der Veranda. Er trug einen Morgenrock, seine «Boxerausrüstung», wie er mit Galgenhumor bemerkte. Leider müsse dieses elegante Kleidungsstück noch von vier anderen Kameraden, die mit ihm zusammen im Zimmer schliefen, benützt werden. Ob die junge Dame seine Grösse und Masse nicht ungefähr abschätzen könne, nachdem er ihr den Hausanzug vorgeführt habe? «Ich glaube schon», erwiderte Wynne. Nach Bern zurückgekehrt, versuchte Wynne einen Anzug für den Kavallerieoffizier aufzutreiben. Mir kam das immer sehr verdächtig vor, mit der Zeit aber hatte ich mich daran gewöhnt, Flüchtlinge vor mir in meinen eigenen Anzügen auftreten zu sehen, die Wynne ihnen «geborgt» hatte. Diesesmal nun half ihr «Peter» Norton weiter. Einen ihrer Kellerräume hatte die Gemahlin des Gesandten in eine Garderobe

verwandelt, in der sie alle möglichen Kleidungsstücke sammelte, die sie von in der Schweiz lebenden Engländern oder von mitleidigen Schweizern erhalten hatte. Sie sagte, sie habe genau das, was der Italiener brauche, eine hervorragende und sehr elegante Massarbeit, und entschwand in den Keller. Sie kam mit einem kompletten Reitdress – einer dunkelbraunen Reitjacke mit langem Schoss und cremefarbenen Reithosen aus ganz feinem Wollstoff – aus ihrem Kleiderlager zurück. Wynne fragte sie, wo auf der Welt sie den Anzug aufgetrieben habe.

«Ist er von Clifford ‚geliehen‘?»

«Nein», sagte «Peter», «er gehörte Nevile Henderson, unserem ehemaligen Botschafter in Berlin.»

Wynne schickte Sergej mit dem Anzug zum Kavallerieoffizier. In der Zwischenzeit bemühte ich mich, die Schweizer Behörden zu überreden, sie sollten Marchesi nach Bem kommen lassen, damit er sich der geflohenen italienischen Flieger annehme. Als Verbindungsmann zu den Alliierten könnte er auch die Interessen derjenigen Flüchtlinge wahrnehmen, die mit der Gesandtschaft in Bem nichts zu tun haben wollten. Die Schweizer willigten grundsätzlich ein. Aber wo sollte er wohnen? – das war die wichtigste Frage. Ich stellte ihm einen Raum neben meinem Büro zur Verfügung, und der General wurde prompt dort einquartiert. Er kam mit seinem Freund, dem Kavalleristen, zu uns zum Essen, und der Kavallerieoffizier, der in seinem Reitdress blendend aussah, bemerkte, er werde nicht umhin können, die Schweizer Behörden zu bitten, sie möchten ihm doch ein Reitpferd zur Verfügung stellen, um seinen Aufzug entsprechend zu vervollständigen. Wynne fand auch Marchesis Töchter. Sie statete ihnen einen Besuch ab und brachte ihnen Lippenstifte und Gesichtscremes als Geschenk mit – sah sich aber plötzlich zwei jungen Männern gegenüber. Sie hatte «figli» und «figlie» durcheinandergebracht!

In den zwei nächsten Jahren arbeiteten Marchesi und ich Hand in Hand. Seine grosse Erfahrung und seine bis ins kleinste Detail gehenden Kenntnisse der Verhältnisse und der Arbeitsmethode bei der deutschen Luftwaffe und der Männer an ihrer Spitze bildeten einen wich-

tigen Beitrag zu dem von den alliierten Geheimdiensten gesammelten Nachrichtenmaterial. Er kannte Rommel und Kesselring sehr gut. «Kesselring ist ein Gentleman, er ist immer höflich; Rommel dagegen ist schroff und verlangt stets, dass man auch das Unmögliche möglich macht. Ich bewunderte seine Energie und seine Fähigkeiten, mochte ihn aber trotzdem nicht.» So äusserte sich der General.

Norton, unser Gesandter, konnte mit ihm zu dieser Zeit - 1943 - noch keine offizielle Zusammenkunft vereinbaren, aber er nahm eine private Einladung zum Essen bei mir zu Hause an, und Marchesi lud ich anschliessend zum Bridgespielen ein. So kam es doch zu einem Treffen zwischen Norton und ihm. Als ich einen Moment lang aufstand und mich vom hellerleuchteten Bridgetisch entfernte, während mein Partner mit meiner «abgelegten Hand» spielte, konnte ich nicht umhin, über die eigenartige Wendung des Schicksals nachzudenken, die uns vier Spieler zusammengewürfelt hatte. Mitten im Weltkrieg sass auf einer neutralen, von Kriegführenden umgebenen «Insel» beim Schein der Lampe um einen Bridgetisch vereint ein italienischer General, der vor wenigen Monaten noch bei einer ebenso dämmrigen Beleuchtung mit Rommel und Kesselring zusammen über Landkarten gebrütet hatte, ein englischer Gesandter, mit dessen Hilfe Deutschland endgültig besiegt werden sollte, ein Offizier der Royal Air Force (ich selber) und ein Kosake, der aus seinem Land vertrieben worden war.

Im August 1943 fand eine der wenigen Diplomatenhochzeiten der Kriegsjahre statt. Pat Reid, einige Zeit zweiter Militärattaché, und Janey Cabot aus Boston, die in England erzogen und mit ihrer Mutter durch die Kriegswirren nach der Insel Schweiz verschlagen worden war, bildeten das Brautpaar. Die Braut war ein sehr attraktives, stets fröhliches Mädchen. Der Empfang für die Hochzeitsgäste begann um vier Uhr. Danach fand nach Schweizer Sitte ein grosses Essen im Hotel «Neuhaus» am Thunersee, etwa sechzig Kilometer von Bern, statt. Fast alle Angehörigen des diplomatischen Korps der Alliierten waren eingeladen, und einen Abend lang vergassen sie die Kriegssorgen. Das Fest begann eigentlich schon auf dem für diesen Anlass gemieteten Dampfer, der die Hochzeitsgäste von der Kirche

ans andere Ende des Sees zum Hotel brachte. Für den echt englischen Hochzeitskuchen waren wahrscheinlich die Zuckerrationen mehrerer Monate zusammengespart worden. Bei seiner Ansprache, die er zuerst auf englisch hielt, verfiel der holländische Gesandte plötzlich, ohne es zu merken, in seine Muttersprache und redete zehn Minuten lang weiter, ohne dass es jemanden störte. Es waren mehr Gäste da als Hotelzimmer, und so übernachteten einige im nahegelegenen Interlaken, andere blieben in Neuhaus und teilten sich mit Freunden in die Zimmer. Ich richtete es ein, dass Sergej mit einem türkischen Diplomaten, von dem ich wusste, dass er kürzlich erst in Deutschland gewesen war, in einem Zimmer schlief. Ich sagte Sergej, er solle von dem Türken möglichst viele Einzelheiten zu erfahren versuchen und auch, welchen Eindruck er von der deutschen Moral habe. Sergej versprach mir, nichts unversucht zu lassen; aber wie sollte er bei dem Rummel mit dem Mann zu einem Gespräch unter vier Augen kommen?

«Welcher Platz ist dazu besser geeignet als das Bett?» fragte ich ihn. Nach einer halben Stunde kam Sergej wieder.

«Ich tue alles, was Sie mir befehlen, aber bitte muten Sie einem Kosaken, der Christ ist, nicht zu, mit einem Türken zu schlafen, der Mohammedaner ist.»

Hierauf beschlossen die beiden, auf das Zimmer zu verzichten, und setzten sich unten an die Bar. Dort tranken sie in grösster Eintracht bis zum nächsten Morgen.

Die Zahl der britischen Offiziere und Flüchtlinge, die aus Italien in die Schweiz gekommen waren, stieg schliesslich auf fünftausend an. Viele von ihnen lebten über ein Jahr in der Schweiz, ehe sie mit der Massenrepatriierung im September 1944 nach England zurückkehrten. Eine Flüchtlingszeitung wurde herausgegeben, die grossen Erfolg erzielte und das einzige Bindeglied zwischen den fünftausend über die ganze Schweiz verstreuten Mannschaften und Offizieren war. Auf den Gedanken waren zwei Südafrikaner, ein Schullehrer aus Johannesburg, A. Lisus, Angehöriger eines britischen Lanceregimentes, und Korporal C. R. Nurse, ein Geschäftsmann, gekommen, und

unter ihrer Leitung erschien die Zeitung im November 1941 zum erstenmal. Vorerst bestand sie nur aus einem einzigen Blatt mit Nachrichten. Nach und nach wurde eine illustrierte Zeitschrift daraus. Dann kam Oberstleutnant Desmond Young aus Italien, der in Indien «The Pioneer» herausgegeben hatte; er schlug vor, eine Tageszeitung herauszugeben, und wenig später erschien die «Marking Time».

DIE STRASSE NACH SPANIEN

Im September 1943 spielte sich eine Tragödie ab, die mir sehr nahe ging. Sie begann damit, dass am 30. März 1943 zwei Neuseeländer aus Italien flüchteten, James Hargest und Reginald Miles. Beide waren Brigadegeneräle und somit die höchsten Offiziere, denen im zweiten Weltkrieg die Flucht aus dem Feindesland gelungen war. Man hatte sie in Nordafrika gefangengenommen und sie mit anderen hohen Offizieren auf Schloss Vincigliata bei Florenz eingesperrt. Unter den Gefangenen waren auch die Generäle «Dick» O'Connor, Carton de Wiart und Neame. Während sieben Monaten hatten sie einen Tunnel gegraben, und sechs Offiziere – die beiden Neuseeländer, O'Connor, de Wiart, John Combe und Boyd – waren entkommen. O'Connor und de Wiart, deren Alter zusammengezählt hundertzehn Jahre ergab, wurden wieder gefasst, nachdem sie in sieben Tagen rund hundertachtzig Kilometer durch die Apenninen zurückgelegt hatten. Combe wurde bei Mailand erwischt und gab während der drei Tage dauernden Kreuzverhöre seine Identität nicht preis, bis er als Spion zum Tode verurteilt wurde. Boyd kam bis Como. Miles und Hargest setzten ihren Weg fort, fuhren mit falschen Papieren auf der Bahn weiter, überschritten das schwierige Berggebiet nördlich von Como, umgingen Chiasso, schnitten sich einen Durchgang durch den dreieinhalb Meter hohen, mit Alarmglocken versehenen Stacheldrahtzaun an der Grenze und krochen in die Schweiz hinüber. Ihre Ankunft erregte viel Aufsehen, und es war schwer, den Feinden zu verheimlichen, dass sie in der Schweiz weilten.

Hargest, der Sohn eines neuseeländischen Bauern, war zäh und kräftig. Vor dem Krieg war er Abgeordneter im neuseeländischen

Parlament gewesen. Er hatte strahlend blaue Augen, eine etwas rötliche Gesichtsfarbe und konnte oft ein ironisches Grinsen nicht unterdrücken. Im ersten Weltkrieg war er in Ägypten, Gallipoli und Frankreich gewesen, und im zweiten hatte er die fünfte neuseeländische Infanteriebrigade, zu der auch ein Maoribataillon gehörte, kommandiert. Er stand mit beiden Beinen fest auf der Erde, war sehr ruhig und beherrscht. Reginald Miles war Artilleriechef der neuseeländischen Division gewesen. Er war ein Hebenswerter Mensch, ein bisschen linkisch, empfindsam und manchmal scheu. Im September 1943 sollten sie nacheinander den Weg nach Spanien antreten. Ich hatte mich mit den beiden befreundet, und sie hatten jede Gelegenheit wahrgenommen, um mich daheim zu besuchen. Miles sollte zuerst abreisen. Am Morgen vor seiner Wegfahrt kam er in mein Büro. Reg, wie ich ihn freundschaftlich nannte, hatte mir wiederholt gestanden, wie sehr ihn die Angst um die Männer und Frauen belaste, die ihr Leben aufs Spiel setzten, damit er sicher nach Spanien in die Freiheit gelangen könne. An jenem Morgen sprach er noch einmal von dieser Angst und Verantwortung – und übergab mir dann ein Päckchen persönlicher Papiere in einem versiegelten Briefumschlag. «Freddie», sagte er, «wenn ich je England erreiche, dann werde ich mich melden und dir schreiben, wohin du diese Papiere schicken sollst. Wenn es schiefgeht oder mir etwas zustösst, dann verbrenne bitte alles.»

Eine Woche später kam Henry Cartwright in mein Büro, und ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. «Freddie», sagte er, «ich habe eben auf Umwegen ein verschlüsseltes Telegramm vom amtierenden britischen Konsul in Barcelona erhalten. Es ist eine traurige Nachricht.» Zögernd fuhr er fort: «Miles ist in Spanien gut angekommen ...» Einen Moment dachte ich, er habe mir nur ganz beiläufig Miles' glückliche Ankunft mitgeteilt und sei über etwas anderes betrübt. «Was ist denn so traurig?» «Miles ist tot», sagte er. Laut Berichten, die wir später aus Madrid bekamen, hatte man Miles in einer Gefangenenzelle in einer kleinen Stadt an der französisch-spanischen Grenze tot aufgefunden. Wir konnten nie herausfinden, was wirklich geschah, und sein Tod bleibt ein Rätsel. Es wurde je-

doch vermutet, dass die Deutschen von seinem Verschwinden erfahren und ihn verfolgt hatten. Barcelona war das Zentrum der deutschen Agenten in Spanien. Ich verbrannte den versiegelten Umschlag mit seinen Papieren, wobei ich mir idlerdings überlegte, ob ich damit nicht des Rätsels Lösung zerstörte.

Hargest erfuhr den Tod von Miles, bevor er sich auf den Weg machte. Später schrieb er mir, wie er darauf reagiert hatte: «Ich hatte mich daran gewöhnt, dass einen der Tod plötzlich überraschen kann und dass man Freunde verliert... Aber nur selten hat mich etwas so stark berührt wie Regs Tod. Wir kannten uns seit dreissig Jahren... Ich lernte eine Furcht kennen, wie ich sie in meinem ganzen Leben vorher nie empfunden hatte. Ich hatte schrecklich Angst. Der Krieg war für mich etwas ganz anderes geworden, etwas, das einen verfolgt, sich plötzlich hinter einem erhebt, einen ahnungslos niederschlägt und einem keine Chance lässt zu entkommen.»

Hargest kam durch, aber auch ihn ereilte ein tragischer Tod, nachdem er so oft in Gefahr gewesen und ihr entronnen war. Fast ein Jahr später, am 12. August 1944, als er mit der fünfzigsten Northumbrian Division in der Normandie stand, kam er durch einen Granatsplitter ums Leben. Er liegt bei der kleinen Kirche in Roncamps begraben. Vor seinem Tode hatte er noch das einzigartige Buch «Farewell Campo 12», die Geschichte seiner Flucht aus Italien, geschrieben.

Zu jener Zeit hielten sich viele Frauen, die der Krieg von ihren Männern getrennt hatte, in der Schweiz auf. Es waren meistens die Frauen von reichen Ausländern – Franzosen, Belgiern, Deutschen und Italienern –, die von ihren Männern in die Schweiz geschickt worden waren, damit sie nicht bei den Bombenangriffen der Alliierten ums Leben kämen oder den Vergeltungsmassnahmen der Deutschen zum Opfer fielen, weil sie für die Untergrundbewegung der Alliierten gearbeitet hatten. Sehr oft konnten sie dem Luxus und dem Komfort, dem sie in der Schweiz begegneten, nicht widerstehen, und es besteht kein Zweifel, dass deswegen viele glückliche Ehen auseinandergingen. Es war manchmal eine wahre Ironie des Schicksals, wie sich auch da noch Freund und Feind gegenüberstanden. Ich werde nie vergessen, was ich erlebte, als ich Hargest einmal

im Krankenhaus in Bern besuchte. Eine alte Wunde an seiner Hüfte machte ihm von Zeit zu Zeit zu schaffen. Ich trat einen Moment auf den Balkon seines Zimmers, um den wunderbaren Ausblick zu genießen. Dieser Balkon führte an mehreren Zimmern vorbei, und ein Teil davon gehörte zur Privatstation. Ich war nicht schlecht erstaunt, als ich durch das Fenster des nächsten Zimmers die deutsche Freundin eines alliierten Diplomaten, dessen Frau nicht in der Schweiz war, im Bett sitzen und gerade ihr Neugeborenes stillen sah.

Aber es gab auch Ausnahmen. Eine davon war die zukünftige Königin von Italien und eine andere die Gräfin Yolanda Calvi de Bergolo, die Schwester des Prinzen von Piemont, dem zukünftigen König. Die Gräfin, selber eine Prinzessin, führte ein zurückgezogenes Leben in einer sehr einfach eingerichteten Wohnung in Genf. Man hatte sie in die Schweiz geschickt, weil ihr Vater, König Viktor Emanuel, fürchtete, die Deutschen könnten auch sie einsperren, nachdem sie bereits ihre beiden Schwestern ins Gefängnis gesteckt hatten. Ende Oktober 1943 erhielt ich von ihr folgende Nachricht:

«Ankomme Bern morgen früh 10.40. Möchte mit Ihnen sprechen. Schicken Sie bitte jemanden, der mich abholt. Ich werde einen braunen Pelz, einen braunen Hut und braune Schuhe tragen. Bitte sagen Sie niemandem, dass ich komme, und entschuldigen Sie mein schreckliches Englisch.» Ich ging auf den Bahnhof. Unter den Reisenden, die aus dem Abteil dritter Klasse stiegen, befand sich auch die Gräfin. Sie glich ihrem Bruder so sehr, dass ich sie auch in jeder anderen Kleidung sofort erkannt hätte. Sie war einfach gekleidet, genau so, wie sie es in ihrem Telegramm beschrieben hatte, und sah viel jünger aus als fünfunddreissig. Sie kam zum Essen zu uns, und dabei bat sie mich flehentlich, ich möchte doch versuchen herauszubekommen, was aus ihrem Mann und ihrer Schwester geworden sei, die beide verschwunden waren. Sie war eine fanatische Patriotin und machte sich sehr viele Sorgen um das Schicksal Italiens. Ich tat mein möglichstes und fand nach einigen schwierigen Nachforschungen heraus, dass ihre Schwester, die Prinzessin Mafalda di Savoia, in Buchenwald eingesperrt und krank war, dass sie aber doch eine gewisse Pflege erhalte. Der Gräfin sagte ich aber nichts davon, welche Behandlung

ihr meiner Meinung nach die Deutschen angeheißen liessen und welches Schicksal ihr fast sicher war. Sie starb im Alter von zweiundvierzig Jahren am 29. August 1944 als eine unbekannte Frau mit der Nummer 262. Ihre Mitgefangenen waren eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von Frauen aller Klassen und Nationen. Mafaldas beste Freundin war eine Prostituierte gewesen, der sie vor ihrem Tode einige Ringe gab, die sie bis dahin behalten hatte. Die Prinzessin bat diese Frau, sie ihren Kindern zukommen zu lassen. Ein Beweis der unverbrüchlichen Kameradschaft unter Menschen verschiedenster Herkunft angesichts eines furchtbaren gemeinsamen Feindes ist die Tatsache, dass diese Ringe wirklich in die Hände derer gelangten, denen sie zugehört waren. Über Prinzessin Mafaldas Gefangenschaft ist wenig bekannt. Wahrscheinlich zog sie sich das Missfallen der Deutschen in Italien zu, als sie deren Pläne nicht förderte. Ihr Mann, Prinz Philipp von Hessen, der Sohn einer Schwester des Kaisers, war bereits vorher in Deutschland inhaftiert worden. Mit einer gefälschten Botschaft, in der er scheinbar um ihren Besuch bat, lockte man die Prinzessin nach Deutschland und verhaftete sie.

Im Oktober 1943 bekam ich aus London die Nachricht, dass ich auf einen belgischen Offizier achten solle, der sich als «Herr Dreiunddreissig» ausgeben würde. Auch die genaue Beschreibung dieses Mannes liess man mir zukommen. Anscheinend hatte er britischen Piloten zur Flucht aus Belgien verholfen und war deswegen der Gestapo aufgefallen. Man hatte ihm den Rat gegeben, sich nach der Schweiz abzusetzen. Einige Wochen geschah nichts. Dann bekam ich wieder ein Telegramm aus London, in dem man mich anfragte, ob der Mann angekommen sei. Meine Antwort war negativ, und bis zum Dezember hatte ich diese Angelegenheit ganz vergessen. Eines Sonntagmorgens läutete das Telephon, und eine Stimme, die mir nicht völlig fremd vorkam, fragte: «Bist du es, Freddie?»

«Wer ist da?»

«Du wirst staunen, Freddie. Ich bin Ricky, dein alter Schulfreund aus Mailand. Erinnerst du dich noch an mich?»

«Aber natürlich, Ricky», erwiderte ich. «Ich erkenne sogar noch

deine Stimme. Ich bin froh, dass du lebst. Geht es dir gut? Bist du in der Schweiz interniert?»

«Nein. Aber ich würde ganz gern zu dir zum Essen kommen und eine charmante junge Dame mitbringen.»

«Mit Vergnügen», antwortete ich, «aber ...»

«Es tut mir leid, dass ich dich so überfallen muss, aber es lässt sich nicht vermeiden. Ich kann den Namen nicht am Telephon nennen. Ich hoffe, du verstehst mich.»

Ich erzählte Wynne von dem plötzlichen Überfall auf ihre Vorräte in der Speisekammer, den dieser Besuch mit sich brachte. Aber sie war gar nicht böse. «Wer ist die Damci?» fragte sie.

«Keine Ahnung.»

«Gut; sie wird sich mit dem zufriedengeben müssen, was wir ihr vorsetzen. Sie kann nur von Glück sagen, dass wir am Monatsanfang sind. Eine Woche später hätte ich ihr Würstchen vorsetzen müssen.» Dann kam ein Anruf von Lamus: «Herr Dreiunddreissig ist angekommen.»

«Stimmt sein Aussehen mit den Angaben überein? Sind Sie sicher, dass er es tatsächlich ist?»

«Ja, bestimmt.»

«Gut, dann melden Sie dem Luftfahrtministerium, dass er angekommen ist, und bringen Sie ihn zu mir auf einen Drink. Ich fürchte, dass er nicht zum Essen bleiben kann. Wir bekommen wichtigen Besuch.»

Herr Dreiunddreissig kam, ein junger Mann in den Dreissigern. Kommandant Blanchard, so war sein Name, sprach sehr gut Englisch. Ich fragte ihn, weshalb er so lange gebraucht habe, bis er hier aufgetaucht sei. Er sah mich einen Augenblick lang merkwürdig an, warf dann seine Krawatte über die Schulter, knöpfte sein Hemd auf und entblösste seine Brust, die von rotblauen Narben bedeckt war. Wynne wich schauernd zurück.

«Was haben Sie?» schrie sie entsetzt. «Sind Sie krank? Ist das eine Krankheit?»

«Nein», sagte er trocken; «das sind Narben von brennenden Zigarren.»

«Von brennenden Zigarren?»

«Ja, von dicken, grossen deutschen Kopfzigarren. Mein ganzer Körper ist mit solchen Narben bedeckt.»

«Und warum zeigen Sie sie uns?» fragte ich.

«Tja, diese Brandmale sind der Grund, warum ich so spät hier angekommen bin. Ich brauchte einige Zeit, um mich zu erholen.»

Dann erzählte er uns von einem britischen Flugzeug, das über Belgien abgeschossen worden war. Die Mannschaft hatte sich mit Fallschirmen gerettet. «Meine jüngere Schwester und ich halfen den Fliegern mit Verpflegung und Kleidung», berichtete er, «aber sie gerieten doch in Gefangenschaft. Die Deutschen wollten wissen, wie sie zu Nahrung gekommen seien. Die Engländer verrieteten uns nicht – aber unglücklicherweise kamen wir doch in Verdacht, denn die Gestapo hatte herausbekommen, dass meine Schwester auf einem Feld in der Nähe der Absturzstelle gesehen worden war. Ich wurde verhaftet, und mit den glühenden Zigarren wollten sie mich zum Reden bringen. Im Laufe des Verhörs erzählte ich ihnen, ich hasse die Royal Air Force, weil sie unser Haus bombardiert und dabei meine Mutter verletzt hatte. Danach liessen sie mich ein paar Tage in Ruhe, überprüften meine Aussage, fanden sie bestätigt und entliessen mich.»

In diesem Moment hörte ich Schritte, die sich auf dem Kiesweg meiner Haustüre näherten. Ich wollte Kommandant Blanchard eben bitten, sich mit Lamus zurückzuziehen, als er zum Fenster hinausblickte und sagte: «Ich kenne die Frau, die den Weg entlangkommt. Es ist unsere belgische Prinzessin Marie-José.»

«Mein lieber Freund», erwiderte ich, «Sie täuschen sich bestimmt. Ich kenne die Prinzessin nicht, und sie würde mich bestimmt auch nicht besuchen.»

«Ich habe nur zwei Gins getrunken», meinte Blanchard, «und ich weiss, dass ich noch klar sehe; zudem würde ich ihr Gesicht sofort und überall erkennen.»

Dann bat ich ihn und Lamus unter vielen Entschuldigungen, das Haus durch den Hintereingang zu verlassen, und sagte ihnen, dass ich sie um acht Uhr zum Abendessen erwarte. Ricky stand nun am Haupteingang. Er sah natürlich älter aus als früher, aber immer noch jung genug für seine Jahre. Wir freuten uns beide riesig über das Wieder-

sehen. «Darf ich euch, Freddie und Wynne, der Prinzessin Marie-José von Piemont vorstellen», sagte er. Blanchard hatte recht gehabt. Die zukünftige Königin von Italien, die Gattin des Prinzen Umberto, des Thronerben, war damals siebenunddreissig Jahre alt. Sie trug ein schlichtes, kleidsames Kostüm, gab sich sehr natürlich und freundlich. Wynne erklärte, dass unser Essen sehr einfach sein werde, aber Prinzessin Marie-José beruhigte sie und sagte, sie müsse sich eigentlich entschuldigen. Sie sei nach Bern gekommen, weil sie bei den Schweizer Behörden etwas erledigen musste; ihr Kämmerer, der Marquis John Resta Pallavicino (für mich «Ricky») habe ihr geraten, nicht in einem öffentlichen Restaurant zu essen, und habe ihr schliesslich das Heim seines alten Freundes vorgeschlagen. Beim Essen erzählte sie die Geschichte ihrer Flucht in die Schweiz. Ihr Schwiegervater, der König von Italien, hatte den Waffenstillstand am 10. September 1943 unterzeichnet. Sie hatte auf Schloss Sarre im Aostatal gelebt, wo sie in den örtlichen Krankenhäusern für die verwundeten Soldaten sorgte. Eines Tages wurde sie gewarnt, dass die Deutschen sie verhaften wollten. Sie war überzeugt, dass Mussolini ihrer Verhaftung nie zustimmen würde, aber man machte sie darauf aufmerksam, dass er nur noch wenig Macht besass und ein Werkzeug der Deutschen geworden war. Bevor die Deutschen merkten, was sich abspielte, hatte sie mit ihren vier Kindern das Aostatal verlassen und war in die Schweiz geflüchtet. Jetzt lebte sie in einer Ortschaft am Thunersee. Die Schweizer hatten ihr geraten, sie möchte sich in ihrem eigenen Interesse ruhig verhalten und alles vermeiden, was sie in der Öffentlichkeit auffallen liesse. Sie begegneten ihr liebenswürdig und respektvoll, sahen sie in ihr doch die zukünftige Königin von Italien. Kurz nach dem Waffenstillstand hatte sie Clifford Norton, unserem Gesandten, bereits in aller Heimlichkeit einen Besuch abgestattet.

Es fiel mir auf, dass sie nach dem Essen eine winzige Zigarre rauchte. Sie fühle sich mit ihren Kindern sicher und glücklich in der Schweiz, sagte sie. Sie werde Ski fahren, sie lese sehr viel und schreibe eifrig. Das Gespräch berührte auch Italien und Belgien. Die Prinzessin machte sich ernste Sorgen über die nächste Zukunft der beiden Länder. Sie war überzeugt, dass die Deutschen die «Taktik der verbrann-

ten Erde» anwenden würden, wenn sie ihre Truppen zurückziehen müssten. Sie sprach von Demokratie «nach dem Krieg» und mit einer bemerkenswerten Weitsicht von Sozialreformen, denen sie zum Durchbruch verhelfen wolle. Ich erwähnte, dass ich ihr schon einmal begegnet sei. «Wo war das?» erkundigte sie sich. «Ricky hat mir so viel von Ihnen erzählt, dass ich Sie schon gut zu kennen glaube, aber ich kann mich wirklich nicht erinnern, Sie schon einmal gesehen zu haben.»

«In Brüssel, Eure Hoheit», sagte ich, «im Jahre 1920, als Ihr Vater, der König von Belgien, einen Flieger aus jedem alliierten Land einlud, um an einer Gedenkfeier für die während des Krieges gefallenen belgischen Piloten teilzunehmen. Ich vertrat die Royal Air Force, und Sie nahmen sich meiner an. Sie waren erst vierzehn Jahre alt, aber Sie zeigten mir einige Gemälde im Palast. Dann löste Sie unglücklicherweise ein alter, bärtiger Kämmerer ab und führte mich weiter durch das Schloss.»

Die Prinzessin schien an dieser Geschichte Gefallen zu finden. «Es tut mir leid; an Sie kann ich mich kaum noch erinnern», sagte sie, «aber den alten Mann mit dem Bart habe ich nicht vergessen!»

Zu dieser Zeit hörte ich zum erstenmal etwas von einem schweizerischen Aberglauben, der den Ausbruch von Kriegen betrifft. Alle fünfundzwanzig Jahre findet eine schweizerische Landesausstellung statt. 1914 wurde sie vom Ausbruch des ersten Weltkrieges überschattet; diejenige von 1939 in Zürich schloss ihre Tore kurze Zeit nach den Kriegserklärungen zum zweiten Weltkrieg. Trotzdem sind nicht alle Schweizer abergläubisch; denn schon wird für die Landesausstellung 1964 in Lausanne gearbeitet.

ICH BEGINNE NOCH EINMAL

Am 20. Juli 1944 gab Hitler im Radio das auf ihn verübte Attentat und sein Scheitern bekannt. Er führte dabei aus, sein Davonkommen bewiese, dass die Vorsehung ihn ausersehen habe, seine heilige Aufgabe, das heisst die Lenkung des Schicksals des deutschen Volkes, weiterzuführen und zu vollenden. Allen Dulles hatte seit ihren Anfängen um die Verschwörung gewusst, obwohl auch ihm der für das Attentat festgesetzte Tag nicht bekannt war. Inzwischen hat er die ganze Episode in seinem faszinierenden Buch «Germany's Underground» niedergeschrieben.

Das nach der Invasion am Tage «D» im Juni 1944 wichtigste Ereignis fand am 16. August statt, als die Alliierten in Südfrankreich zwischen Cannes und Saint-Tropez landeten. Vor und nach diesem Geschehen spielten wir in der Schweiz eine wichtige Rolle, da die Fäden der verschiedenen Nachrichtendienste hinter den feindlichen Linien bei uns zusammenliefen. Wir standen in engem Kontakt mit der französischen Widerstandsbewegung. Ihre Einzelberichte aus den Departementen von Südfrankreich und dem Jura zusammenfassend, waren wir in der Lage, die neuesten Informationen sehr schnell an das Hauptquartier der Alliierten weiterzugeben. Es war eine anstrengende Arbeit, aber unser Team war ausgezeichnet. «Fanny» Cartwright, Herbert Fryer, Pat Reid, Victor Farrell, MacCaffery, Marchesi und Lamus gehörten dazu. Fryer, der seit dem Tag des Versailler Vertrages in Europa tätig gewesen war und perfekt Deutsch und Französisch sprach, hatte viele gute Bekannte, und diese Beziehungen nutzte er für unsere Arbeit aus. Wir stellten unter anderem fest, dass der Feind nur zweihundert Flugzeuge aller möglichen Typen

zusammenbringen konnte, um die Invasion in Südfrankreich zurückzudrängen. Wir dagegen konnten 7. zwischen vier- und fünftausend Maschinen einsetzen. Es war wie in Dünkirchen, nur mit umgekehrten Voraussetzungen. Meine Genugtuung wurde leicht getrübt vom Mitleid mit den deutschen Piloten, die gegen eine solche Überzahl zu kämpfen hatten.

Das französische Maquis erhielt durch die südliche Invasion einen ungeheuren Ansporn, und seine Sabotagetätigkeit im Winter 1944/45 machte es den Deutschen fast unmöglich, den Abwehrkampf richtig zu organisieren. Kesselring sah sich in Italien einer ähnlichen Situation gegenüber. Am 25. August befreiten die Alliierten Paris, und bis zum September hatte die Invasion im Süden die deutschen Truppen von der westlichen Grenze der Schweiz verdrängt. Wir waren nicht mehr länger eingeschlossen.

Im Winter 1944/45 waren alle Attachés vollauf mit dem Austausch von Kranken und Verwundeten, den das Internationale Komitee vom Roten Kreuz organisiert hatte, beschäftigt. Einige Fälle waren schrecklich. Ich erinnere mich, dass man einige kräftige junge Männer zurück nach England schickte, ohne dass sie selbst oder jemand anders wusste, wer sie überhaupt waren. Sie hatten ihr Gedächtnis verloren – und doch wartete in der Heimat irgendjemand auf sie. Ihre Identität festzustellen hiess eine Nadel in einem Heuhaufen suchen. Bis heute weiss ich nicht, ob die Nachforschungen des Roten Kreuzes in diesen Fällen erfolgreich waren.

Später wurden Züge eingesetzt, um die Hunderte von Geflüchteten, die wir in der Schweiz einquartiert hatten, nach Marseille zu bringen und sie von dort per Schiff in die Heimat zu verfrachten. Heute klingt das alles sehr einfach, aber damals waren diese Aufgaben mit den grössten Schwierigkeiten verbunden. Militärische Transporte hatten immer Priorität, und zudem war ganz Südfrankreich zu jener Zeit eine Art Niemandsland. Deutsche Truppenteile bewegten sich vielenorts noch frei. Riesige versteckte Waffen- und Munitionslager standen ihnen zur Verfügung. Nur nach und nach wurden sie umzingelt.

In Gruppen belagerten sie die Strassen und Eisenbahnlinien, oft

nur von einzelnen bewaffneten Franzosen, die die Armbinde der Resistance trugen, bewacht.

Im September 1944 konnte ich die Schweiz das erstmal wieder verlassen, seitdem ich im Juni 1940 eingereist war. «Fanny» hatte einen deutschen Raketenspezialisten, der in die Schweiz geflohen war, unter seine Fittiche genommen und wollte ihn so schnell wie möglich nach London schicken. Er hörte von meiner bevorstehenden Reise nach Paris, und ich bekam den Wissenschaftler in meine Obhut. In Paris übergab ich ihn den Sicherheitsorganen der Royal Air Force. Informationen über die deutschen V-Waffen und Raketen waren schon einige Zeit früher durch Schweizer Stellen in unsere Hände gelangt. Das Zentrum für diese neue Kampfmaschine lag in Peenemünde auf der Ostseeinsel Usedom. Schweizer Industrielle, die Deutschland bereist hatten, lieferten immer wieder wertvolle Beobachtungen, und auch die Nachrichten, die Michel Hollard über die V-Waffen und ihre Abschussbasen einholte und die von grösster Wichtigkeit waren, wurden über die Schweiz weitergeleitet.

Schon im April 1943 war Pat Reid durch Zufall auf Mitteilungen über die Raketenerzeugung in Peenemünde gestossen; er hätte ihnen nicht viel Glauben geschenkt, wenn dabei nicht etwas Seltsames geschehen wäre. 1941, als Reid noch Kriegsgefangener war, kam ihm in Colditz ein Buch in die Hände, das in einer Bibliothek ausgeliehen wurde und unter den Häftlingen die Runde machte. Es war eine Abhandlung über die Raketenerzeugung, wie sie in Deutschland hauptsächlich in den zwanziger und dreissiger Jahren stattgefunden hatte. Darin wurde nicht nur die Technik der Raketen beschrieben, sondern auch die Versuche, die man mit ihnen angestellt hatte; zum Teil sollen die Raketen bemannt gewesen sein. In den Zeitungsartikeln, die auszugsweise im Buch wiedergegeben waren, wurden sogar erfolgreiche Fallschirmlandungen der aus den Raketen katapultierten Piloten erwähnt. Peenemünde wurde als das grösste Raketenerzeugungszentrum in Deutschland beschrieben; und zwei Jahre später, als Reid von den Raketenerzeugungsbasen hörte und der Name Peenemünde fiel, erinnerte er sich an das Gelesene. Als man uns die ersten Informationen über Peenemünde brachte, stürzte er sich auf das Material

und machte sich an die Arbeit, so dass wir schliesslich wieder etwas mehr über Hitlers geheime Rüstung wussten und einen Bericht nach England weitergeben konnten.

In Paris fuhr ich zu meinem alten Freund Sir Trafford Leigh-Mallory, der inzwischen Oberbefehlshaber über die alliierten Expeditionsluftstreitkräfte geworden war. Leigh-Mallory fragte mich, ob ich ihn in den Fernen Osten begleiten würde. Er sollte dort in Kürze das Oberkommando übernehmen. Im November werde er fliegen, und er werde bestimmt noch einen Platz für mich in seinem Flugzeug haben. Ich wies dieses Angebot höflich und gleichzeitig etwas wehmütig mit der Begründung ab, dass ich von der Arbeit im Osten keine Ahnung hätte und ich ihm deshalb nur wenig nützen könnte. Nach meiner Rückkehr nach Bern erhielt ich am 15. November desselben Jahres ein dringendes Telegramm mit der traurigen Nachricht, dass Leigh-Mallorys Maschine vermisst werde; wahrscheinlich sei sie irgendwo in den Alpen abgestürzt. Er war auf dem Weg in den Fernen Osten gewesen, und sowohl von ihm als auch von seiner Frau fehlte jede Spur. Ich liess sofort überall nachforschen; die Schweizer Behörden veranlassten eine Suchaktion und gelangten zur Überzeugung, dass in der Schweiz kein Flugzeug abgestürzt sei. Erst viele Monate später fanden die Franzosen zufällig Leigh-Mallorys völlig ausgebrannte Maschine in den Bergen südlich von Grenoble.

1944 flüchteten viele Russen über die Schweizer Grenze. Sie waren bei der Sklavenarbeit in den Fabriken und auf den Feldern in Deutschland halb verhungert. Sergej wurde zum Verbindungsoffizier für russische Militär- und Zivilflüchtlinge ernannt. Er kam dabei zu einigen erstklassigen Informationen über die deutsche Industrie und über getarnte Verstecke, die unseren Bombern die Arbeit wesentlich erleichterten. «Peter» Norton und verschiedene Angehörige der Gesandtschaft, auch Wynne und ich selbst, taten alles, um den in der Schweiz internierten Russen zu helfen. Die Russen wollten sich für die Gastfreundschaft und Freundlichkeit, die wir ihnen erwiesen, bedanken, bildeten ein Komitee und arrangierten einen Tanzabend im «Gurten-Hotel», wo man sie einquartiert hatte. Eine kleine Bergbahn führt zu dem Hotel, das auf einem Hügel liegt und von dem man

ganz Bern überblickt. Das Komitee hatte auch beschlossen, «Peter» Norton ein Bild zu überreichen, das einen russischen Bauernhof darstellt. Man traf alle Vorbereitungen, aber einige Tage vor dem Fest schien etwas zu hapern. Sergej hielt den Mund, und ich konnte vorerst nichts Näheres erfahren. Schliesslich entlockte ich ihm, dass die internierten Russen dem Komitee wegen eines ihnen missfallenden Details des Gemäldes ziemlich grosse Schwierigkeiten bereiteten. Mehr wusste Sergej auch nicht; denn die Russen weigerten sich, ihm Genaueres zu erzählen.

Ich schickte Sergej mit dem Auftrag fort, der Sache auf den Grund zu gehen. Einen oder zwei Tage später kam er in mein Büro, um mir zu berichten. Die Russen hätten gegen den Hund auf dem Bild Einwände erhoben, fanden ihn aber wiederum doch typisch für einen russischen Bauernhof. Nur lege der Hund, so sagten sie, für Russland wenig Ehre ein. Er sei zu mager, und man würde den Eindruck bekommen, dass die Hunde in Russland halb verhungerten. Die Russen machten dem Maler, einem ihrer Kameraden, klar, das Bild werde nur überreicht werden, wenn er den Hund dicker male. Der Künstler weigerte sich aber und behauptete, er könne den Hund unmöglich so fett malen, er würde geradezu lächerlich wirken. Schliesslich versuchte er es aber doch.

Am bewussten Tag schien alles in Ordnung. «Peter» Norton erhielt ihr prächtiges Bild mit dem russischen Bauernhof. Ich konnte nicht umhin, den Hund genauer zu betrachten, und tatsächlich sah er nach seiner «Mastkur» eher einem wohlgenährten Kalb als einem Hund ähnlich. Der ganze Zwischenfall war ein typisches Beispiel für die Art von Schwierigkeiten, denen wir bei den Russen begegneten.

Gegen Ende des Jahres führte Sergej die russischen Flüchtlinge aus der Schweiz zusammen mit einem grossen Kontingent von Frankreich – im Ganzen waren es etwa tausend – nach Saint-Raphaël und von dort mit dem Schiff nach Neapel, wo sie von einer sowjetrussischen Militärmission übernommen wurden.

Auf dem Rückweg über Paris musste er feststellen, dass er bei dem kurz vorher eröffneten sowjetischen Generalkonsulat nicht gerade

als Persona grata galt; die gewünschten Ausweispapiere wurden ihm nämlich nicht ausgestellt. Erst im Dezember 1944 erhielt ich für ihn ein Visum, so dass er wenigstens Frau und Kind in England besuchen konnte. Nach Überwindung endloser Hindernisse gelang es mir dann schliesslich, ihm einen britischen Pass zu verschaffen. Sergej, der Kosake, ist nun britischer Staatsbürger.

Im April 1945 erhielten wir durch die italienische Untergrundbewegung die Nachricht, Mussolini plane, sich einem kleinen faschistischen Überrest der italienischen Streitkräfte unter General Onori anzuschliessen. Es sollten ungefähr fünftausend Mann sein, die in Richtung Como marschierten, nachdem sie sich in Mailand abgesetzt hatten. Ich war überzeugt, dass damit Mussolinis Flucht in die Schweiz vorbereitet wurde. Um diese Absicht zu verwirklichen, musste er um jeden Preis versuchen, den Deutschen zu entkommen. In jungen Jahren - als Leiter der Zeitung «Avanti» hatte er Schwierigkeiten mit den Behörden - war der Duce schon einmal in die Schweiz geflohen. Ich wollte in der Nähe sein, wenn der Krieg in Italien eine entscheidende Wendung nahm. Wichtige Nachrichten konnten eintreffen, die ich sofort weiterleiten musste. Die Engländer hatten unterdessen Mailand erreicht. Chiasso, ein schweizerisches Grenzstädtchen nördlich vom Comersee, würde als Hauptquartier für meine Arbeit am günstigsten sein. Barney Legge wollte mitkommen, und wir fuhren mit dem Wagen los.

Auf der Fahrt unterhielten wir uns natürlich auch über Claretta Petacci, die Geheberte Mussolinis. Ich war ihr schon einmal begegnet, und wir fragten uns, ob Mussolini sie wohl in die Schweiz mitbringen werde. Ich war überzeugt davon.

Würden sie sich verkleiden, um in die Schweiz zu gelangen - vielleicht als Bauern -, oder würde es an der Grenze einen diplomatischen Zwischenfall geben? Ein Nachrichtendienst hat die Aufgabe, ein Drama aus der Nähe zu beobachten, ohne sich daran zu beteiligen. Ich wäre gern heimlich über die Grenze gegangen, um Mussolini zu suchen und wie ein Spürhund auf seiner Fährte zu bleiben. Statt dessen musste ich mit Barney in einem Restaurant fünfzig Meter von der Grenze sitzen und auf die Berichte anderer warten.

Es gelang mir, über die Abschränkung zwischen der Schweiz und Italien mit einem italienischen Unteroffizier ins Gespräch zu kommen. Der Italiener berichtete mir: «Die letzten Nachrichten sind schlecht. Es wird eine Katastrophe geben. Ich bleibe Heber in der Nähe der Zollschanke, um im letzten Moment hinüberspringen zu können. Die Schweizer lassen uns durch. Wir sind nur sechs, die hier auf Posten sind, alle über vierzigjährig. Von uns kann man nicht erwarten, dass wir die britische Armee aufhalten!»

Ich wies auf die andere Strassenseite. «Und was ist mit den Deutschen dort drüben?»

«Nur keine Sorge, die springen auch mit!»

Am nächsten Morgen, dem 28. April, trank ich in dem Restaurant gerade Kaffee, als ein Schweizer Freund aufgeregt hereinkam.

«Commodore», sagte er völlig ausser Atem, «soeben haben mir italienische Arbeiter erzählt, dass Mussolini und Claretta Petacci ermordet worden sind. Sie waren verkleidet, aber man hat sie erkannt, aus dem Wagen gezogen und am Strassenrand wie Hunde erschossen. Sie waren auf dem Weg zur Grenze.»

Bei dieser Nachricht wurde uns beinahe übel. Waren es die Nazis gewesen? Alle möglichen Gerüchte gelangten in das Grenzstädtchen, und wir versuchten die Wahrheit herauszufinden. Später erfuhren wir, kommunistische Partisanen seien für die Untat verantwortlich. Allem Anschein nach wollten die Kommunisten Mussolini vor eine Art Volksgericht stellen, aber dann wuchs ihnen die Angelegenheit über den Kopf, besonders nachdem bekannt wurde, Mussolini führe einen märchenhaften Schatz, bestehend aus Schmuck und Geldern in allen Währungen, mit sich. Nach dem grausigen Tod Mussolinis begingen die Hauptschuldigen eine ganze Reihe weiterer Morde, um ihr Verbrechen zu vertuschen und Zeugen zu beseitigen.

Am 28. April kapitulierte nach langwierigen Waffenstillstandsverhandlungen, die von General Wolff eingeleitet worden waren, die Heeresgruppe in Italien unter General von Vietinghoff. Am 29. April wurde die Kapitulation in Caserta, dem Hauptquartier Feldmarschall Alexanders, unterzeichnet.

Einige Tage darauf fuhr ich wieder mit dem Wagen nach Chiasso.

Diesmal waren Wynne und Sergej dabei, und wir fuhren direkt weiter nach Mailand. Die Strassen waren gesäubert und in den Händen der Briten. In Mailand herrschte Feststimmung. Vom Royal-Air-Force-Hauptquartier musste ich ins Hotel «Gallia»; dort traf ich einen italienischen Obersten, einen Freund von mir, der bei den Partisanen eine wichtige Rolle gespielt hatte. Er erbot sich, mir in Mailand in jeder Weise behilflich zu sein. Meine erste Bitte schockierte ihn aber doch ziemlich.

«Ich würde gern einem Altersheim einen offiziellen Besuch abstatten. Es liegt in der Nähe der berühmten Rennbahn von San Siro», bat ich ihn. «Aber gewiss», sagte er; «nur darf ich Sie fragen, warum Sie dorthin wollen?»

«Ich möchte meine alte Kinderfrau Adèle besuchen – ich hoffe, dass sie noch lebt.»

«Ich werde Ihnen eine Begleitmannschaft zur Verfügung stellen», sagte er und salutierte.

Innerhalb der nächsten Viertelstunde schon hatte mir der Oberst eine Zwei-Mann-Motorradeskorte besorgt. Es waren Partisanen. Ihre Kleidung bestand aus willkürlich zusammengestellten Teilen britischer, amerikanischer, italienischer und deutscher Uniformen. Bewaffnet waren sie wie die Banditen.

Das Altersheim in Mailand ist ein grosses, schönes Gebäude und liegt gleich an der Zufahrt zur Autobahn, die zu den italienischen Seen führt. Es wird von den Behörden der Stadt Mailand unterhalten und von Nonnen unter der Leitung einer Schwester Oberin verwaltet. Mailand kann wirklich sehr stolz auf dieses Heim sein. Sergej steuerte meinen Humber, und mit der Motorradeskorte fuhren wir durch das Tor in den Garten. Die beiden Motorradfahrer verursachten einen Heidenspektakel; mit quietschenden Bremsen brachten sie ihre Vehikel vor dem Haupteingang zum Stehen. Der Lärm hatte eine kleine Nonne an die Tür geführt; vorsichtig und verstohlen warf sie einen Blick durch die Glastür.

Die Italiener bestanden darauf, dass Wynne und ich im Wagen blieben, bis sie die Schwester Oberin herbeigerufen hätten. Sie sprachen mit der kleinen Nonne, und diese verschwand so leise und

schnell wie eine Maus. Während wir warteten, zeigte Wynne zu den Fenstern des Gebäudes hinauf. An jedem Fenster – und es waren Dutzende – drängten sich neugierige Zuschauer. Nonnen, Ärzte, Krankenschwestern, alte Leute und Besucher, alle starrten auf uns herunter. Die Schwester Oberin erschien, begleitet von den beiden Partisanen. Wynne und ich stiegen aus dem Wagen, ich salutierte, und wir begrüßten uns mit Händeschütteln. Das schien die Leute an den Fenstern und jene, die sich unterdessen um den Wagen herum versammelt hatten, zu beruhigen. Die Schwester Oberin, eine grosse, gutaussehende Frau, fragte mich, was sie für uns tun könne.

«Ich möchte gerne Adèle Borghi sehen, wenn sie noch im Heim lebt.» «Adèle lebt», erwiderte sie, «aber sie ist sehr krank. Sind Sie vielleicht zufällig Commodore West?» Ich bejahte es. «Ich kenne Sie sehr gut», fuhr sie fort, «Adèle hat uns viel aus Ihrer Jugendzeit erzählt. Und erst noch vor wenigen Tagen hat sie gesagt: ‚Wenn ich ihn nur noch einmal sehen könnte, bevor ich sterbe.‘»

Die Schwester Oberin führte uns durch die langen, sauberen Korridore. Als wir zum Zimmer elf kamen, flüsterte sie: «Adèle strickt sehr gern, aber die Ärzte halten es in ihrem ernsten Zustand für eine zu grosse Anstrengung – so nimmt ihr Schwester Pia immer das Strickzeug weg. Adèle hält sie für eine Diebin. Es kann sein, dass sie mit Ihnen darüber spricht, denn auch den Ärzten und mir hat sie schon davon erzählt. Es ist besser, wenn Sie im Bild sind. Commodore, nach dem Besuch bei Adèle würde ich Sie gerne noch einen Moment sprechen.»

«Wird die Überraschung über unseren Besuch nicht ein zu grosser Schock für sie sein?» erkundigte sich Wynne. «Glauben Sie nicht, Schwester Oberin, es wäre vorsichtiger, die Patientin auf unseren Besuch etwas vorzubereiten?» Aber die Schwester Oberin antwortete: «Adèle ist schon sehr schwach, und wenn ich ihr vorher etwas von Ihrem Besuch erzähle, wird sie sich zurechtmachen wollen, damit sie nicht so schlecht aussieht. Das wollen wir lieber vermeiden. Lassen Sie ihr die freudige Überraschung, wenn sie die Augen aufschlägt. Um diese Zeit schläft sie meistens ein wenig.»

Wir traten in das Zimmer. Drei Betten standen darin, eines davon

war leer. Der Raum war weiss und sehr sauber, und durch ein grosses Südfenster schien die Sonne herein. Die Patientin neben Adèle flüsterte uns zu: «Adèle schläft noch, aber in ungefähr fünf Minuten wird sie erwachen.» Wynne hatte einen Strauss Frühlingsblumen mitgebracht. Sie ging in ein Nebenzimmer, holte eine Vase und begann die Blumen liebevoll einzustellen. Ich setzte mich an Adeles Bett. Ihr Gesicht war wachsbleich, völlig farblos, aber seltsamerweise war ihr Haar immer noch dunkel. Friedlich atmete sie mit schwachen Zügen. Wenige Augenblicke später zitterten ihre Lider, langsam öffnete sie die Augen, und dann schlug sie sie plötzlich weit auf. Als sie mich erkannte, wurden ihre grossen schwarzen Augen, die ich so gut kannte, noch grösser vor Freude und Überraschung – und dann kamen ihr die Tränen. Wynne und ich küssten sie. Ein bisschen Farbe kam in ihr Gesicht, aber bald war es wieder kreidebleich. Als ich noch ein kleiner Junge war, hatte sie mich «Freddie» genannt; ein bisschen später «Signorino»; nach dem ersten Weltkrieg «11 Capitano», und als Wynne und ich geheiratet hatten, nannte sie uns «gli sposini», «das junge Paar». Und auch jetzt verwendete sie diesen Ausdruck. Wynne und ich waren gerührt, nach dreiundzwanzig Jahren Ehe immer noch «junges Paar» genannt zu werden.

Sie erzählte uns, dass sie hier sehr glücklich sei und alle zu ihr freundlich wären. Nur eine Nonne, Schwester Pia, sei eine kleine Diebin. Sie habe sie bei mehreren Gelegenheiten erwischt, wie sie ihr die Wolle und die Stricknadeln fortgenommen habe. «Während des ganzen Krieges», flüsterte sie, «habe ich immer in der kleinen Kapelle am Ende des Korridors dafür gebetet, dass dir nichts passiert. Und ich habe sogar noch für dich gebetet, als die Royal Air Force Mailand bombardierte, du schlimmer Junge.» Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: «Die anderen beiden alten Frauen hier bei mir im Zimmer – eine davon ist gestorben – wussten alles über dich. Ich habe ihnen aber erst von dir erzählt, als der König den Waffenstillstand unterschrieben hatte. Als Mailand hernach wieder von der Royal Air Force bombardiert wurde, hab' ich mit ihnen viel Ärger gehabt, besonders als einige Bomben nur ein paar hundert Meter vom Heim entfernt einschlugen. Tagelang haben sie nicht mit mir gesprochen. Aber

zum Glück war die Schwester Oberin nett und hatte Verständnis.» Sie machte wieder eine Pause und nahm dann alle Kraft zusammen, als sie sagte: «Alles Liebe der Signora.» (Damit war meine Mutter gemeint.) «Es ist traurig, dass ich sie in dieser Welt nicht mehr wiedersehen werde. Ich habe nicht mehr die Kraft, in die Kapelle zu gehen, aber ich habe jeden Tag hier darum gebetet, dass du noch kommst, bevor es mit mir zu Ende geht. Jetzt bin ich glücklich.» Sie sah mich noch einmal an; ich wusste, dass sie mich jetzt ganz deutlich sah. «Du hast viele Haare verloren und bist ein bisschen dicker geworden, aber deine Augen haben immer noch die gleiche Farbe.» Ich antwortete, dass auch sie immer noch die gleiche sei und dass wir versuchen würden, sie öfters zu besuchen. Sie lächelte schwach, denn sie wusste, dass sie bald sterben würde. Ich gab ihr zum Abschied einen Kuss. Sie lag so zart und schwach da, und wehmütig musste ich daran denken, wieviel Liebe und Treue mir diese gütige, einfache Frau geschenkt hatte. Es war das letztemal, dass ich sie sah. Zehn Tage später schief sie still und friedlich für immer ein.

Als wir auf Zehenspitzen Adeles Zimmer verliessen und langsam den Korridor hinuntergingen, trafen wir die Schwester Oberin. Sie führte uns in ihr Empfangszimmer. Dort eröffnete sie uns, dass sie im Krieg mit den Partisanen engen Kontakt gehabt und geflohenen britischen Gefangenen Unterschlupf gewährt hatte. Deutsche Offiziere hätten sie verhört, und sie sei in Schwierigkeiten geraten. «Sie sind der erste Offizier der Alliierten, der unser Heim besucht. Ich danke Ihnen dafür. Ihr Besuch bei Adèle hat uns allen unendliche Freude bereitet. Ich kann Ihnen nicht erklären, warum, aber er gibt auch mir wieder mehr Kraft, Mut und Hoffnung.»

Wieder in der Stadt, fand ich im Hotel den Befehl vor, sofort nach Rom weiterzufahren. In aller Eile sorgte ich für Wynnes Unterkunft, dann fuhren Sergej und ich mit dem Wagen nach Rom, wo wir im Hotel «Excelsior» abstiegen. Das einzige noch freie Zimmer war riesengross und war wohl das Schlafzimmer der Luxussuite des Hotels. Glücklicherweise enthielt es zwei Betten. Sergej und ich trennten uns und erledigten unsere Angelegenheiten. Ich kam schon am frühen Nachmittag zurück. Auf dem Weg ins Hotelzimmer begegneten mir

auf dem Korridor zwei Nonnen, die aus einem benachbarten Raum traten. Leise gingen sie davon, aber ich hatte bemerkt, dass sie in tiefer Trauer Totengebete murmelten. Ich hatte gerade meinen Kittel ausgezogen, um mich ein wenig zu erfrischen, als das Telephon läutete. Der Hoteldirektor war am Apparat. Sehr höflich und unter vielen Entschuldigungen fragte er mich, ob ich mein Zimmer freigeben und in ein kleineres umziehen würde. Nur dieses eine Zimmer sei gross genug für die Aufbahrung einer italienischen Prinzessin, die in dem kleineren Schlafzimmer nebenan gestorben sei. Ich tauschte sofort.

Dann ging ich in die Bar hinunter, um auf Sergej zu warten. Als er kam, hatte er nur Augen für ein paar sehr gut angezogene, wohlproportionierte Italienerinnen, die sich in dem prächtigen Aufenthaltsraum miteinander unterhielten.

Sergej ging aufs Zimmer, um sich fein zu machen. Ich hatte vollständig vergessen, ihm zu sagen, was sich in der Zwischenzeit abgespielt hatte. Als nächstes hörte ich einen lauten Wortwechsel im Empfangsraum. Sergej hatte mit dem Direktor eine heftige Auseinandersetzung, und seine Stimme war bis zur Bar zu hören. Aufgebracht donnerte er: «... und was tue ich? Ich gehe in mein Zimmer, um mich umzuziehen ... Ich öffne die Tür ... Ich sehe, dass jemand auf meinem Bett liegt... Es ist eine Frau ... Eine tote Frau.»

Im Sommer 1945 war meine Arbeit in der Schweiz beendet, und ich konnte seit Weihnachten 1939 zum erstenmal wieder Urlaub nehmen. Im September sass ich in einem Plüschsessel hinter einem prunkvollen Tisch in einem Salon mit blauen Teppichen und einer vergoldeten Decke - im ehemaligen Ballsaal des Seaford House am Beigrave Square in London. In diesem Gebäude ist jetzt das Imperial Defence College untergebracht. Als der Ballsaal mein Büro wurde, war ich Chef einer Abteilung im Luftfahrtministerium - dem Direktorium der Verbindung zwischen den Alliierten und dem Ausland. Böse Zungen verdrehten die Abkürzung für diese Abteilung - DAFL - in DAFT, was zu deutsch «einfältig» bedeutet. Eines schönen Tages stand auf dem blauen Teppich vor mir kein anderer als der Mehlkönig Jimmy Rank.

«Deswegen muss ich also so viele Steuern zahlen», neckte er mich, «damit Burschen wie du in so einer luxuriösen Umgebung sitzen können.» Aber dann kam er bald zur Sache. «Freddie», fragte er mich, «glaubst du, dass es nochmals Krieg gibt – sagen wir in zehn Jahren?»

«Nein, das glaube ich nicht», erwiderte ich. «Es wird lang andauernde Spannungen zwischen den Russen und dem Westen geben, aber keinen Krieg.»

«Sehr gut», sagte er, «dann solltest du deinen Abschied nehmen und dich ins Geschäftsleben zurückziehen. Mein Bruder Arthur plant eine Weltorganisation für den Verleih britischer Filme. Er glaubt, britische Filme können der Welt die englische Lebensweise zeigen. Er ist überzeugt, dass Filme viel zu einer besseren Verständigung zwischen den Völkern der ganzen Welt beitragen und so eine wichtige Aufgabe bei den Bemühungen um einen dauerhaften Frieden übernehmen können. Mir scheint, du könntest meinem Bruder sehr nützlich sein.»

So ging ich im Januar 1946 zur Rank-Organisation, und 1947 wurde ich zum leitenden Direktor der Gesellschaft für den Überseeverleih ernannt. Eine andere Tür hatte sich geöffnet, und ich trat in eine neue faszinierende Welt.

INHALT

Vorwort	5
Kindheit in Mailand	7
Das Fahrradrennen.....	19
«Die Uni» – Genua 1914.....	30
Ein Streit in der Bank und – Krieg	38
Ausbildungslager Aldershot – Die Enttäuschungen eines jungen Kriegers	49
An der Front	60
Das Kraterkommando.....	73
Ich werde Beobachter.....	80
Pilot	88
Luftkämpfe.....	99
Abgeschossen.....	112
Die Genesung.....	122
In Gedanken woanders.....	127
Dienst in Friedenszeiten	138
Luftattaché in Finnland.....	160
Frankreich 1939.....	172
Am Fenster gegen Deutschland.....	177
Ich brauche einen Leibwächter	191
Die feindlichen Lager	204
Die Nachrichten-»Bombe«.....	214
Aufruhr in Italien	227
Die Strasse nach Spanien	236
Ich beginne noch einmal	245

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	gegenüber Seite
Air Commodore «Freddie»West, V.C., C.B.E., M.C. 3	
Die Armstrong-Whitworth-Maschine, in der Hauptmann West abgeschossen wurde	112
West als Luftbeobachter	112
Baron Manfred von Richthofen.....	113
Wynne als Tänzerin in einer Wohltätigkeitsveranstaltung der Royal Air Force.....	128
Hauptmann West, Kommandant einer Dreierstaffel im achten Geschwader	128
Die Fokker-Maschine «Saint Raphael». Davor (von Enks nach rechts): Hauptmann Hamilton, Oberst Minchin und ein Vertreter der Bristol Aeroplane Company	129
West fliegt über Petsamo (heute russisches Territorium)	192
Luftattachés bei Wintermanövern der finnischen Armee im Jahre 1937	192
Freddie West und sein Leibwächter Sergej Owsieskij	193
West inmitten einer Gruppe geflohener Royal-Air-Force-Piloten. Rechts aussen Leutnant M. Picot («Pye-Crust»).....	193
Von links nach rechts: Major H. N. Fryer, Air Commodore West, Sir David Kelly, Oberst Cartwright und A. Lees Mayall	208
Das «Todesstrahlenteam». Von links nach rechts: Sergej, Oberst de Jonge, General Legge und Freddie West.....	208
Hauptmann P. R. Reid, der Autor des Buches, nach der Flucht aus Deutschland	209